This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 58 848

TO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Deutsch-Neuguinea

von

UNIV. OF
CALIFORNIA

Ernst Tappenbeck.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung.
Berlin 1901.

DU742
T3

UNIV. OF
CALIFORNIA

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Die letzten Jahre haben die bisher sehr spärliche Neu Guinea Litteratur durch eine Reihe neuer Werke ziemlich reichhaltig gestaltet, dieser Band soll ein neues Glied in der Kette bilden. Niemals hat die Absicht vorgelegen, die früheren Werke zu überbieten, sondern es war der Wunsch des Herrn Verlegers, über jede unserer Kolonien eine gedrängte Übersicht zu geben in einer Form, die nicht nur für spezielle Kolonialfreunde von Interesse sei, sondern durch Einfachheit und Fortlassung alles wissenschaftlichen Beiwerks auch weiteren Kreisen ein allgemeines Bild von den Kolonien zu geben geeignet sei. Der Verfasser des vorliegenden Bandes steht mit dem Neu Guinea Schutzgebiete seit 10 Jahren in engster Verbindung und war zu drei verschiedenen Zeiten an Ort und Stelle; Leid und Freud konnte er selbst mit durchmachen und sich ein Urteil über das bilden, was die Kolonie bei unserer jetzigen Kenntnis von derselben, zu leisten vermag. Offen und ohne Rückhalt giebt er seine Ansichten und niemand würde sich mehr freuen als er, wenn er sich in allen den Punkten, wo er zu schwarz sah, getäuscht hätte.

Der vom Herrn Verleger zur Verfügung gestellte Raum verlangte es, das alles in zusammengedrängter Form gegeben werden musste und das machte sich bei einem so zerrissenen und verschiedenen Gebiet, wie es unser Neu Guinea Schutzgebiet ist, noch ganz besonders geltend. So werden Eingeweihtere manche Lücken finden, sie liessen sich nicht vermeiden und sind möglichst da gelassen, wo das Gesamtbild am wenigsten dadurch gestört wird.

In diesem Sinne bitte ich das kleine Werk freundlich aufnehmen zu wollen.

Dem Herrn Verleger und allen denen, die mir in der einen oder anderen Weise behülflich waren, meinen verbindlichsten Dank.

Ernst Tappenbeck.

665792

Inhalt.

Seite

I. Einiges aus der Vergangenheit 3
II. Bodengestaltung und Gliederung 12
III. Klima und Gesundheitsverhältnisse 20
IV. Bisherige deutsche Kolonialarbeiten 27
V. Der Papua in Gestalt, Sitte, Gewohnheit und Mythe. 36
VI. Die Bewohner des Bismarck-Archipels in ihren Sitten und Gebräuchen 77
VII. Das materielle Leben der Melanesen 93
VIII. Die Salomons-Insulaner in Sitten und Gewohnheiten . 108
IX. Das materielle Leben der Salomons-Insulaner . . . 119
X. Die Tierwelt von Neu Guinea 132
XI. Einige Betrachtungen zur Botanik von Neu Guinea . 145
XII. Welche Aussichten bietet Neu Guinea für die Auswanderung 158
a) Welche Aussichten findet der Ansiedler? 159
b) Welche Aussichten hat der Kaufmann? 161
c) Welche Aussichten findet der Handwerker? 161
d) Was bleibt uns damit zu thun übrig? 162
XIII. Ratschläge für solche, die nach Neu Guinea reisen . 163
A. Für das Schiff. 167
B. Für den Landaufenthalt in der Kolonie. 170

Friedrich Wilhelm Hafen (Reichspostdampfer, rechts Lagergebäude.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Einiges aus der Vergangenheit.

Die Entdeckung der nach Grönland grössten Insel Neu Guinea liegt um das Jahr 1510; der Streit um den Besitz der Molukken zwischen Portugiesen und Spaniern führte die ersten europäischen Seefahrer an ihre Küsten, nachdem sie schon einige Jahre früher aus der Ferne gesichtet war.

Die damalige Zeit hatte es mit der heutigen gemein, dass man in jedem neuen Stückchen Erde eine Goldgrube witterte oder erhoffte, und so nannte der Entdecker das neue Land: „Die Goldinsel."

Wäre dieser Name beibehalten worden, wäre es für das Land vom Gesichtspunkte der Erschliessung aus wohl besser gewesen, denn wahrscheinlich hätten sich manche auf der Jagd nach dem Glücke schon in früheren Jahrhunderten an eine Durchforschung der Insel gemacht.

Aber schon der zweite Seefahrer, der diese Küsten besuchte, — gleichfalls ein Spanier, — war weniger optimistisch aber desto rücksichtsloser gegen die Prioritätsrechte des Namens und taufte das für Spanien in Besitz genommene Land Nueva Guinea, — weil er in den Bewohnern manche Ähnlichkeiten mit den Negern der afrikanischen Guinea-Küste zu finden glaubte.

Da auch er von den Molukken kam, so ist kaum anzunehmen, dass ihm der Name entgangen sein sollte, der nicht nur dort, sondern auch bis Java für das Land bekannt war, mit dem die nächstgelegenen Molukkeninseln natürlich schon eine Verbindung hatten, — Papúa.

Auch wir Deutschen können uns noch immer nicht an diesen berechtigsten Namen gewöhnen, und so hat es denn Don Ortiz de Rète auf dem Gewissen, dass noch Tausende von Deutschen ihr Neu Guinea auf der Karte von Afrika suchen.

Eine glückliche Laune der Schöpfung gab dem Neu Guinea-Gebiete zwei starke Bollwerke, die ihm die spanischen Eroberer à la Pizarro vom Leibe hielten und der eingeborenen Bevölkerung gestatteten, bis vor wenigen Jahren in ihren glücklichen Urverhältnissen weiterzuleben.

Die Eindringlinge von Osten hielten die reichen Molukken mit ihren Schätzen ab, und nach Westen schützten es Hunderte von kleinen Inseln und Inselgruppen mit einem Gewirr von sichtbaren und

verborgenen Riffen, die die Schiffahrt zur schwierigsten der ganzen Erde gestalteten.

Wohl waren auch die früheren Jahrhunderte nicht ohne Männer, die sich durch nichts abhalten liessen, den Schleier von dem dunkelsten der dunklen Erdteile zu lüften, aber es waren das nur kurze und oberflächliche Einblicke in die unmittelbare Nähe der Küsten, deren Resultate bald für die allgemeine Kenntnis des Landes wieder ganz verloren waren.

Es dürfte hier wenig interessieren, alle jene Leute aufzuzählen. Die ausländischen Namen, die sich auf der Karte des deutschen Teiles der Südsee vorfinden, geben darüber einige Aufklärungen.

Auch das geschiedene Jahrhundert, das in den schwarzen Erdteil Afrika so viel Licht gebracht hat, dass nur noch wenige versteckte Teile in tiefes Dunkel gehüllt blieben, hat uns Neu Guinea in einem grade umgekehrten Zustande überantwortet; das ganze grosse Gebiet mit allen seinen vielen Inseln und Inselchen ist uns noch eine terra incognita im wahrsten Sinne des Wortes, und einige wenige Keile sind hineingetrieben, und auch diese Gebiete sind so scharf und eng begrenzt, dass schon wenige Kilometer rechts und links vom Wege alles wieder fremd ist.

Da das Schutzgebiet aus einer Menge völlig verschiedener und in keinerlei Zusammenhang stehender Gebiete besteht, ist es erklärlich, dass die wenigen bisherigen Forschungen auch nicht an einander anschliessen, sondern nur zusammenhangslose Abrisse sind.

Erst in den siebziger Jahren interessierte man sich mehr für diese Gebiete; nicht nur kleine Handelsschiffe versuchten hier ihr Glück, sondern auch Kriegsschiffe der verschiedensten Nationen hielten sich auf ihren Übungsreisen längere oder kürzere Zeit hier auf.

Dass sich der Hauptzug der Handelsschiffe nach den Inseln und nicht nach dem Festlande bewegte, war natürlich, denn was man zuerst suchte, waren Menschen, die man als Arbeiter in eine modernere Art von Sklaverei fortführen konnte, und die konnten die dichter bevölkerten und leichter zugänglichen Inseln eher liefern, als das unzugängliche Festland.

Schon 1847 wurde von einer katholischen Mission der Versuch gemacht, auf den Salomons-Inseln festen Fuss zu fassen, doch wurde diese Station schon nach 2 Jahren wegen der feindlichen Haltung der Eingeborenen wieder eingezogen; — erst 1875 gründete die Wesleyanische Mission in Port Hunter auf den Duke of York-Inseln die erste feste Niederlassung in dem jetzt deutschen Gebiet.

Fast gleichzeitig — jedenfalls in demselben Jahre — etablierte sich das Hamburger Haus Johann Caesar Godefroy und Sohn auf Mioko (Neu Lauenburg-Gruppe).

Damit waren nicht nur die ersten festen Positionen geschaffen, sondern auch die erste Handhabe, durch die sich die späteren deutschen Ansprüche rechtfertigen liessen.

Dazu kam im Jahre 1879 ein zweites deutsches Haus, die Firma Hernsheim & Co., die sich auf der Insel Matupi in der Blanche Bay ansiedelte.

Hatte das Haus Godefroy auch seine Kraft überschätzt und war es infolge der zuweit gespannten Verbindungen — das Haus liess zeitweise 32 Schiffe in der Südsee gehen — auch 1879 in Stockung geraten, so zeigt doch der heutige Stand der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee, welche sich zur Übernahme der Godefroy'schen Unternehmungen bildete, dass die Grundlage eine gute und das Unternehmen ein reelles war.

Das Haus Hernsheim steht noch heute über jeden Zweifel erhaben da.

Anders verhielt es sich mit dem auch 1879 im Bismarck-Archipel zum ersten Male debutierenden Unternehmen des Marquis de Rays, der schon einige Zeit früher unter der Firma: „Nouvelle France, Colonie libre de Port Breton" an die Öffentlichkeit getreten, aber bisher von der französischen Regierung an der Ausführung seiner Pläne gehindert worden war.

Es sind jetzt nur wenige am Leben, die über den grossartigen Schwindel, — der vielleicht nur noch von Clondyke erreicht wird, — detaillierte Auskunft geben könnten, und so begrüsste ich es mit Freude, als ich in dem Parkinson'schen Werke: „Im Bismarck-Archipel" eine genaue und interessante Schilderung fand, zu der der Verfasser noch zu einer Zeit die Einzelheiten sammeln konnte, als die bedauernswerten Überbleibsel dieser „Colonie libre" in der Südsee noch keineswegs zu den Seltenheiten gehörten.

Ich lasse Herrn Parkinson selbst sprechen:

„Erst um die Mitte des Jahres 1879 konnten sie unter allerhand Schwierigkeiten auf der „Chandernagor" von Antwerpen nach Neu Irland eingeschifft werden (die ersten Kolonisten). Nach einer langen Fahrt lief das Schiff in eine von hohen und steilen Bergen umsäumte Bucht östlich von Cap St. Georg ein.

Der Ort — Likiliki genannt — hat kaum für die Errichtung von 10 Häusern Platz genug. Dichter Wald bedeckte die Gegend ringsum. Nachdem etwas Proviant und einige Waffen nebst Munition an Land geschafft waren, entstand ein Streit zwischen dem Kapitän des Schiffes und dem Kommandanten der neuen Kolonie, und als eines Morgens die Kolonisten erwachten, sahen sie, dass die „Chandernagor" in der Nacht die Anker gelichtet und sie heimlich verlassen hatte.

Es waren fast alle Nationen Europas unter ihnen vertreten, leider auch Deutsche eine ziemliche Anzahl.

Alle wurden vom Fieber erfasst, zu dem sich ein bösartiger Ausschlag gesellte, und da keine Medikamente zur Hand waren, starben viele rasch dahin.. Die Überlebenden fristeten, den Körper mit eiternden Geschwüren bedeckt und in Lumpen gehüllt, kaum noch ihr elendes Dasein.

Endlich brachte ein englischer Dampfer, dessen Kapitän von den Leiden der Unglücklichen Kunde erhalten, die ersehnte Hülfe.

An Bord desselben wurden die schwersten Kranken — 40 an der Zahl — nach Port Hunter auf der Duke of York-Insel übergeführt, wo sie in der dortigen Missionsstation Pflege und Aufnahme fanden. Der grösste Teil der Genesenen blieb in Neu Britannien (jetzt Neu Pommern) zurück, die übrigen liessen sich wieder nach Likiliki (Neu Mecklenburg) bringen, und bald darauf setzte der ganze Rest der ersten Ansiedler von da nach Australien über.

Mittlerweile war der Marquis de Rays nicht müssig gewesen. Zwar ward jetzt die Ausfuhr von Kolonisten auch von Antwerpen aus verboten, doch gelang es, von Barcelona mit dem Dampfer „Génil“ eine kleine Anzahl Auswanderer nach Neu Irland zu befördern. (Diesmal hatte man nicht Likiliki, sondern Port Breton, westlich von Cap St. Georg, zur Ansiedelung gewählt).

Der Ort lag etwas günstiger, war aber ebenfalls von steilen Bergen umschlossen, zudem mit Felsblöcken und Geröll übersät, wovon der Boden erst befreit werden musste. Kurz nach der „Génil“ traf noch ein anderer Dampfer, „India“, ein, der ebenfalls neue Kolonisten brachte und verschiedene Güter und Materialien auslud, wie Bretter und Pfosten zur Zimmerung von Baracken für die Ankömmlinge sowie grossartige Apparate zur Zuckerfabrikation.

Der Marquis de Rays liess in der französischen Zeitschrift „La nouvelle France“ die glänzendsten Berichte über die neue Kolonie erscheinen. Danach sollten bereits Kaffee- und Zuckerpflanzungen daselbst in Flor stehen, während in Wirklichkeit noch kein Fuss breit Landes kultiviert war.

Auf diese Weise suchte er immer neue Subskribenten auf sein Unternehmen anzulocken, immer bedeutendere Summen aus ihrer Tasche zu ziehen, und es gelang ihm dies um so besser, als die katholische Missionsgesellschaft „Sacré coeur“ sich für den Bestand der „Colonie libre de Port Breton“ interessierte, denn sie hatte schon drei Priester nach Neu Irland geschickt, die sowohl für das Seelenheil der Kolonisten sorgen, wie auch die Eingeborenen in den Schoss der „alleinseligmachenden“ Kirche aufnehmen sollten. Die Hauptbeiträge lieferten jedoch diejenigen Leichtgläubigen, welche sich durch die Aufforderungen, die der Marquis mittels zahlreicher Agenten überallhin verbreitete, zur Subskription auf Landerwerb in den neuen Kolonien verleiten liessen. Zum Preise von 20 Francs für den Hektar wurden durch Subskription viel tausend Hektare

verkauft, an welchen der Verkäufer keinen Schein von Eigentumsrechten besass, trotz seines Vorgebens, er habe sämtliche Inseln des westlichen stillen Oceans unter dem Namen „Nouvelle France“ zu Kolonisationszwecken acquiriert.

Auf einer Karte, die mit der Schrift „Aperçu préliminair sur la colonie libre de Port Breton par P. de Groote, Consul général de la nouvelle France“ veröffentlicht wurde, waren die Gebiete bezeichnet, welche dieses fabelhafte neue Frankreich umfassen sollte.

Entgegen den schönfärberischen Berichten machte aber die Kolonie keine Fortschritte. Die Vorsteher waren unpraktische Leute; die Kolonisten lungerten in den Baracken umher, anstatt zu arbeiten. Es fehlte am Notwendigsten, und die Génil musste nach Sydney abgesandt werden, um frische Vorräte zu holen. Unterdessen wuchs das Misvergnügen der hintergangenen Ausgewanderten, je mehr sie einsahen, dass von Erfüllung der grossartigen Versprechungen, die man ihnen in der Heimat gemacht, garnicht die Rede war und nicht sein konnte. Die Mehrzahl beschloss daher, Port Breton zu verlassen; sie ging, die wertvollsten Sachen mitnehmend, an Bord der „India“ und liess sich nach Neu Caledonien übersetzen, wo alles Entbehrliche verkauft und der Erlös geteilt wurde.

In Barcelona fuhr jedoch der Marquis eifrig fort, Kolonisten zu werben und möglichst viel Geld für Beteiligung an dem lukrativen Unternehmen herauszulocken.

Bald konnte er dem kleinen Häuflein, das in Port Breton verblieb, mit dem Dampfer „Nouvelle Bretagne“ und der Bark „Marquis de Rays“ wieder mehrere hundert Ansiedler zuschicken; diesmal waren es grösstenteils Spanier, welche das Ufer Neu Irlands betraten, um sich hier häuslich niederzulassen. Es wurde ein Anfang gemacht mit Kultivierung des Bodens. Der Wald wurde an passenden Stellen gelichtet, die spärlich vorhandene Humuserde zusammengetragen und mit Kaffeesamen, Muskatnuss und anderen Gewürzpflanzen bestellt. Da erschien eines Tages ein spanisches Kriegsschiff im Hafen von Port Breton. Die zuletzt angekommene Expedition hatte auf der Hinreise in Manila Schulden gemacht, die der Marquis wahrscheinlich, weil die Subskriptionsbeiträge nicht mehr so reichlich flossen, zu bezahlen unterliess. Die Gläubiger wandten sich an den Gouverneur von Manila und dieser schickte das Kriegsschiff nach Port Breton, um ihnen mit Gewalt zu ihrem Gelde zu verhelfen. Der Kapitän machte kurzen Prozess, nahm den Dampfer „Nouvelle Bretagne“ mit der am Bord befindlichen Ladung ins Schlepptau und führte ihn nach Manila.

Dieser Vorfall öffnete allen, die nicht ganz verblendet waren, die Augen, und sie ergriffen die erste Gelegenheit, der Colonie

libre für immer Lebewohl zu sagen und nach Europa zurückzukehren. Zu diesen gehörten auch die drei katholischen Priester, deren einer — Pater Lanuzelle — sich sofort nach Paris begab und dort viel zur Aufdeckung des Schwindels beigetragen hat.

Die in der Kolonie Verbliebenen harrten indess vertrauensvoll auf die Ankunft frischer Vorräte und neuer Ansiedlermassen aus Europa, aber Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne dass sie ihre Hoffnung erfüllt sahen. Der zeitweilige Gouverneur der Kolonie, ein französischer Notar Chambeau, natürlich eine Kreatur des Marquis, vermochte noch eine Weile die immer ungeduldiger werdenden Leute hinzuhalten. Als jedoch wirklicher Mangel eintrat, thaten sie sich zusammen, entsetzten den Gouverneur seines Amtes und wählten unter sich ein Komitee, welches Auftrag und Vollmacht erhielt, die erforderlichen Mittel zur Überfahrt nach Australien zu beschaffen. Mit einem amerikanischen Kaufmann auf einer der nahen Duke of York-Inseln kam nach langen Unterhandlungen das Geschäft zustande; er zahlte die vereinbarte bare Summe aus und versorgte den Dampfer „Génil“ mit Kohlen und Proviant, wogegen die Bark „Marquis de Rays“ nebst allem, was an Bauten, Baumaterialien, Maschinen und sonstigen Inventarstücken noch in Port Breton vorhanden war, in seinen Besitz überging.

Mitte März 1882 schieden die letzten Ansiedler von der „Colonie libre“, indem sie sich an Bord der „Génil“ nach Sydney einschifften. Selbst der Exgouverneur, der bis zum letzten Augenblicke gegen die Abfahrt protestiert hatte, hielt es schliesslich für geraten, gleich mit ihnen das Schiff zu besteigen; es ward ihm ebenfalls klar, dass die Seifenblase geplatzt sei.

Jetzt ist Port Breton von Gestrüpp und Unkraut überwuchert, nur ein weiss angestrichenes hölzernes Kreuz, das in schwarzen Lettern die sehr bezeichnende Inschrift trägt: „Opfer der Kolonie Port Breton“, bezeichnet die Stelle, wo die hier den Einflüssen des Tropenklimas erlegenen Europäer ihre letzte Ruhestätte fanden.

Den Marquis de Rays traf für seine gewissenlosen Schwindeleien eine lächerlich niedrige Strafe; er wurde zu fünfjähriger Haft verurteilt.

Im ganzen waren 13 Millionen Franken für das Schwindelunternehmen aufgebracht worden.“

Während sich in den siebziger Jahren im Neu Britannien-Archipel die ersten festen Pfeiler für ein sonst gesundes und kräftiges Wirtschaftsleben aufbauten, blieb das gegenüberliegende Festland ganz unberücksichtigt. Es ist wohl falsch, anzunehmen, dass man sich um dasselbe garnicht gekümmert habe, vielmehr wird man mit der Annahme sicherer gehen, dass der kleine Händler, der in keinem leichten Abhängigkeitsverhältnis zu seiner Firma stand und der in dem Kampf ums Dasein schon so manchen Platz aufgefunden hatte,

an dem sich etwas verdienen liess, schon genau orientiert war, dass die benachbarte Nord-Ost-Küste des Festlandes keine Aussichten für den Handel bietet.

Ein einziger Europäer liess sich in dem jetzigen Gebiete Kaiser Wilhelms Land nieder, der russische Naturforscher Baron Miklucho Maclay, der in den Jahren 1871—72 und noch zu drei weiteren Malen an der Astrolabe-Bay in bester Harmonie mit den ihn noch heute verehrenden Eingeborenen seinen Forschungen nachging.

Im Jahre 1883 wurde der Grund zu einem neuen Unternehmen auf Neu Britannien gelegt; mit den bescheidensten Mitteln wurde der Betrieb zur Pflanzung Ralum begonnen, die jetzt einen Wert von Millionen repräsentiert.

Schon 1880 hatte eine Gruppe von Finanzleuten — wohl infolge der Godefroy'schen Zahlungseinstellung — die Absicht gehabt, in der westlichen Südsee Land für Kolonisationszwecke zu erwerben, doch war es eben nur eine Absicht geblieben.

Erst 1884 wurden diese Pläne wieder aufgenommen, — nicht ganz freiwillig.

Unser grosser Kanzler vermochte selbst dem sonst für ähnliche Gefühle ziemlich gleichgültigen Geldbeutel einer Finanzgruppe, an deren Spitze die Chefs der Berliner Disconto-Gesellschaft standen, den nötigen Patriotismus beizubringen und ihn zur Unterstützung des zu einer Weltpolitik drängenden deutschen Expansionsbedürfnisses zu bewegen.

Man erwarb in Australien einen Dampfer „Samoa", stellte ihn unter die Führung des Dr. Finsch und Kapitän Dallmann — der eine bereits bekannt durch seine Reisen im jetzt englischen Teile von Neu Guinea, der andere bewährt als ein unerschrockener und vorsichtiger Schiffsführer, der seit einem halben Menschenalter fast nur in unbekannten Gebieten navigiert hatte — und schickte ihn nach dem Neu Britannien-Archipel und nach Neu Guinea.

Dieser Expedition folgten bald die deutschen Kriegsschiffe „Hyäne" und „Elisabeth", und die Okkupierung des noch herrenlosen Landes ging nunmehr flott von statten.

Nach Westen war dem deutschen Vordringen eine schon lange bestehende Grenze gezogen, da schon 1824 in einem Vertrage zwischen Holland und England ersteres auf die Insel Neu Guinea bis zum 141° 47′ O. die Hand gelegt hatte.

Diese Linie musste auch von Deutschland respektiert werden; wenn auch keine holländischen Niederlassungen sich dort befanden, so bestehen aber doch zwischen dem indischen Archipel und Neu Guinea manche Verbindungen, die sich namentlich an der Südküste weit nach Osten erstrecken.

Aber England machte auf den übrigen Teil von Neu Guinea Anspruch, zumal die australische Kolonie Queensland schon seit einem Jahrhundert immer wieder mit dem Wunsche hervorgetreten war, Neu Guinea mit seinen Inseln als eigene Tochterkolonie annektieren zu können.

Wenn auch England diesem Verlangen seine Zustimmung versagte, so geschah dies keineswegs, weil es die in Frage kommenden Gebiete nicht wollte, sondern weil es vermeiden wollte, in den Queensländern die schon bestehenden Unabhängigkeitsgefühle noch zu stärken.

Als nun aber Deutschland daran ging, sich Besitzrechte auf Neu Guinea zu sichern, konnte England durch keine Rücksichtnahme auf die Eigenliebe der Australier sich davon abhalten lassen, seine eigenen Rechte geltend zu machen.

Anfang 1885 wurde ein englisches Geschwader mit dem Auftrage ausgesandt, die Nord-Ost-Küste Neu Guineas zu annektieren; es ging bis nach Rook-Insel — also weit in das jetzige deutsche Gebiet hinein.

Unter dem 6. April 1886 wurden die beiderseitigen Ansprüche in genauer Abgrenzung geregelt durch eine Vereinbarung zwischen dem deutschen Vertreter, Unter-Staatssekretär Graf Herbert von Bismarck, und dem englischen Vertreter, Botschafter Sir Edward B. Mallet.

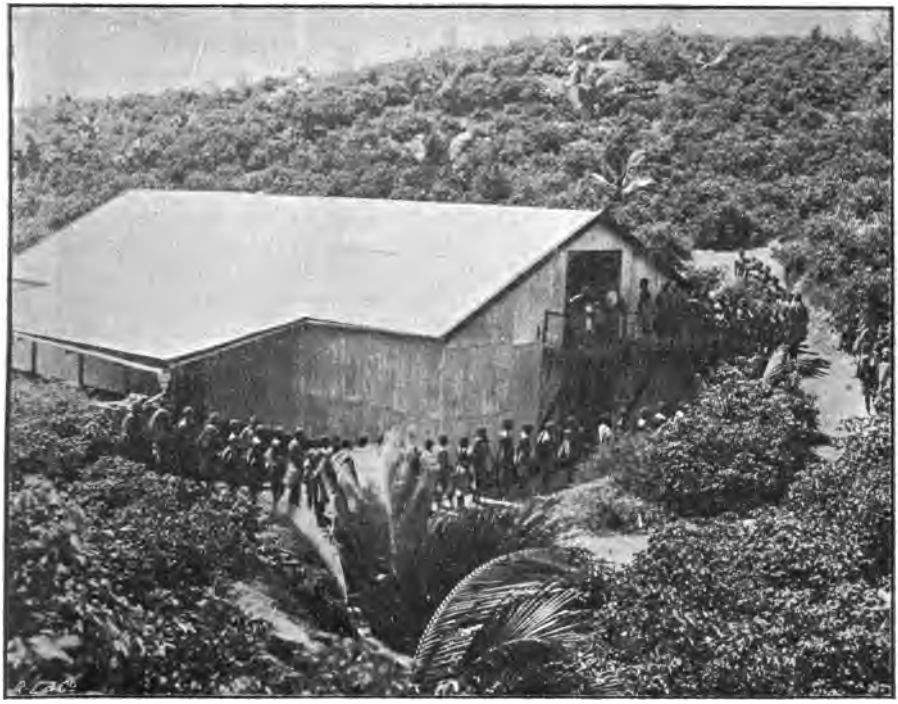
Der Ausgangspunkt der Grenzlinie bildete der Mitre Fels an der Nord-Ost-Küste von Neu Guinea unter dem 8° südl. Breite, die dann weiter über die Punkte A. B. C. D. E. F. G. verlief. Diese Punkte wurden folgendermassen fixiert:

A. = 8° südl. Br. — 154° Ost v. Greenwich.
B. 7° 15′ südl. Br. — 155° 25′ östl. Länge.
C. 7° 15′ „ „ — 155° 35′ „ „
D. 7° 25′ „ „ — 156° 40′ „ „
E. 8° 50′ „ „ — 159° 50′ „ „
F. 6° nördl. Br. — 173° 30′ „ „
G. 15° „ „ — 173° 30′ „ „

Unter dem 17. Mai 1885 bereits hatte die inzwischen gegründete Neu Guinea-Compagnie einen Kaiserlichen Schutzbrief über das innerhalb der angeführten Grenzen gelegene, jedoch nach Norden nur bis zum Äquator reichende Gebiet erhalten, womit man dem Muster der Britisch-Ost-Indischen Compagnie folgend, die Landeshoheit in die Hände einer Finanzgruppe legte, die naturgemäss oft in einen Streit zwischen Rentabilitätsrücksichten einerseits und Rechtsanschauungen und Humanitätsbestrebungen andererseits kommen musste.

Neu Guinea mit seinen vorgelagerten Inseln hatte damit aufgehört, herrenloses Land zu sein; die grossen Inseln Neu Britannien,

Neu Irland etc. wurden umgetauft in Neu Pommern, Neu Mecklenburg, Neu Lauenburg und unter dem Begriffe Bismarck-Archipel zu einem Ganzen vereinigt, während man dem deutschen Teile Neu Guinea den Namen „Kaiser Wilhelms Land“ beilegte.



Neu erbautes Baumwollhaus in Vunatali.

Bodengestalt und Gliederung.

Es wird wenige Tropenländer geben, die sich dem aussenstehenden Beschauer so anmutig und vorteilhaft präsentieren, wie unsere Südseekolonie Neu Guinea. Die Küste ist, wie schon ein Blick auf die Karte zeigt, ausserordentlich zerrissen, und eine fast ununterbrochene Kette kleiner und kleinster Inselchen zieht sich in bald dichtem, bald weitem Abstande längs der Küste von Kaiser Wilhelms Land hin. Sind die meisten der Inseln ausser durch die Grössenverhältnisse wenig von einander unterschieden — es sind niedere, dicht bewaldete Korallenformationen — so fesseln als Ausnahmen davon eine ganze Reihe von Vulkankegeln das Auge. Diese — in der Reihenfolge von N. W. nach S. O. die Inseln Deblois, Jacquinot, Garnot, Lesson, Blosseville, Vulkan-Insel und Dampier-Insel — sind wohl als Glieder der auch über den indischen Archipel sich hinziehenden Vulkankette anzusehen und haben in den gleichfalls völlig vulkanischen grösseren Inseln Long-Insel, Lottin-Insel und Rook-Insel wieder eine Verbindung nach dem Bismarck-Archipel. Während bis Mitte der neunziger Jahre der Krater von Vulkan-Insel am regsten war und fast ununterbrochen Lava auswarf, scheint zu diesem Zeitpunkte eine Änderung vorgegangen zu sein. Der Dampier-Vulkan, den man für ganz erloschen hielt, fing einige Zeit an zu rauchen und sich durch unterirdisches Rumoren unliebsam bemerkbar zu machen, die zuerst genannten, auch anscheinend erloschenen, fünf kleineren Kegel zeigen seitdem häufig Rauch und Feuerschein, und der Vulkan-Krater ist dafür ruhiger geworden und zeigt oft lange Zeit keinerlei Symptome innerer Thätigkeit.

In einem Gebiete, wo für die Erforschung bisher so sehr wenig geschehen ist, hat man auch diese vulkanischen Inseln noch nicht näher untersucht, die darin eine grosse Schwierigkeit bieten, dass sie von einem breiten Gürtel von Korallenriffen umgeben sind, und somit die Annäherung von Seefahrzeugen nicht ganz leicht ist.

Auch die Festlandsküste ist fast über ihre ganze Länge malerisch und schön aufgebaut. Gering an Ausdehnung sind die Flachküsten; nur die Mündungsgebiete der grösseren Flüsse weisen solche auf.

Die Randgebirge treten bald unmittelbar an die See heran, bald lassen sie einen schmalen Streifen flachen Landes oder niederer Hügelreihen, welch letztere meist mit langem Lalanggrase bestanden sind.

Sowohl das Flachland als auch die Vorberge und Hügel sind Korallenformationen, wie ja auch längs der ganzen Küste mit nur wenigen Lücken noch unverwitterte oder lebende Koralle anzutreffen ist.

Dass in einem Terrain, das von Kratern durchsetzt ist, die ganze Küstenbildung in der Hauptsache durch vulkanische Ereignisse bedingt wurde, liegt auf der Hand, und das Vorkommen von unverwitterten Korallenblöcken in den Vorbergen bis zu einer Höhe von 40 m und oft auch mehr ist der Anhalt dafür, dass noch in neuerer Zeit hier ganz gewaltige Bodenhebungen stattgefunden haben.

Die Randgebirge sind in ihrer Anordnung wie in den Grössen- und Höhenverhältnissen sehr verschieden.

Das erste höhere Gebirgsmassiv — bei einer Anfahrt aus Westen — ist das von dem Franzosen D'Urville benannte Torricelli-Gebirge mit einer annähernden Höhe von 1000 m, die es in dem gegen die sonstige Gleichförmigkeit seltsam abstechenden Hohenlohe-Langenburg-Berge aufweist.

Durch die Einschnitte und Senkungen sieht man die um ca. 300 Meter höheren Gipfel des im spitzen Winkel fast direkt von West nach Ost verlaufenden Prinz Alexander-Gebirges.

Es folgt an der Küste die als Hansemann-Küste bezeichnete Kette niederer Berge, die etwas weiter zurücktreten; sie sind nicht etwa identisch mit dem Hansemann-Gebirge, letzteres kommt vielmehr — eines jener Beispiele aus der heillosen Namensverwirrung, die Eigenliebe als Entdecker und Servilismus in der deutschen Südsee angerichtet haben — erst nach Einschiebung der durch ihre gradlinigen Kammformen auffälligen Tamberro-Kette in einer ganzen Anzahl niederer (ca. 400 m), eng aufeinander gedrängter und kulissenartig hintereinander geschobener Ketten nördlich von Friedrich Wilhelms Hafen.

Es kommt jetzt — nachdem sich um die Mündungen des Kaiserin Augusta Flusses und Ramu die erste grössere Niederung gezeigt hatte — eine Flachküste, die ihre Entstehung als Alluvialgebiet mehreren unbedeutenden, nicht schiffbaren Flüsschen verdankt, die zeitweise ganz gewaltige Erdmassen aus den nahen Bergen herunterführen.

Auch diese Ebene ist nur schmal, denn schon in einer Entfernung von 2 deutschen Meilen schliesst das wunderlich geformte Oertzen-Gebirge (1100 m) das Panorama nach dem Inlande zu ab.

Die weite Einbuchtung der Astrolabe-Bai giebt ausser diesen beiden letzten Gebirgen noch gleichzeitig ein drittes in das Panoramenbild, das gewaltige Finisterre-Gebirge, das zuerst von Hugo Zoeller flüchtig erforscht wurde und in dem Schopenhauer-Berge seine höchste Erhebung mit fast 3400 m hat.

An sehr klaren, dunstfreien Tagen kann man in den Morgenstunden durch einige tiefe Einschnitte in den Ausläufern des Finisterre-Gebirges in weiter, weiter Ferne die blauen, scharfen Spitzen eines noch höheren Gebirges erblicken, das zuerst von Finsch und dann genauer von Zoeller gesichtete Bismarck-Gebirge, das nach

den neusten Forschungen in zwei getrennte, hinter einander liegende Massive zerfällt, — das Bismarck-Gebirge und das Hagen-Gebirge (zwei Namen, die nicht zusammen passen).

Längs der Küste folgt anschliessend an das Finisterre-Gebirge eine eigenartige und in dem bisherigen Bilde gänzlich fehlende neue Formation ein mehrtägiges Terrassenland, auf dem der sonst nur hin und wieder durch Grasflächen unterbrochene üppigste Baumwuchs fast ganz fehlt und der durch das mehrere Meter hohe Lalang-Gras ersetzt wird.

Für eine scharfe Gliederung in einzelne Gebirgsstöcke fehlt es hier an der ganzen Küste an scharfen Marken, und so dürften die um den tief eingeschnittenen Huon-Golf gelagerten Küstengebirge vielleicht nichts anderes sein, als die Ausläufer des Finisterre-Gebirges, in das sich das Terrassenland als eine bedeutend jüngere Neubildung hineingefügt hat.

Sämtliche Küstengebirge, auch die etwas zurücktretenden, leiden an einem grossen Übelstande — mit dem einmal der Bergfexerei gedient sein kann — sie sind äusserst steil und zerrissen, obgleich sie in ihrer dichten Bewaldung oder unter ihrer Grasdecke aus der Ferne aussehen, als seien sie für Spaziergänger geschaffen.

Bei der engen Anhäufung hoher Gebirge auf einen nur kleinen Raum, der ausserdem einen grossen Teil seiner Ausdehnung an die zwischen den Küstengebirgen und den zentralen Massiven gelegene Ebene abgiebt, ist es schon durch die Theorie bedingt, dass alle Gebirgsstöcke — und davon machen auch die niederen keine Ausnahme — auf einer sehr schmalen Basis stehen, und ist dadurch einerseits die schon erwähnte Steilheit bedingt, so können sich andrerseits auf diesen Gebirgen keine Hochplateaus befinden. Thatsächlich sind fast alle bisher bestiegenen Berge scharfe Grate gewesen, obgleich bis auf die höchsten Teile des Bismarck- und Hagen-Gebirges sowie einiger pittoresk aufgebauter niederer Berge alle Teile mit der üppigsten Vegetation — meist Hochwald — bedeckt sind.

Hat die korallinische Küstenformation infolge der vielen, oft weit ausstrahlenden oder auch unvermittelt weiter von dem Lande vorkommenden Riffe und der geringen Tiefe des auf der Koralle liegenden fruchtbaren Erdreichs seine recht nachteiligen Seiten, so hat sie auch wieder ihr Gutes — und das sind die guten, z. T. sogar vorzüglichen Häfen.

Man braucht nun keineswegs so optimistisch zu sein, wie jene verschiedenen Seefahrer, die in dem dunklen Drange, sich als zur Namenstaufe berechtigte Entdecker zu produzieren, einer jeden flachen Bucht, in der ein kleines Inselchen, ein Riff oder eine vorspringende Spitze einem Segelboot notdürftigen Schutz gab, die Bezeichnung Hafen beilegten; mindestens 50% der also auf den

Karten in gedrängter Reihenfolge eingetragenen Buchten kann man als Häfen ausscheiden.

Trotzdem bleiben aber noch so reichlich wirklich einwandsfreie Häfen übrig, die z. T. in ihrer natürlichen Beschaffenheit günstigere Verhältnisse bieten als sie die kostspieligsten Kunstbauten jemals gewähren können, dass Kaiser Wilhelms Land auch in diesem Punkte als einer der bevorzugtesten Himmelsstriche angesehen werden kann.

Auch noch in anderer Weise ist Neu Guinea und namentlich der deutsche Teil desselben von der Schöpfung liebevoll bedacht worden, — es hat einen seltenen Reichtum an niemals austrocknenden Wasserläufen.

Die bedeutendsten sind der Kaiserin Augusta Fluss und der nur wenige Seemeilen davon mündende Ramu, von denen ersterer wohl stets, letzterer zeitweise auch für kleinere Seedampfer zu befahren ist.

Einige andere, wie der Gogol, sind noch für längere Strecken für Boote zu befahren, alle sonstigen Wasserläufe präsentieren sich als munter fliessende Gebirgsbäche, die bei Gewitterregen in den Bergen oft in wenigen Stunden ihre Physiognomien zu der eines alles mit fortreissenden Stromes verändern.

Soweit man bei dem heutigen Stande der Erforschung des Landes es übersehen kann, fehlt eine Erscheinung gänzlich — die Seenbildung, denn die so bezeichneten Wasserbecken sind entweder sehr eng abgeschlossene Einbuchtungen des Meeres (z. B. Herzogs-Seen südlich des Markham-Flusses) oder — wie am Ramu — die Flussarme, die nur bei Hochwasser in das gewöhnliche Flussystem eingekoppelt werden.

Die Bodenverhältnisse sind in Kaiser Wilhelms Land ganz hervorragende; der Gürtel des korallinischen Vorlandes ist dank der Nähe der Randgebirge nur schmal und auch auf ihm haben die Jahrhunderte langen Ablagerungen einer äusserst üppigen Vegetation eine gute — wenn auch nur dünne — Humusschicht erzeugt.

Wenn auch edlere Tropengewächse (Kaffee, Tabak etc.) hier nicht den richtigen Nährboden finden, so ist das Terrain doch gerade vorzüglich für die wertvollste — weil ergiebigste — Südseepflanze, die Kokospalme.

Hinter dem korallinischen Küstengürtel — zu dem auch hinsichtlich ihrer Kulturfähigkeit die vorgelagerten Inseln gleichen Ursprungs gehören — finden wir Bodenverhältnisse, die zu den reichsten der Erde gehören.

Nicht selten trifft man Gebiete von verwittertem vulkanischen Gestein, das bald auf einer gleichen Unterlage bald auf einer tiefer liegenden Korallenschicht ruht, die den Charakter eines fest geschlossenen Gesteins angenommen hat.

Es wird erst durch eine eingehende Forschung festgestellt

werden können, ob die Annahme, dass auf den korallinischen Küstengürtel ein gleichfalls längs der ganzen Küste verlaufender Gürtel vulkanischer Eruptivmasse folgt, richtig ist.

Das 1896 — allerdings nur oberflächlich untersuchte Oertzen-Gebirge weist neben Sedimenten, Thonschiefer und Tuffen auch Konglomerate auf, die in der Hauptsache aus vulkanischen Gesteinen bestehen.

Sowohl hier, als auch auf den Bergen des Ssigauu und in dem nördlichen Teil der grossen Bismarck-Ebene sieht man an Uferbrüchen unter der Humusschicht viel einen äusserst fetten, blaugrauen Thon.

Die Bismarck-Ebene stellt sich dar als eine mit hohem Urwald bestandene Niederung fruchtbarsten Schwemmlandes gemischt mit den zersetzten, seit Jahrhunderten durch nichts gestörten Ablagerungen einer äusserst üppigen Vegetation.

Hier sowohl wie auf den Bergländereien finden wir Bodenverhältnisse, die als unerschöpfliche zu bezeichnen sind, aber auch hier kommt der schöne Hamburger Vers zu Geltung: „Unser Herrgott stürt de Böm so, dat se nich in'n Himmel wassen!" — wahrscheinlich wird ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bismarck-Ebene wegen der sehr unregelmässigen Wasserverhältnisse des Ramu einer an keine bestimmte Jahreszeit gebundenen Überschwemmungsgefahr ausgesetzt und — ebenso wie ein grosser Teil der Berge wegen Steilheit der Hänge — für gewisse Kulturen ungeeignet sein.

Das ganze Mündungsgebiet des Ramu wie des Kaiserin Augusta Flusses kann auf eine Entfernung von 20 Seemeilen landeinwärts wegen seines sumpfigen Charakters schon jetzt als kulturfähiges Land ausscheiden, und was man bisher von den Küstengebirgen in der Nähe betrachtet hat, erwies sich auch selbst für Hackkulturen grossenteils als ungeeignet.

Dagegen gruppiert sich im Hinterlande der Astrolabe-Bay um den Ssigauu ein weites Bergland, das mit seinen sanften Hängen das Ideal für tropische Plantagenkulturen — die nicht an die Ebene gebunden sind — zu sein scheint. Vielleicht stellt es sich später heraus, dass die südlichen Hänge aller Randgebirge ähnlich und nur die der See zugekehrten Nordseiten so unzugänglich sind.

Auch die grossen Inseln des Bismarck-Archipels präsentieren sich dem Auge in ziemlich gleicher Weise; alle sind gebirgig und mit dichter Vegetation bedeckt.

Obgleich die Breite der Inseln nur wenige Meilen beträgt, ist man über die Figuration der Gebirge noch völlig im Unklaren, da noch niemand im Innern einer dieser Inseln gewesen ist.

So erstreckt sich die ganze Kenntnis Neu Pommerns auf eine auch nur oberflächliche Orientierung über die Gazelle-Halbinsel. Ob sich der ganze Aufbau der Inseln ebenso vollzogen hat, wie der

jener Halbinsel ist somit noch eine offene Frage. Parkinson schildert die geologischen Verhältnisse folgendermassen:

„Der Boden der Gazelle-Halbinsel ist durchweg von vorzüglicher Beschaffenheit. Selbst die hohen Berge, die von Cap Lambert aus an der Westküste sich hinziehen, sind, obgleich wahrscheinlich alle vulkanischen Ursprungs, mit üppiger Vegetation bedeckt. Im ganzen übrigen Teil der Halbinsel, vom Strande bis zum Hochplateau und zum höchsten Berge, dem Unakokor (Warzin), hinauf, besteht der Boden fast nur aus losem, vulkanischen Geröll, zum grössten Teil Bimstein. Seine obere Schicht ist durch das Regenwasser und den Einfluss der Atmosphäre bis zu grösserer oder geringerer Tiefe verwittert, sodass sie das Aussehen feinkörnigen, braungrauen Sandes hat; sie ist aber reichlich mit vermoderten Pflanzenteilen vermischt und giebt daher einen schwarzen Humus von unvergleichlicher Fruchtbarkeit ab.

Wo von den Hängen steil abfallender Hügel diese Schicht durch Regengüsse teilweise in die tiefer liegenden Regionen fortgeschwemmt ist, da tritt wieder der Bimstein zu Tage. Da der Boden sehr porös ist, bleibt selbst bei anhaltenden heftigen Regengüssen das Wasser nicht auf der Oberfläche stehen; das ist der Grund, warum die Gazelle-Halbinsel keine grösseren Wasserläufe und keine Wasseransammlungen in Gestalt von Landseen hat. Nur kleinere Bäche rinnen von den hohen Bergen der Bainig-Halbinsel zum Meere, ein kleiner Wasserlauf bildet wohl den Abfluss für manche niederen sumpfigen Gegenden, und am Strande rieselt hier und da ebenfalls eine schwache Quelle. Im Innern, am Hauptberge Unakokor, entspringen wohl auch mehrere ergiebige Quellen, aber ihr Wasser wird schnell von dem porösen Boden der Thäler eingesogen und hat deshalb nirgends einen längeren Lauf.

Der Unakokor ist eine gewaltige Anhäufung dieses vulkanischen Auswurfsmaterials, ebenso die Mutter, Südtochter und Nordtochter (3 Vulkane an der Blanche-Bucht), bei den letzteren sind aber noch grössere und kleinere Lavablöcke eingesprengt, die besonders an den zum Strande abfallenden Wänden vielfach zu Tage treten.“

Man dürfte wohl richtiger gehen in der Annahme, dass die Gazelle-Halbinsel ein Gebilde für sich ist, das schliesslich mit dem übrigen Teile der Insel Neu Pommern Verbindung erhalten hat, denn von Wide-Bai an, also mit dem Ende des beide Teile verbindenden Isthmus, ändert sich der Charakter des Landes. Es tritt eine Terrassenbildung in den Vordergrund: nach einem sehr schmalen Streifen niederen Küstenlandes, den man als die erste Stufe der Terrasse annehmen kann, steigt das Land sehr plötzlich bis zu einer Höhe von 100 m. an.

Auf diesem, bis zur Beechey-Spitze reichenden Teil, treffen wir auf dem nordwestlichen Vorsprung als Pendants zur „Mutter mit

den beiden Töchtern“ die thätigen Vulkane „Vater“, „Nord-Sohn“, „Süd-Sohn“.

Weiter nach Westen treten wieder Bergzüge von 400 bis 600 m auf, die quer zur Insel verlaufen; ihre Ausläufer bilden weite Strecken Flachlandes von 20—30 m über dem Meere, die schliesslich in langausgreifende, ganz flache Spitzen auslaufen. In den so gebildeten tiefen Buchten liegen ebenso wie um die Spitzen derselben Gruppen kleiner Inseln, die oft — da die Buchten auch in ihren innersten Teilen z. T. genügende Tiefe haben — recht gute Hafenbecken bilden.

Um das Süd-Kap gruppiert sich eine Anzahl (ca. 30.) wunderlich geformter Inseln, die ebenso wie das ihnen gegenüberliegende Festland einen ähnlichen Charakter aufweisen wie die vorher erwähnte Strecke zwischen Wide-Bay und Beechey-Spitze — es ist Tafelland in Terrassenformation. Die Inseln sehen ungefähr so aus, als ob man einen kleinen Napfkuchen auf einen grossen Napfkuchen stellt; alle sind dicht bewaldet.

Noch in jüngster Zeit sind hier durch elementare Naturereignisse bedeutende Veränderungen vor sich gegangen; am 13. März 1888 hat eine Flutwelle, die man nach später gefundenen Baummarken auf eine Höhe von 15 m geschätzt hat, die ganze Südküste Neu Pommerns heimgesucht und zwar mit einer solchen Plötzlichkeit, dass eine dort befindliche Expedition (Below-Hunstein) völlig überrascht wurde und bis auf wenige Farbige zu Grunde ging.

Man führte dieses Naturereignis auf eine Explosion des Vulkans der Ritter-Insel zurück, der nach der Katastrophe ein anderes Aussehen zeigte. Die Flutwelle, die sich auch längs der Küste von Kaiser Wilhelms Land bemerkbar machte — in Finschhafen lief in einem Zeitraum von 3 bis 4 Minuten das Hafenbecken so leer und wieder voll, dass ein sonst unter Wasser liegendes Riff ca. 6 Fuss über dem Wasserspiegel war — hat zweifellos auch an den anderen Inseln wie Rook und Tupinier bedeutende Veränderungen bewirkt.

An der westlichsten Spitze Neu Pommerns treffen wir wieder eine Ansammlung höherer Berge.

Die Neu Pommern nördlich vorgelagerten French-Inseln sind eine Gruppe wohl erloschener Kraterkegel, die jetzt mit üppigem Baumwuchs bedeckt sind; die eine der Inseln — wenn ich nicht irre Deslacs — hat durch den Einsturz des Kraters einen guten Hafen erhalten.

Neu Mecklenburg präsentiert sich dem Auge wesentlich anders.

Macht die Nachbarinsel Neu Pommern überall einen einladenden, zugänglichen Eindruck, so geben die zum Teil sehr steilen Berge und Hügel jener Insel etwas Abweisendes, Unnahbares.

Ausser einigen Küstenplätzen mit ihrer allernächsten Umgebung, die teils Händlern teils farbigen (Fidji) Missionaren zum

Aufenthalte dienen, von denen aber auch nichts zur Kenntnis des Landes beigetragen wird, ist die ganze Insel noch völlig unbekannt und ihr Hauptwert besteht neben dem Koprahandel in der Ergiebigkeit an farbigen Arbeitern.

Das Gleiche gilt von Neu Hannover, dem Admiralitäts-Archipel und den nicht unbedeutenden Inseln im Nordosten von Neu Mecklenburg, deren Ursprung wohl der gleiche ist, d. h. gehobener Korallengrund.

Die von dem übrigen Bismarck-Archipel namentlich durch ihre ethnographischen Verhältnisse getrennten Salomons-Inseln, von denen wir zur Kompensierung der englischen Ansprüche auf Samoa wieder einige im vorigen Jahre herausgegeben haben, sodass uns jetzt nur noch Bougainville und Buka blieben, sind wieder stark vulkanischer Natur und die Entstehung dieser ganzen Inselgruppe ist wohl allein der Thätigkeit der z. T. noch lebendigen Vulkane zuzuschreiben.

Als höchster Berg auf Bougainville wird der Balbi mit 3000—3100 m angegeben, der sich durch Rauchwolken als noch nicht gänzlich erloschener Krater kennzeichnet; in seiner Nähe präsentiert sich der Bagana als zwar nicht so stattlicher aber sehr reger Vulkan. Eine Anzahl kleiner Inseln, die lediglich bewaldete Vulkan-Kegel sind, gruppieren sich um die ganz gebirgigen Hauptinseln. Alle Besucher dieser Inseln rühmen ihre hohe Fruchtbarkeit; trotzdem sind aber noch keinerlei Schritte gethan, das Land zu erschliessen und auch vor diesem Inselkomplex stehen wir somit noch immer als vor einem völlig fremden Lande, von dem uns durch die überall nach neuen Plätzen suchende Arbeiteranwerbung nur die Küsten oberflächlich bekannt sind.

Klima und Gesundheitsverhältnisse.

Für die wirtschaftliche Erschliessung und Bearbeitung eines Landes — namentlich der Tropen — ist die Kenntnis der klimatischen Verhältnisse ein sehr wichtiger Faktor.

Für den Plantagenbau ist es durchaus nötig zu wissen, wann die Regenzeit anfängt, wann sie ihren höchsten Stand hat und wann Trockenzeit eintritt, denn erstere ist die Zeit der Aussaat und des Wachstums, letztere die der Ruhe und Ernte.

Für den Verkehr auf dem Wasser — soweit er nicht mit Dampfern betrieben wird — ist es eine Frage höchster Zeitersparnis unter Umständen auch noch mehr — zu wisssen, wann man vor dem Winde segeln oder gegen diesen ankreuzen muss. Auch dem Dampferverkehr ist diese Kenntnis von Vorteil, denn es giebt eine ganze Anzahl von Plätzen, die in der Zeit des Monsuns vorzüglich, gegen den Passat dagegen völlig offen sind oder umgekehrt.

Schon aus diesen wenigen Zeilen lässt sich ersehen, dass die Witterungsverhältnisse eines noch unbekannten Landes ein Forschungsgebiet nicht nur für den wissenschaftlichen Klimatologen sind, sondern auch für den Praktiker.

Wer z. B. die Niederschlags-Verhältnisse von Neu Guinea kennt, wird nicht mehr auf den Gedanken kommen, die verschiedenen Grasflächen daselbst durch die Zucht von Angoraziegen und Wollschafen auszunützen, und wer die Windverhältnisse kennt, wird nicht mehr auf den Gedanken kommen, im Juni von Stephansort nach Finschhafen im Segelboot fahren zu wollen! Namen thun nichts zur Sache!

Hatten die Händler, welche vor der deutschen Besitzergreifung im Archipel ansässig waren, wenig Interesse an derartigen Feststellungen — die grosse Fahrt nach Australien war genügend bekannt — so wurde mit der Inangriffnahme der deutschen Kolonialarbeit an massgebender Stelle sehr viel Wert darauf gelegt, aber dank des geringen Verständnisses der ausführenden Leute sind die ganzen Beobachtungen bis 1893 ein Trauerspiel, und ob die seither verflossene Zeit so ganz einwandsfrei ist, weiss auch nur der liebe Gott und die betreffenden Beamten.

Man sah die von oben herab dekretierten meteorologischen Beobachtungen als eine höchst überflüssige und oft lästige Marotte von Büchergelehrten an und hielt es für völlig genügend, wenn man in beliebigen, durch Langeweile oder amtliche Monita bestimmten Zeitabschnitten die Tabellen nach dem Gedächtnis zusammenschrieb.

Ein Herr von altem Hause ging sogar noch weiter und masste sich an — wenn er gerade garnichts Besseres zu thun hatte — der Weltregierung schon im voraus die Dispositionen für die

der Mutter Erde zu gebenden Regenzeiten, Temperaturen etc. auszuarbeiten.

Erdbeben, Meteore, Flutwellen wurden nach dem Gedächtnis willkürlich auf irgend einen Tag verlegt, — denn leere Rubriken nehmen sich schlecht aus!

Man hätte keinen Grund gehabt, diese Eingesandte nicht ernst zu nehmen, denn thatsächlich kommen so sonderbare Verschiedenheiten an eng bei einander gelegenen Plätzen vor, dass man aus der Vergleichung zweier Tabellen zu keinerlei Argwohn berechtigt gewesen wäre.

So ist es z. B. höchst sonderbar, dass Stephansort rechts vom „Gori-Flusse“ sehr oft Regen hat, während Erima links von diesem Bache völlig verschont bleibt oder umgekehrt.

Aber das Verhängnis schlief auch hier nicht!

Eines Tages kam aus Berlin der Bescheid, dass man die letzten Tabellen verloren oder nicht erhalten habe und um umgehende Einsendung von Abschriften des Konzeptes bitte. Als ob man auch noch zu einem Konzepte Zeit gehabt hätte! Doch was konnte da sein; es wurden eben neue Tabellen gemacht — die alten existierten ja nicht mehr!

Aber sie waren doch noch da und wurden wiedergefunden, als die neuen schon ihrem Verhängnis entgegeneilten. Tableau!

Natürlich fehlte es keineswegs an ernsten Leuten, aber diese hatten dank ihrer bewiesenen Arbeitslust und Zuverlässigkeit schon eine solche Menge ähnlicher Funktionen honoris causa bekommen, dass ihnen die Striche über Ausfall der Beobachtung oft nicht übel zu nehmen waren.

Dann rissen häufige schwere Fieber oft unverschuldete Lücken hinein oder der Tod des Beobachters setzte die Ablesungen für längere Zeit ganz aus.

Schliesslich weisen die einwandsfreien Beobachtungen thatsächlich in den korrespondierenden Monaten der verschiedenen Jahre so grosse Verschiedenheiten auf, dass man zu einem annähernd richtigen Mittel erst kommen kann, wenn man über längere Beobachtungen verfügt.

Kaiser Wilhelms Land hat zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse; doch ist keine so scharf ausgeprägt, dass es nicht häufige Regentage in der Trockenzeit oder sonnige, regenfreie Tage in der nassen Jahreszeit gäbe.

Ich möchte die beiden Zeiten so charakterisieren, dass die Regen in der Trockenzeit mehr unregelmässig kommen und als kurze Gewitterregen einsetzen, die nach Passieren des Gewitters auch vorüber sind, während in der nassen Jahreszeit die Gewitter zu bestimmten Zeiten einsetzen und nach Passieren eine noch mehrere Stunden ergiebige Wolkenschicht zurücklassen.

Kaiser Wilhelms Land hat zwei entgegengesetzte Wettergebiete, deren Scheidegrenze zwar noch nicht genau festgelegt ist, die man aber nach den Gebirgsformationen, die sie zweifellos bedingen, um Fortifikations-Spitze herum annehmen kann.

Die Erklärung ist keine schwierige. Nehmen wir an, es ist die Zeit des Süd-Ost-Passates, so wird derselbe mit seinen Wassermengen einen Widerstand an den Centralgebirgen Neu Guineas, an der Südküste Neu Pommerns und der Salomons-Inseln finden und wird von Kaiser Wilhelms Land nur den Huon Golf und die von N.W.—S.O. streichende Küste von Scharnhorst-Spitze bis Kap Cretin beherrschen. Die berührten Gebiete werden die ganzen an den Gebirgen zur Entladung gebrachten Regenmassen des Süd-Ost-Passates bekommen. Nach Abflauen des Passates setzt dann der Nord-West-Monsun ein, der nun wieder an den Küsten seine Regenmassen abladet, die der Süd-Ost-Passat nicht bestreichen kann. Somit sind die Passatgebiete während der Zeit des Nord-West-Monsuns regenfrei und umgekehrt.

Wie sich das Innere von Kaiser Wilhelms Land unter solchen Verhältnissen erweisen wird, — ist zunächst abzuwarten. Am Ramu, am Fusse der Ausläufer des Bismarck-Gebirges, war ich jedenfalls dem Nord-West-Monsun ausgesetzt, der meine Station allerdings über das flache Mündungsgebiet der beiden Ströme bestreichen konnte, während ich in derselben Zeit konstatieren konnte, dass dieser Teil auch nach S.O. durch das Thal zwischen Bismarck-Gebirge und Hagen-Gebirge offen ist.

Die Zeit des Nord-West-Monsuns sind die Monate November bis April, wonach sich die Regenzeiten ergeben.

Die Windzeiten, und damit auch die Regenzeiten, wechseln nicht plötzlich, sondern es intermittiert eine sogenannte Kenterzeit, in der die eine Windrichtung allmählich verschwindet, die andere langsam zur Herrschaft kommt.

Der Höhepunkt des Nord-West-Monsuns ist der Februar und März.

Die durchschnittlichen Jahres-Regenmengen sind — nach den bisherigen Feststellungen des Professors Freiherrn von Dankelmann:

Friedr. Wilh. Hafen	3778 mm.	
Stephansort	3340 mm.	
Simbang (Huon-Golf.)	4862 mm.	
Tami-Ins.	6533 mm.	(etwas südlich Finschhafen.)

Zur Vergleichung sei erwähnt, dass die feuchteste Gegend Deutschlands — der Ober-Harz — nur 1700 mm, die Provinz Brandenburg sogar nur 500—600 mm Jahresdurchschnitt haben.

Eine wunderbare Erscheinung ist es, dass in Kaiser Wilhelms Land die weitaus grösste Regenmenge des Nachts oder doch des

Nachmittags niedergeht, verregnete Vormittage sind sehr selten.

Das für Kaiser Wilhelms Land Gesagte trifft auch für den Bismarck-Archipel und die Salomons-Inseln zu, soweit deren Gebirge hoch sind, um als Regenfang zu dienen.

Den Admiralitäts-Inseln dagegen sagt man nach — Beobachtungen liegen noch nicht vor — dass es dort ungleich mehr regne.

Das ganze deutsche Schutzgebiet ausser den Salomonen ist frei von Stürmen und Orkanen; in der Regel kommen die Gewitter mit einer starken Bö, aber auch diese sind ebenso kurz als für Fahrzeuge ungefährlich. Die Salomons-Inseln dagegen sollen öfter von aus Süden kommenden Orkanen heimgesucht und mitgenommen werden.

Eine mehrfach aufgetretene Erscheinung sind Windhosen, die auf dem Lande immerhin schon Schaden angerichtet haben, während sie auf der See als Wasserhosen — wo sie häufiger sind — als eine interessante Abwechselung des Einerlei hingenommen werden.

Selten herrscht eine Luftstille; mit grosser Regelmässigkeit wechseln leichte Seewinde mit Landwinden, die auch den heissesten Tag dort noch immer erträglicher und angenehmer machen als es unsere heissen Hundstage — namentlich in grossen Städten — sind.

Überhaupt sind die Temperaturen an der Küste im allgemeinen nicht unangenehm; die Kleidung ist dementsprechend, und wirklich unangenehm sind nur die wenigen Tage, wo auf einen ergiebigen Regen die See- oder Land-Brise ausbleibt. Dann verdunstet die Sonne schnell die Bodenfeuchtigkeit und eine unbewegliche, dicke Dunstschicht umgiebt uns im Freien wie in den Wohnräumen.

Die Temperaturen sind nicht nur in den beiden Jahreszeiten ziemlich gleich, sondern schwanken auch zwischen Tages- und Nacht-Höhe nicht bedeutend. Die kühlsten Stunden sind die frühsten Morgenstunden, unter den Strahlen der aufgehenden Sonne erwärmt sich die Atmosphäre bald und erreicht gegen 11 Uhr schon oft den höchsten Stand, der aber durch die um diese Zeit einsetzende Seebrise wieder abgemildert wird. Bei einer durchschnittlichen Tageshöhe von ca. 30° C. ist die Nachttemperatur ca. 22°; unter diesen anscheinend geringen Differenzen und der nach unseren Begriffen immer noch sehr hohen Mindesttemperatur lebt man schon nach kurzer Gewöhnung — wozu meist schon die Reise genügt — durchaus behaglich, und geht an regnerischen, trüben Tagen die Temperatur nur um 2 bis 3° unter die gewöhnliche Morgentemperatur, so hat man ein Frösteln im Körper und das Bedürfnis nach einem das Warme mit dem Scharfen angenehm verbindenden Getränk — sagen wir Glühwein!

Im Tieflande hinter den die Seebrise abhaltenden Randgebirgen sind die Temperaturen vielleicht im Durchschnitt nicht viel höher,

aber wegen des fehlenden Luftzuges unangenehmer. Auf schattenlosen Plätzen, z. B. auf Sandbänken im Fluss, bildet sich dort dann eine durch nichts bewegte Wärmesäule, die im ersten Augenblicke fast beängstigend wirkt.

In den verschiedenen Höhenlagen der Gebirge werden sich natürlich auch andere Verhältnisse vorfinden, — bildet sich doch auf den höchsten Spitzen des Bismarck-Gebirges zeitweilig eine weisse Decke — wahrscheinlich Schnee oder starker Reif — die sogar die Mittagssonne mehrerer Tage aushalten kann.

Wie überall in den Tropen geht der Tag ungefähr von 6 bis 6 Uhr; keine lange Dämmerung leitet ihn ein oder verabschiedet ihn. Einem kurzen Morgenschein folgt schon nach 10 Minuten völlige Tageshelle. Tagesanfang und -Ende variieren auch dort etwas, je nach dem Stand der Erde zum Tagesgestirn, doch beträgt diese Differenz nur bis zu $^3/_4$ Stunde.

Eine häufige Erscheinung sind Erdbeben, die es auch bedingen, dass man von der Aufführung von Steinbauten absehen muss und alle Gebäude in Holzkonstruktion errichtet. Die Häufigkeit der Erdbeben richtet sich ebenso wie ihre Stärke nach der Gegend. Während sie in Kaiser Wilhelms Land nicht gerade zur Tagesordnung gehören, sind sie im Bismarck-Archipel schon häufiger und von den Salomons-Inseln berichtet Ribbe über Zeitperioden, in denen es tagtäglich bebte und Tage mit 40 verschiedenen, stärkeren und schwächeren Stössen vorkamen.

In gewissem Zusammenhange mit den klimatischen Verhältnissen stehen die sanitären, — die z. B. in Kaiser Wilhelms Land keineswegs gute, im Bismarck-Archipel schon ungleich bessere und — wie es scheint — auf einem Teil der Salomons-Inseln gute sind — soweit man das von einem Tropenlande in Beziehung auf den Nord-Europäer sagen kann.

Die Hitze kann nur schaden, wenn sie als strahlende Wärme auf den Körper wirkt und dagegen kann man sich schützen durch passende Kleidung und Vernunft, — die Tropensonne kann völlig durch Wolken verdeckt sein und dennoch kann sie einen Sonnenstich herbeiführen, wenn man sich ohne Kopfbedeckung im Freien aufhält. Auch der Mond hat in den Tropen ähnliche Eigenschaften und auch ihm soll man sich nicht unbedeckten Hauptes aussetzen. Solche Krankheitserscheinungen kann man in den allermeisten Fällen als selbstverschuldete auffassen, — an warnenden und dadurch belehrenden Stimmen wird es wohl noch niemals gefehlt haben.

Die Hauptfeinde des Europäers sind die Malaria und die Dysenterie, die beide mehr in der nassen als in der trockenen Jahreszeit auftreten, aber am meisten in den Zeiten des Überganges von einer Zeit zur anderen.

Man hat es jahrelang verstanden, selbst in näher interessierten Kreisen, den Glauben aufrecht zu erhalten, als seien unsere Südsee-Besitzungen wenn nicht durchaus gesund, so doch ungleich besser als alle unsere afrikanischen Kolonien.

Das trifft zweifellos nicht zu, und man kann wohl mit derselben Berechtigung wie in unseren afrikanischen äquatorialen Besitzungen wenigstens in Kaiser Wilhelms Land die bisherigen Kulturstätten als grosse Kirchhöfe bezeichnen.

Nicht alle Plätze sind gleich ungünstig, aber es giebt weder in Kaiser Wilhelms Land noch im Bismarck-Archipel einen, der etwa als „malariafrei" bezeichnet werden kann. Nach den neusten Untersuchungen des Geheimrats Koch war an fast allen von ihm besuchten Plätzen auch das Blut noch kleiner Eingeborenen-Kinder schon von Malariaplasmodien inficiert.

Kaiser Wilhelms Land hat gegen die afrikanischen Malariagegenden noch den Nachteil, dass sich die Fieberanfälle in sehr kurzen Zwischenräumen wiederholen, dagegen im allgemeinen weniger Neigung, zeigen die schweren Formen — Schwarzwasserfieber — anzunehmen. Im Bismarck-Archipel treten Fieberanfälle ungleich seltener auf — meist in monatelangen Zwischenräumen — aber im Verhältnis zu der Zahl der Fälle überhaupt ist gegen das Festland von Neu Guinea mehr Neigung zu den schweren Formen.

In den Bergen werden sich wahrscheinlich malariafreie Regionen finden lassen, doch ist schon jetzt als sicher anzunehmen, dass diese erst in bedeutender Höhe vorhanden sein werden.

Die Missionsstation Sattelberg in einer Höhe von 970 m über dem Huon-Golf ist zwar ungemein gesunder als das Flachland, aber keineswegs fieberfrei, dafür macht sich dort als eine Folge der häufigen Nebel und kühleren Nächte eine Neigung zu rheumatischen Leiden wohl nicht gerade so direkt gefährlich aber jedenfalls noch unangenehmer als die Malariaanfälle bemerkbar.

Am ungesundesten sind die niedrigen Küstenstriche und als die minderwertigsten gelten die mit Mangrove umsäumten Einbuchtungen, wie z. B. Friedrich Wilhelms Hafen.

An dieser traditionellen Auffassung kann man irre werden, wenn man in Singapore ganze Stadtteile auf mit Mangrove bewachsenen Schlammbänken, die unter Ebbe und Flut abwechselnd freikommen und unter Wasser treten, aufgebaut sieht, und von denen es heisst, dass sie durchaus gesund seien.

Nach den wenigen bisherigen Beobachtungen kann man annehmen, — wie dies auch in Afrika zutrifft — dass das Tiefland im Innern von Neu Guinea ungleich gesunder sein wird als die gleich hohe Küste.

Sollten die Salomons-Inseln thatsächlich — wie es Ribbe angiebt — fieberfrei sein, so würde dieses Moment den grössten

Wert des Landes bedeuten; es giebt jedenfalls zu denken, dass die äusserst kräftig gebauten Salomonier in Kaiser Wilhelms Land (als angeworbene Arbeiter) ungleich mehr Malariaanfälle bekommen als alle Angehörigen anderer Stämme.

Zweifellos bessern sich die gesundheitlichen Verhältnisse — wie sich dies überall gezeigt hat — je mehr Urland in Kultur genommen wird, je länger dies unter Kultur ist und je mehr man infolge der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes für den Komfort nicht nur des Europäers sondern auch des farbigen Arbeiters thun kann.

Trotz der geringen Kenntnis des Landes kann man schon jetzt sagen, dass nirgends Platz für den Ansiedler — d. h. den in der Hauptsache auf seiner eigenen Hände Arbeit angewiesenen Ackerbauer und die schweren Handwerke — da ist, wie überhaupt in 99 von 100 Fällen ein jedes Unternehmen verfehlt sein wird, das auf 2 Augen aufgebaut ist.

Nicht jeder ist für die Malaria gleich zugänglich, und es ist das so ganz individuell, dass auch der Arzt keine Prognose darüber stellen kann.

Grosse, kräftige Leute verfallen derselben oft in sehr kurzer Zeit, während andrerseits kleine, schwächliche Personen häufig dagegen widerstandsfähiger sind. Europäische Frauen, die im Bismarck-Archipel noch einigermassen leben können, vegetieren in Kaiser Wilhelms Land nur noch und es ist erschreckend, welche Veränderungen in ganz kurzer Zeit mit ihnen vorgehen. So angenehm gerade in den Kolonien ein Hausstand ist, so sehr kann man nur davon abraten — wenigstens noch für lange Zeit — Frauen nach Kaiser Wilhelms Land mitzunehmen, — sie bedeuten dem Manne keine Hülfe, sondern nur fortwährende Sorgen und Kümmernisse.

Es dürfte für viele der Leser nicht ohne Interesse sein, einmal einiges über einen Malariaanfall zu hören, sind doch darüber noch so falsche Vorstellungen verbreitet, dass es dem Verfasser gelegentlich einer Fieberattacke, die er in einem Hotel einer grösseren Provinzialstadt zu bestehen hatte, passierte, dass der Wirt besorgt fragte, ob er den Geistlichen solle holen lassen.

Eines Tages früher oder später nach der Ankunft wird man — auch ohne eine längere Biervorlage am verflossenen Abend — eine Benommenheit im Kopfe, Verstimmung, Unlust zu jeder Thätigkeit und ein undefinierbares Ziehen in den Knie- und Ellenbogengelenken verspüren, — der erste Malariaanfall will durchbrechen.

Bald hört die Transpiration völlig auf, die Haut wird trocken und anscheinend spröde; es stellt sich bei manchen Schüttelfrost oder Erbrechen oder auch beides ein, die Temperatur steigt, — man trinkt eine Flasche Sekt, legt sich hin und versucht wieder in Schweiss zu kommen. Geschieht dies, so wird die Temperatur

— die oft eine Höhe annimmt, vor der man hier schaudern würde — bald wieder fallen und der erste Fieberanfall ist vorbei; man nimmt noch seine Dosis Chinin und passt auf, in welchem Zeitraum der Anfall wiederkommt. Die Neu Guinea-Fieber setzen fast genau immer an demselben Tage ein. Perioden von 14—20 Tagen sind meist üblich, und man kann mit einer möglichst regelmässigen Wiederkehr nur zufrieden sein, da man sich nach einem Anfall bedeutend wohler fühlt. Diese Fieber werden sehr selten gefährlich werden, schwerer fallen dagegen diejenigen aus, die unregelmässig werden; dann kommen oft mehrere Tage hintereinander oder auch ganze Wochen Anfälle, die den Körper ungemein schwächen und leicht zu anderen Komplikationen führen.

In jedem Falle — auch nach den günstigsten Fiebern — wird selbst der nervös werden, der über Bindfaden-Nerven verfügt; damit ist auch das eine Symptom des Tropenkollers gegeben.

Sollte es dem Geheimrat Koch oder den anderen Ärzten, welche jetzt einem sicheren Fiebermittel auf der Spur zu sein denken, wirklich gelingen, diesen Feind, dem alle Kolonialvölker bisher ihren hohen, unerbittlichen Tribut zahlen mussten, in Schach zu setzen, so wäre das für Neu Guinea mehr wert, als wenn die Bismarck-Berge Gold in Schiffsladungen lieferten.

Bisherige deutsche Kolonialarbeiten.

Man hatte für den deutschen Besitz in der Südsee die Verwaltungsform der ehemaligen Britisch-Ostindischen Compagnie gewählt, d. h. man hatte das Land einer Gruppe von sehr reichen Leuten zu eigen gegeben, und diese konnte, soweit nicht schon gewisse Territorien in festen Händen waren, mit dem Lande machen, was sie wollte; allerdings stand die Neu Guinea-Compagnie unter der Aufsicht des Reichskanzlers, aber auf der andern Seite wurde der so ermöglichte Eingriff der Regierung dadurch paralysiert, dass die Chefs der Gesellschaft zu den Börsenkönigen gehörten, die man aus Gründen der andern und wichtigeren Politik mit gewissen Rücksichten behandeln musste.

Irgendwo findet sich das Bekenntnis, dass das Vorgehen dieser Finanzgruppe zur Erwerbung der Kolonie nicht von reinem Patriotismus getragen wurde, sondern dass eine Anregung von oben her den Anstoss gab, und ebenso liegt eine Äusserung vor, dass man keineswegs glaubte, Opfer bringen zu müssen, sondern im Fluge Millionen zu erobern hoffte.

Es ist anders gekommen! Das scheidende Jahrhundert sah das stolze Gebäude zusammenstürzen; die Neu Guinea-Compagnie gab ihre Hoheitsrechte an das Reich zurück und begnügt sich fortan mit der — durch ganz ausserordentliche Reservate und Subsidien allerdings noch immer sehr bevorrechtete — Stellung einer Handelsgesellschaft.

Während alle anderen Unternehmungen einzelner Leute — obgleich mit bescheidenen Mitteln angefangen und auch keineswegs von Unglücksfällen verschont geblieben — im Laufe der Jahre sich günstig weiter entwickelt haben und heute in der Blüte stehen, sind die Millionen der Neu Guinea-Compagnie nutzlos dahingegangen und das, was man an Unternehmungen heute vorfindet, würde mit 500000 Mark fürstlich bezahlt sein. Die Reichsregierung und der deutsche Reichstag haben sich in einer guten Laune entschlossen, einen Teil der verausgabten Gelder in Anschauung der durch die Compagnie geschaffenen Vorarbeiten — es wird darauf noch später eingegangen werden — in 10 Jahresraten von M. 400000 = Sa M. 4000000 in der Weise zurückzuzahlen, dass die Compagnie diese Gelder zur Erschliessung des Landes verwendet und darüber Rechenschaft ablegt.

Das wird sicher nicht schwer fallen, da genauere Vorschriften nicht gemacht sind.

Es dürfte auch für weitere Kreise nicht uninteressant sein, auf die Fortschritte im Neu Guinea-Schutzgebiete seit dem Jahre 1885 einen Blick zu werfen.

Das Hauptinteresse wendete sich nicht nach dem Bismarck-Archipel, wo schon lebenskräftige Unternehmen anderer Firmen existierten, sondern nach Kaiser Wilhelms Land. Zunächst waren die Bodenverhältnisse besser, und man konnte daher mit mehr Sicherheit auf das Gedeihen aller Tropengewächse ohne Ausnahme rechnen, zudem hatte man sich mit den Handelsfirmen im Bismarck-Archipel dahin verständigt, dass man sich nicht gegenseitig ins Gehege kommen wollte; nach einer im Archipel kursierenden Version war seitens der Neu Guinea-Compagnie die direkte Erklärung abgegeben worden, nicht selbst im Archipel Handel zu treiben und den schon bestehenden Unternehmungen in keiner Weise Konkurrenz zu machen. Es war dies für die Firmen eine Lebensfrage, denn dank ihrer grossen Mittel hätte die Neu Guinea-Compagnie unter dem Risiko, einige Jahre mit Unterbilanz zu arbeiten, die finanziell ungleich schwächeren Unternehmungen erdrücken können, — bei richtiger Leitung!

So machte man — bewogen durch die günstigen Verhältnisse für die Schiffahrt — Finschhafen zum Ausgangspunkte für die weiteren Unternehmungen, wo am 5. November 1885 die ersten Beamten eintrafen; im Mai folgte ihnen als erster Landeshauptmann der Viceadmiral a. D. Freiherr von Schleinitz, nachdem bis dahin

Schmuckmaske.
(aus Holz geschnitzt).
Potsdamhafen.

Geschnitzte Figur aus Holz.
Zwanzig-Meilen-Insel.

als Vertreter der deutschen Interessen von Mioko aus Herr von Oertzen als Kaiserlicher Kommissar fungiert hatte.

Man hat aus der Ernennung eines höheren Militärs zum ersten Beamten einer Kolonie, in der noch nichts war, vielmehr alles erst aus dem Urwalde herausgehauen werden sollte, manche nicht gerade sehr günstigen Schlüsse gezogen.

Es mag eine Polemik über diesen Punkt unterbleiben, bezüglich des ersten Landeshauptmanns dagegen kann gesagt werden, dass die Wahl kaum besser fallen konnte, denn die Kenntnis der weitaus meisten Küstengebiete beschränkt sich noch heute auf die Mitteilungen des Herrn von Schleinitz. Hätte dieser nicht die richtige Erkenntnis gehabt, dass man erst ein Land kennen muss, um es bearbeiten zu können, so würden wir auch heute noch nicht einmal auch nur oberflächlich in unserm Gebiete Bescheid wissen.

Die dichte Bewaldung des Landes hatte die — nicht ganz unberechtigte — Erwartung gezeitigt, dass zunächst ein grosser Schatz aus der Niederlegung der Holzbestände erzielt werden würde; das abgeholzte Land konnte dann durch Plantagenbau nochmals eine Goldgrube werden oder an Ansiedler verkauft werden.

Man hatte so gewaltige Rosinen im Sacke, dass man nicht nur für Finschhafen, sondern auch für die sehr bald darauf errichteten Stationen Hatzfeldhafen und Konstantinhafen — Stadtpläne ausarbeiten liess, damit die vielen Ansiedler, die aus Australien kommen sollten, schon alles schön abgegrenzt und eingeteilt vorfänden. Das Hektar Kulturland sollte 20 Mark kosten, Stadtterrain — je nach Lage — entsprechend mehr.

— Es wär' so schön gewesen!

Der grosse Neu Guinea-Wald hatte nur weiche, wertlose Hölzer, und die wirklich guten, sehr wertvollen stehen nur sporadisch an der Küste, sind schwer zu beschlagen, noch schwerer zu transportieren und können nicht in dem Quantum zum Versand gebracht werden, dass man von einem nennenswerten Holzexport reden könnte.

Die Ansiedler blieben zunächst aus, denn sie wussten besser, was zu einer Ansiedlung gehört, und dann hatte man ihnen durch Gesetze und Verordnungen bereits einen netten Hemmschuh zurecht gemacht, sodass einige Erschienene schleunigst wieder verschwanden.

Die Stadtpläne werden sorgsam verwahrt, dass keines profanen Kritikers Auge sie mehr zu sehen bekommt; in Finschhafen und Hatzfeldhafen promenieren an Stelle der Kaufleute und Industriellen Wildschwein und Kasuar durch den inzwischen wieder üppig emporgeschossenen Wald und kümmern sich wenig um Friedrich-Str. und Wilhelm-Str. oder wie die z. T. schon mit Namen bedachten Strassen sonst hiessen.

Finschhafen war nie etwas anderes gewesen, als ein Versammlungsort für ein Heer von Beamten, von denen die meisten die Aufgabe hatten, die Papiermühle alias Verwaltung im Gange zu halten, denn eine andere Thätigkeit liess sich dort kaum entfalten. Die ganze Station lag auf Korallengrund und alle die Versuche von Kulturen waren zu Ende, sobald die Wurzeln durch die dünne Humusschicht gedrungen waren.

Man war aus diesem Grunde schliesslich zur Anlage einer Filiale weiter inlands gekommen, die nach aller Urteil zu durchaus guten Hoffnungen berechtigte.

Da kam 1891 das Verhängnis in Gestalt einer Epidemie, die in wenigen Wochen 14 Opfer von ungefähr 25 europäischen Bewohnern Finschhafens forderte. Nachdem bereits die Station aufgegeben und die Häuser abgebrochen waren, fing man an mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die Katastrophe vielleicht garnicht auf Malaria sondern — wofür einige Verdachtsmomente vorhanden sind — auf den Genuss minderwertiger australischer Fleischkonserven zurückzuführen sei.

Nun hielt man auch den Betrieb der Filiale Butaueng für nicht mehr lebensfähig, d. h. man glaubte, dieselbe würde den notwendigen Dampferverkehr nicht lohnen

In der Nähe waren zwar noch die Neudettelsauer Missionare auf 3 Stationen (Simbang, Sattelberg und Tami) zurückgeblieben, und man hätte sich sagen können, dass diese von der Landesverwaltung (gleichzeitig Besitzerin von Butaueng) füglich nicht ohne jede Verbindung mit der Aussenwelt gelassen werden konnten; man schien sich darüber keine Kopfschmerzen zu machen. Kaum ein Jahr später erhielt Neu Guinea die Reichs-Postdampfer-Linie und die in recht ungemütlicher Lage sitzende Mission erhielt durch diese eine bessere Verbindung als jemals vorher. Jetzt wäre noch Zeit gewesen, das meiste zu retten, — aber die Leute von damals waren nicht die Leute von heute, man hatte gerade andere Dinge im Auge und erst 1898 wurde — im Schutzgebiete wenigstens — der Gedanke ventiliert, Butaueng wieder aus der Versenkung aufsteigen zu lassen.

Auch das ist — meines Wissens — nur ein Gedanke geblieben, und wenn nicht die Mission sich für eigenen Bedarf einige Bäumchen in Kultur gehalten hätte, würde nur noch der ungepflegte, von niemand mehr betretene Kirchhof in Finschhafen — wie mir gesagt wurde, mit 65 Gräbern — ein Wahrzeichen sein, dass man hier einst den Versuch machte zu kolonisieren.

Hatzfeldhafen hatte einen guten Tabak geliefert, aber — man hatte nicht mehr dieselben Vertreter im Schutzgebiete wie zur Zeit der Gründung und so war man über die Nützlichkeit der Station anderer Ansicht und gab sie im Jahre 1891 auf, obgleich es schon im

Interesse der Autorität dringend wünschenswert gewesen wäre, den feindlichen Eingeborenen, denen 4 Europäer meuchlings zum Opfer gefallen waren, nicht gerade im kritischsten Moment den Rücken zu kehren.

Zu gleicher Zeit musste man eine Guano-Station auf den Purdy-Inseln wieder aufgeben, weil der gegrabene Guano so beschaffen war, dass er überhaupt keine Abnehmer fand. Es war nicht nur dabei viel Geld verloren, sondern es war namentlich ein Fehlschlag mehr. Eine andere Station, Kelana, wurde schon nach kurzem Bestehen wieder aufgegeben; die Gründe sind mir nicht bekannt.

Konstantinhafen mit Baumwolle und Kokospalmen, Stephansort mit Baumwolle und Tabak und Erima mit Tabak schienen durch der Zeiten Gunst oder Ungunst nicht berührt zu werden, doch auch sie sollten es erfahren, was es in einem grossen Betriebe heissen will, wenn keine einheitliche, von Autoritäten aufgestellte Grundlage da ist.

1890 hatte sich mit dem Sitze in Hamburg als eine nahe Verwandte der Neu Guinea Compagnie die Kaiser Wilhelms Land-Plantagen-Gesellschaft gebildet, die nach noch nicht einjährigem Bestehen sich auflöste, — weil der Beauftragte im Schutzgebiete durch Misshandlungen der Leute und Übergriffe gegen die Eingeborenen dahin gekommen war, dass er nicht nur keine Arbeiter mehr bekam, sondern auf Ansuchen der gereizten Eingeborenen, die mit rücksichtsloser Rache drohten, im Verwaltungswege abgeschoben werden musste.

Nicht nur Pflüge, Karren und Göpel blieben als traurige Zeugen seiner Ideen zurück, sodern auch ein kostspieliger Trockenapparat für den in Jahren zu erntenden Kakao und eine Menge Drahtgeflecht, mit dem der Herr seine Pflänzlinge gegen die Zerstörungswut der Affen (!!) schützen wollte. Die Station — Gorima — fristete noch einige Jahre das Leben, obgleich von den Kakao-Anpflanzungen nichts zu sehen war, denn sie wurde unter dem veränderten Namen Maraga von der 1891 begründeten Astrolabe-Compagnie als Tabakspflanzung eingerichtet.

Mit dem Einzuge dieses neuen Unternehmens, das ein Schwesterunternehmen der Neu Guinea-Compagnie war und unter gleicher Direktion stand, schien es einige Zeit, als ob nun thatsächlich eine Glanzperiode kommen sollte.

Nachdem die Landesverwaltung fast ein Jahr in Stephansort ein der dortigen Pflanzung, die in guten Händen ruhte, nichts weniger als vorteilhaftes Provisorium gefeiert hatte, fing man Ende des Jahres 1891 an, am vorzüglichen Friedrich Wilhelm Hafen die Hauptstation einzurichten.

Gleichzeitig legte die Astrolabe-Compagnie im Hinterlande des Hafens, hinter der Korallenzone, eine neue Tabakspflanznng an,

übernahm Stephansort und Erima und richtete Maraga neu ein. Man hatte in Sumatra wieder einmal einen Tabakskrach gehabt, der eine ganze Reihe von Unternehmungen zur Strecke brachte, andere zur Einschränkung des Betriebes zwang; es wurden dort eine Menge europäischen und farbigen Personals frei, das man nun leichter Mühe für Kaiser Wilhelms Land haben konnte.

$2^1/_2$ Millionen Mark hatte man zur Verfügung und damit konnte schon manches erreicht werden — aber auch hier kam es anders.

Zunächst hatte man in Sumatra z. T. sehr minderwertige Koelis erhalten, sogenannte Stinker, die die dortigen Unternehmungen mit Freuden abschoben, weil sie auf diese Weise wenigstens die Vorschüsse retteten.

Dann hatte man das Klima von Neu Guinea für ungefährlicher gehalten, als es ist, und da man den Arbeitern dieselben Anstrengungen zumutete wie in Sumatra, so blieb das Fiasko nicht aus. Ein Weg von 5 km. Länge von Friedrich Wilhelms Hafen nach Iomba kostete fast den ganzen ersten Arbeiterbestand von ca. 450 Chinesen, Javanen und einigen Melanesen. Man liess sich dadurch nicht beirren, die Lücken wurden wieder geschlossen und thatsächlich schaffte man ein Werk, das jedem imponieren musste, — dass es nicht billig war, bedingten schon die Opfer an Menschenleben.

Ähnlich war es in Stephansort und Erima, wo man dadurch bedeutende Vorteile hatte, dass man schon Kulturland vorfand, dass man also nicht in so gesundheitsschädlicher Weise im Boden zu wühlen brauchte.

Maraga kam nicht zur Entwicklung, da es als die zweifelhafteste Pflanzung mit seinem Personal die anderen Unternehmungen à jour halten musste.

Ein weiterer Übelstand kam in Gestalt einer über das ganze Land hinstreichenden Influenza-Epidemie hinzu, und schliesslich erkannten einige der Sumatra-Herren nicht rechtzeitig oder auch garnicht den Wert der melanesischen Arbeiter, die zu den ersten Arbeiten im Busch unentbehrlich sind.

Trotz alledem hätte man das Unternehmen gehalten, wenn dem ganzen Plane ein autoritativer Entwurf zu Grunde gelegen oder an der Spitze eine Autorität gestanden hätte. So arbeitete jedoch jede Pflanzung nach eigenen Ideen und an der Spitze aller stand ein Mann, der seine Schule in Neu Guinea gemacht und sich erst später in Sumatra Informationen geholt hatte, — der Bruder des Gouverneurs von Kamerun, Herr von Puttkamer. Die Sumatra-Herren wollten sich von ihrem Haupt-Administrator nicht imponieren lassen und man arbeitete kostspieliger, als wenn man sich in harmonischer Übereinstimmung nach der Decke gestreckt hätte, die schon anfing, etwas reichlich kurz zu werden.

Herr von Puttkamer trat vom Schauplatz und sein Nachfolger, Curt von Hagen, liess zum Sammeln blasen; sämtliche Pflanzungen schlossen und nur Stephansort wurde unter persönlicher Leitung des Hauptverwalters weiter betrieben. Das war zwar nicht ganz nach dem Geschmack der Direktion, aber Hagen war nicht der Mann, der unter alleiniger Verantwortung nach den Ansichten anderer wirtschaftete, und so verschwanden die Anlagen von Iomba und Erima wieder unter dichtem Gestrüpp. Auch Constantinhafen war Eigentum der Astrolabe-Compagnie geworden, doch nur, um den Baumwollenbau einzustellen und unter der Aufsicht einiger Malayen den Augenblick zu erwarten wo die nicht kleinen Bestände angepflanzter Kokospalmen ertragsfähig wurden.

In Stephansort wurde jetzt mit Hochdruch gearbeitet und eine eiserne Disciplin, wie sie Neu Guinea bisher noch nicht gekannt hatte, herrschte unter Europäern wie Farbigen.

Es wurde weiter Tabak gebaut, daneben aber die unterbrochene Anpflanzung von Kokospalmen wieder aufgenommen, Kulturen von Baumwolle, Kaffee, Gambir, und Gummi angelegt. Die mangelhaften Hospitaleinrichtungen für Farbige wurden zu einwandsfreien ausgebaut und ganz Stephansort wurde eine nach jeder Richtung hin das Auge wohlthuend berührende Unternehmung.

Als nach dem Fortgang des Herrn Rüdiger auch noch die Geschäfte der Landesverwaltung an Hagen übergingen, war auch das Schicksal von Friedrich Wilhelms Hafen besiegelt, das nach Abbruch verschiedener Gebäude zur Kohlenstation degradiert wurde.

Curt von Hagen wurde durch einen ehrenvollen Tod gerade in dem Augenblicke abberufen, als die Direktion der Neu Guinea-Compagnie und Astrolabe-Compagnie wieder einmal das Bedürfnis fühlte, mit einem neuen Besen zu kehren.

Wie in einem Bienenstocke ohne Weisel sah es in ganz Kaiser Wilhelms Land aus, und wenn nicht noch unter den Sendboten der Neuendettelsauer und Rheinischen Mission und der Gesellschaft „vom göttlichen Wort“ Einigkeit herrschte, so konnte man den Zustand mit den Worten kennzeichnen: Alle gegen einen und einer gegen Alle! Um eine Berliner Redensart zu gebrauchen: „Jeder that, was er lustig war!“

Jomba sollte wieder aus der Versenkung geholt werden, wobei man einen Bestand von 2000 mehrjährigen Kokospalmen „fand“ (!), Friedrich Wilhelms Hafen wurde wieder aufgebessert zu vorteilhafter Übergabe an das Reich, — aber alles und alle litten unter den Sünden ihrer Vorgänger — dem ausserordentlichen Arbeitermangel.

Die Astrolabe-Compagnie wurde zu Grabe getragen oder — wie es in Berlin hiess — mit der Neu Guinea Compagnie verschmolzen.

Der Tabaksbau ging und geht weiter zurück, die Ausfuhr

davon betrug im Jahre 1899 nur noch 88 000 Mk. gegen 150 000 Mk. in 1898 und 200 000 Mk. in 1897 (s. Kol. Handels-Adress-Buch).

Von allen diesen Wirren blieb der Bismarck-Archipel verschont und unberührt. Die einzelnen Firmen sahen aus der Vogelperspektive zu und rieben sich in einer reinen Schadenfreude die Hände — Schadenfreude ist bekanntlich die reinste Freude.

Unentwegt arbeiteten sie weiter, der Arbeitermangel in Kaiser Wilhelms Land kam ihnen zu gute und fest behielten sie ihr Ziel im Auge.

An Privatfirmen sind z. Zt. vorhanden:

E. E. Forsayth — Ralum,
Hernsheim & Co. Matupi,
Deutsche Handels und Plantagengesellschaft der Südsee,
Tindal — Faissi, Octave Mouton — Kinigunan
Mc. Donalds — Munia,

wozu eine Reihe selbständiger Händler kommt.

Der Export von 1899 stellte einen Wert dar von

Mk. 400 000 für Ölfrüchte.
Mk. 70 000 für Faserstoffe (Baumwolle Kapok)
Mk. 30 000 für animalische Stoffe (Trepang, Perlschale.),

daran beteiligt sind 46 Handelsstationen, wovon 16 auf Neu Pommern, 16 auf Neu Mecklenburg entfallen.

Auch das Unternehmen der Neu Guinea-Compagnie gedieh, denn eingekeilt zwischen kritischen Sachverständigen war ihm — unabhängig von der Leitung — der Weg vorgezeichnet; und da an der Spitze seit einer Reihe von Jahren eine erste Kraft steht, so musste es voraus gehen.

Vergleichen wir nun beide Gebiete, so werden wir zu dem Schlusse kommen, dass die Hauptschuld an dem Fiasko von Kaiser Wilhelms Land nicht die örtlichen Verhältnisse tragen, sondern das Fehlen eines einheitlichen Grundplanes.

Hätte man sich in Holländisch Indien eine erste Autorität gesucht, von dieser einen Wirtschaftsplan aufstellen lassen nach den durch eigene Anschauung kennen gelernten Verhältnissen, und hätte man sich seitens der Direktion — diese allein blieb von allen Wechselfällen unberührt — auf den Standpunkt gestellt, dass an diesem Plane nicht gerüttelt wird, — dann wären Millionen gespart worden, und es wäre jetzt etwas anderes da.

Aber Autoritäten sind teuer und wollen auch selbst disponieren; wie man sich in Berlin nicht bedachte, jungen Juristen für den Verwaltungsdienst bis zu 30000 Mk. zu zahlen, so perhorreszierte man es, Praktikern mehr als 15000 Mk. zu gewähren. Dafür sind in den fremden Kolonien aber nicht einmal zweite Kräfte zu haben, geschweige denn solche, die auch der grüne Tisch in Berlin als Autoritäten zu respektieren gewillt gewesen wäre.

Jetzt werden alle Unternehmungen in Kaiser Wilhelms Land nur noch durchlaviert, bis sich der schon oft herübergeklungene Ruf: „Habe Gold gefunden“ vielleicht thatsächlich in klingender Weise bewahrheitet.

Der Papua in Gestalt, Sitte, Gewohnheit und Mythe.

Was bisher über die Rasseneinteilung der Papuas gesagt und geschrieben worden ist, konnte — da der grösste Teil der Küsten und das gesamte Innere bis vor kurzer Zeit noch ganz unbekannt waren — nur eine Kombination sein von eng lokalisierten Beobachtungen und Vermutungen.

Wer verschiedene Teile Neu Guineas eingehender kennen gelernt hat, wird sich jedenfalls nicht eher für eine der bisherigen Einteilungen entscheiden, als bis das Land noch weiter erschlossen ist und sich thatsächlich ein Überblick gewinnen lässt. Es giebt zwischen den einzelnen Papuastämmen neben einer Reihe von Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen doch eine so grosse Anzahl von schwerwiegenden Verschiedenheiten, dass man nicht so ohne weiteres die wenigen, bisher rein zufällig gefundenen Unterschiede als genügende Faktoren ansehen kann, sondern noch zunächst die weiteren Ergebnisse abwarten muss.

Ob man die Papuas als eine reine Rasse ansehen soll oder nicht, ob es eine Mischrasse ist und ob dieselbe papuanisch-malayisch oder papuanisch-polynesisch ist, — das kann heute nur ein an Selbstüberhebung Leidender mit ruhigem Gewissen entscheiden, alle andern werden offen bekennen, dass wir noch sehr „in Finsternis wandeln!“

Der Anthropologe hat es hier sicher schwieriger als in irgend einem anderen Erdteile, da ihm alle die Anhaltspunkte fehlen, die neben Körpermessungen noch für eine anthropologische Zusammenlegung oder Trennung verschiedener Stämme massgebend sein können.

Keine einheitlichen Religionsbegriffe — wenn man von solchen bei den Papuas überhaupt reden darf — keine Sprachverbindungen, keine weitreichenden Analogien in Sitten und Gewohnheiten. Fast jede neuere Erforschung des Landes hat auf allen Gebieten so Überraschendes ergeben, dass man noch manches Unerwartete zu erhoffen hat, das vielleicht einen gänzlichen Umschwung der Ansichten zur Folge hat.

Für den Laien kommt es in erster Linie darauf an, die Eingeborenen unserer Kolonien in ihren Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen.

Auch in dieser Richtung sind wir heute noch nicht in der Lage, viel zu bieten; nur ganz wenige Punkte an der Küste von Kaiser Wilhelms Land sind dauernd mit solchen Europäern besetzt gewesen, die in der Lage waren, eingehende Beobachtungen zu machen — denn ausser einigen Missionaren fehlte allen das erste Erfordernis, die Sprache der Eingeborenen.

Eingeborener aus dem Inneren Neu-Guineas.

Wir stehen in der Südsee vor ganz anderen Verhältnissen, wie z. B. in Afrika, wo es über weite Gebiete gebräuchliche oder doch wenigstens verstandene Sprachen giebt.

Nichts davon in Kaiser Wilhelms Land, für das man im grossen und ganzen die Behauptung aufstellen kann, dass fast jedes Dorf seinen eigenen Dialekt hat, der auch nur auf ganz kurze Entfernungen hin verstanden wird.

Deshalb wird es sich niemals verlohnen, hinausgehenden Beamten schon in Deutschland einige sprachliche Vorkenntnisse zu verschaffen und ihnen damit die Möglichkeit zu geben, in die Sitten und Gewohnheiten des Papuas einzudringen — sie würden damit auf ganz kleine Bezirke lokalisiert und — falls die aufgewandten

Mühen nicht vergeblich gewesen sein sollen — in der Verwendungsfähigkeit sehr beschränkt sein, zumal alle wirtschaftlichen Niederlassungen in Kaiser Wilhelms Land bisher an einem grossen Hang zum Vagabondieren gelitten haben.

Heute hier mit himmelhohen Hoffnungen, morgen dort mit noch grösseren Rosinen im Sack und übermorgen tot mit geleerter Börse — das war der Lebensgang der meisten Unternehmungen.

Dazu kam, dass infolge der Unlust der Papuas zu Arbeitsdiensten die Berührung der Stationen mit den umliegenden Dörfern nur eine seltene und oberflächliche war.

Anders lag es bei den Missionaren, deren erste Aufgabe — wollten sie sich ihre Bezirke erobern — die Erlernung ihrer Dorfsprache sein musste, was ihnen deshalb möglich war, weil sie sesshaft blieben in enger Verbindung mit ihren Schülern — hier Lehrern!

So kennen wir etwas genauer nur drei kleine Bezirke, — Huon Golf, Astrolabe Bay und Berlinhafen, doch ist über den an zweiter Stelle genannten, in dem infolge von Tod und Krankheit der Missionare manche Unterbrechung gewesen ist, noch nichts Umfassendes zusammengestellt worden und der zuletzt genannte Distrikt ist erst seit 1893 unter Arbeit.

Oberflächlich sind wohl noch weitere Distrikte mit ihren Bewohnern bekannt, doch beschränkt sich diese Kenntnis nur auf ein mehr oder weniger flüchtiges Sehen, das natürlich sehr beeinflusst wird durch den Grad der dem Beschauer innewohnenden Beobachtungsgabe.

So ist es kein Wunder, dass man über die Papuas Urteile hört, die sich oft zwischen den äussersten Extremen bewegen.

Bei der ersten Berührung mit den Eingeborenen von Kaiser Wilhelms Land treten — wie dies erklärlich ist — die mancherlei wenig sympathischen Eigenschaften in den Vordergrund und verzerren das Bild leicht nach der unvorteilhaften Seite, während man erst bei längerem Zusammensein auch die guten Eigenschaften kennen lernt, die schliesslich ein ganz sympathisches Schlussbild zurücklassen.

Allerdings giebt es nicht wenige Kolonialleute, die sich weder über die dunkle Hautfarbe hinwegsetzen noch auch überhaupt mit einem Farbigen verkehren können, — bei diesen wird dann das Bild dauernd haften bleiben, das sich zuerst dem Auge einprägte; das ist allerdings in den wenigsten Fällen vorteilhaft.

Ein alter Papuamann ist schon keinesfalls eine angenehm berührende Erscheinung und eine Papuamutter ist oft schon in den Jahren, die für unsere Damenwelt die Periode der üppigsten und blühendsten Reizentfaltung bedeuten, das krasseste Beispiel für die Vergänglichkeit alles Irdischen, — gegen eine wirklich alte Papuanerin ist eine alte Zigeunerin noch eine Schönheit.

Es ist hier eben der heisseste Süden, der alles schnell zur Blüte und Reife, aber auch ebenso schnell zum Verblühen und Absterben bringt, und es bedarf dort nicht erst noch der Zugaben des europäischen Kulturlebens, — der Not, der Entbehrungen, der vielerlei andern Sorgen und Kümmernisse, um frühzeitig in das menschliche Antlitz die Furchen der Vergänglichkeit einzugraben.

Der junge Papua in den ersten Lebensjahren ist eine allerliebste, frisch-fröhliche Kindererscheinung, die trotz der dunklen, kaffebraunen Hautfarbe ebenso gewinnend zu aller Herzen spricht, wie unsere in Röckchen und Hosen gekleideten Kleinen. Trotzdem liegt etwas Fremdes in der ganzen Art des Auftretens, — es ist

Mann aus Neu Pommern (Neu Britannien).
Aus A. B. Meyer u. R. Parkinson: Papua-Album, Verlag von Stengel u. Co. Dresden

der schon im Alter von 4 und 5 Jahren sich geltend machende Hang zur Selbständigkeit, der Trieb, auch in den Kinderspielen einen gewissen Zweck zu verfolgen, der in gewissem Masse dem ganzen Gemeinwesen nützlich ist, während sich in unseren Kinderspielen eine gewisse Zerstörungswut bemerkbar macht.

Will der europäische Sammler die Hülfe der Eingeborenen für seine Zwecke in Anspruch nehmen, so wendet er sich am besten an die Jungen unter 10 Jahren, — sie werden schon Mittel und Wege finden, die Aufträge auszuführen, aber als Lohn verlangen sie nicht Spielereien oder Leckerbissen, sondern gleich den Alten Messer, Tabak, Spiegel u. a., was einen Allgemeinwert hat.

Der Papuajunge beteiligt sich mit Ernst und Lebhaftigkeit

an den Unterhaltungen der Alten und mischt sich mit überzeugender Stimme in die ernstesten Verhandlungen.

Hat er Gegenstände zum Verhandeln, so macht er auch allein das Geschäft und kümmert sich wenig um Zureden oder Schelten des Vaters.

Die kleinen Mädchen sind die angeborene Schüchternheit und Zurückhaltung selbst.

Man spricht vielfach von einem schon in der frühesten Kindheit zum Durchbruch kommenden Hang zu aufdringlicher Bettelei, — das ist sehr falsch, denn diese Triebe treten erst im Laufe der Zeit nur an den Plätzen in die Erscheinung, an denen der Europäer durch falsches Auftreten sie selbst gezüchtet hat.

Die Jugend der männlichen Papuas ist ungleich rosiger als die der weiblichen, denn während diese schon frühzeitig sich auf ihren späteren Beruf als Frau, d. h. auf die fast alleinige Erledigung der Haus- und Plantagenarbeiten, vorbereiten müssen, bummeln die Jungen lustig umher, fischen und jagen, besuchen die Nachbardörfer und kümmern sich um Gott und die Welt nicht, bis mit der Verheiratung die schöne Zeit kommt, wo sie sich durch der eigenen Frauen Arbeit ernähren lassen können.

Es ist ein paradiesisch schönes, sonniges Dasein, aus dem wir als Träger der Kultur und als Sendboten des Evangeliums die Leute reissen, um sie aus ihrer Bedürfnislosigkeit in alle möglichen Ansprüche — angeblich zu ihrem eigenen Heile — hineinzutreiben.

Wo in der Schöpfungsordnung steht es, dass das Ebenbild Gottes mit Hemden und Hosen bekleidet umherlaufen soll in einem Lande, wo es nicht gilt, die Kälte abzuwehren oder sich gegen die lüsternen Blicke überreizter Sinnesmenschen zu schützen. Leider vereinzelt sind die Auffassungen meines alten Freundes Bergmann von der Rheinischen Mission, der den Standpunkt vertrat, dass — wenn wir kultivierten Europäer uns schon nicht mehr von dem Zwange einer Kleidung freimachen können — es durchaus nicht nötig sei, den kleinen Bastschurz des Papuamannes und die Grasschürzen der Frauen als unästhetische Attribute aus der Umgebung des Europäers zu verbannen und dass es jedenfalls appetitlicher für die Umgebung und gesunder für den betreffenden selbst sei, wenn er mit blossem aber reingewaschenem Körper umhergehe, als dass er unter einer fragwürdig sauberen, unschönen Kleidung einen unsauberen Körper verberge.

Wenn unsere Damen der feinsten Gesellschaft in edlem Wettbewerb mit der Demimonde es vorziehen, an ihren Gesellschaftstoiletten einige Dezimeter Stoff in den oberen Regionen zu sparen, so spekulieren sie mit gesuchtem Raffinement auf die Sinnesreizung der Männer oder die Neiderzeugung bei weniger begüterten Schwestern — die Papuanerin giebt ihre Büste völlig unverhüllt, ganz gleich,

ob sie noch sehr schön oder schon sehr hässlich ist, und in keinem Falle fühlt sich das andere Geschlecht dadurch nach der angenehmen oder unangenehmen Seite erregt. Dass deren inneren Wert nicht nur die eigenen Nachkommen prüfen können, sondern nicht selten auch die beiden einzigen Hausgenossen aus dem Tierreich, junge Hunde und Ferkel, — ist nicht ganz der menschlichen Würde entsprechend, aber solch kleines verlassenes Hundevieh ist schliesslich auch nicht unsauberer als ein ungewaschenes Baby.

Mit der körperlichen Sauberkeit ist es in dem ursprünglichen Leben des Papuas — wenigstens nach europäischen Begriffen — nicht gerade weit her, und mehr oder weniger zeigen alle eine starke Neigung abzufärben, was der am besten erkennen wird, der nach einem Dorfbesuche seinen weissen Anzug genauer betrachtet. Bei dem Papua gilt in gewissem Sinne unser Militärgrundsatz: „frischer Dreck ziert den Soldaten“ — es ist jedoch weniger eine wirkliche Unsauberkeit als eine ländlich-sittliche, uns etwas fremde Modegewohnheit.

Auch die Idealgestalten der alten Römer und Griechen liebten es, ihre Haut durch Einreiben mit Öl geschmeidig zu halten, und wenn der Papua es vorzieht, aus bestimmten Veranlassungen oder für bestimmte Körperteile schwarze, rote oder gelbe Farberden zuzusetzen, so ist das keine grössere Geschmacksverirrung, als wenn sich unsere Damen mit undefinierbaren Schminken und Pudern den Teint verderben, Haar und Augenbrauen färben und Ähnliches.

Findet es der Papua schön, seiner Perrücke durch Einschmieren mit öliger Erde das Aussehen eines unsauberen Kuhschwanzes zu geben, so bleibt es uns überlassen, ob wir diese Geschmacksrichtung teilen wollen — in der Sache ist es nichts anderes, als wenn sich unsere Damen falsche Zöpfe anhängen, Polster unterlegen oder durch Einstreuen von Kartoffelmehl jenes vielgepriesene Aschblond erlügen.

Die heisse Temperatur des Landes bringt es mit sich, dass auch der Papua beständig transpiriert, und wenn sich das auch nur bei wirklichen Anstrengungen in „perlendem Schweiss“ äussert, so macht sich doch immer ein stärkerer Geruch bemerkbar, der jedoch nicht annähernd so intensiv und unangenehm ist, als es viele Europäer hinstellen, die in einem Zurschaustellen überempfindlicher Geruchsnerven etwas suchen, solange es andere hören können, die aber meist recht wenig empfindlich sind, sobald es sich um die Gunst der graziösen Papuamädchen handelt.

Noch keiner hat bisher Erfolg in seinem Werben gehabt, denn an den strengen Sitten der Papuas können wir uns ein Beispiel nehmen. Zwar sind die Keuschheitsbegriffe nicht überall die gleichen, aber selbst da, wo sie schon am lockersten erscheinen, sind sie noch immer ungleich festere als in den sittenstrengsten Gegenden

Deutschlands. Nirgends triff der bekannte Satz: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“ präziser zu, als in dieser Hinsicht.

Allerdings kommen hier einige Momente hinzu, die es dem Papua verhältnismässig leicht machen, sich auf seiner stolzen Höhe zu halten.

Zunächst ist das schöne Geschlecht nicht in so erdrückender Überzahl wie bei uns, und ein Papuamädchen braucht nicht um einen Freier zu bangen; oft werden Mädchen und Jungen schon im Kindesalter für einander bestimmt und sobald sich die Zeichen der Pubertät bei dem Mädchen einstellen, wird es definitiv verheiratet. Ferner ist es ein Wunsch der Männer, sich mehrere Frauen halten zu können, — weniger wohl aus sexuellen Rücksichten als wegen der Möglichkeit, sich durch die Arbeit mehrerer Frauen leichter und sicherer zu Wohlstand und Reichtum entwickeln zu können. Sollte nun einmal in einem Dorfe das weibliche Geschlecht in der Mehrzahl sein, so sind doch für alle gleich Freier da, und keine braucht darauf erst Jahre hindurch zu warten.

Auch für Witwen ist bald ein neuer Liebhaber da.

In den meisten Gegenden ist es ein sehr gewagtes Spiel für Männer wie für Frauen, wenn eine der letzteren plötzlich ihr Herz für einen andern wärmer schlagen fühlt als für ihren Gatten und diese Neigung erwidert wird; der Speer ist die Folge der Entdeckung. Nicht überall denkt man gleich streng, doch sind die meisten feindlichen Reibereien zwischen den Dörfern auf solche Vorkommnisse zurückzuführen.

Nach genaueren Beobachtungen aus dem Huon-Golfe kommt es dort vor, dass Frauen straflos mehreren Männern gleichzeitig ihre Liebe schenken, leider fehlen jedoch darüber Angaben, wie sich der rechtmässige Gatte dazu stellt, denn den eigentlichen Begriff der Polyandrie kennt man nicht.

Vielleicht besteht zwischen dieser laxen Moral und der aus einem Kauf hervorgehenden Ehe ein Zusammenhang, da arme Männer, denen nicht vermögende Verwandte zu einer Frau verhelfen, sich auch wohl an andere wohlhabendere Dorfgenossen wenden und ein Schuldverhältnis eingehen, das später durch Arbeitsleistungen — also hauptsächlich durch die gekaufte Frau — allmählich getilgt werden muss.

Man will stellenweise die Unsitte beobachtet haben, dass auf die heiratsfähigen Mädchen des Dorfes den ersten Anspruch die alten Witwer hätten und dass vor dieser Rücksicht auf das Alter alle vorherigen Abmachungen vorläufig zurückzutreten hätten.

Sowohl aus dieser Unsitte als durch die häufigen Schwierigkeiten bei Zahlung eines Kaufpreises ist es bedungen, dass auch die Hagestolze in Kaiser Wilhelms Land nicht fehlen, die zusammen

ein Haus bewohnen, dessen Betreten allen weiblichen Wesen streng untersagt ist.

Die Heirat ist ein Kaufgeschäft, bei dem jedoch das Herz nicht unberücksichtigt bleibt; der Kaufpreis ist nicht sehr hoch und wird meist nicht mehr betragen als für ein grosses Schwein, woraus nicht etwa folgt, dass die Wertschätzung beider Objekte eine gleiche sei, denn mehrfache Versuche von Europäern, die ungleich höhere Gebote machten, wurden strikte abgelehnt.

Der Kauf der Frau dürfte hier wohl nicht anders zu beurteilen sein wie die analogen Bräuche bei vielen Völkerstämmen des östlichen Europa und Asiens, wo die Mädchen sich selbst zu entwürdigen glauben, wenn sie einem Manne die Hand reichen würden, der nicht in der Lage wäre, die Verwandten der Braut zu beschenken. Hier wie dort haben diese Schenkungen — wie es bei den meisten niederen Völkern der Fall zu sein pflegt — sich in den Grenzen fester Abmachungen zu halten, bei denen der Geschenk-Empfänger naturgemäss der Hauptbestimmende ist.

Findet man ähnliches nicht auch bei uns? Jene vom Kladderadatsch mit einigen Seitenhieben auf seine geliebte — diesmal übrigens unbeteiligte — Tante Voss karrikierte Heiratsannonce mit dem Schlusssatz „bei entsprechendem Vermögen wird über körperliche und moralische Defekte hinweggesehen" weist an Stelle der Naivität des Papuas die Schamlosigkeit in konzentrierter Form auf. Und wer hat eine idealere Auffassung von der Stellung der Frau, — der Papua, der sich seine Frau kauft, ohne eine andere Mitgift zu erhalten als zwei arbeitende Hände, oder der Marquis, Duc, Baron etc., der eine Gänsehaut bekäme, wenn er in der Strassenbahn neben einem ehrsamen Schlächtermeister sitzen müsste, der aber — wenigstens äusserlich — diese Gefühle verliert, sobald das Bild der Metzgers- oder Krawattenmacher-Tochter auf einem goldigen Hintergrunde erscheint, welcher es ihm gestattet, sich für die Mitgift seiner Frau weiter zu amüsieren?

Dass der Kauf der Frau bei den Papuas mehr ein Scheinkauf ist, geht schon daraus hervor, dass man auch einen mit beiderseitigem Einverständnisse ausgeführten Mädchenraub nicht tragisch nimmt, und sich schiesslich mit dem begnügt, was der Ehemann zahlen kann, wenn er nach einigen Tagen mit seiner Frau aus eigenem Antriebe in das Dorf zurückkehrt.

Wie weit die Heirat ursprünglich ein wirklicher Raub war, lässt sich nicht entscheiden, an manchen Plätzen kommt ein Scheinraub als einzige Hochzeitszeremonie — neben einem den Verwandten zu stiftenden Schweinebraten — vor. Auch wirkliche Raubzüge werden gegen schwächere Nachbarn unternommen, die dabei gefangenen Mädchen und Kinder werden in den meisten Fällen

dann an Kindes Statt angenommen und in gleicher Weise verheiratet, als ob sie die eigenen Kinder seien.

Recht eigenartig sind die verwandtschaftlichen Verhältnisse. Wirbt ein junger Papua um eine Schöne, so wird diese in den meisten Fällen garnicht gefragt, sondern in erster Linie die Onkel und Tanten mütterlicherseits, die den Kaufpreis vereinbaren und ihn unter sich teilen; der Vater hat an dem Geschäft keinen Anteil noch Vorteil, als dass er seine Zustimmung zur Heirat giebt, die er in den seltensten Fällen verweigern wird, denn auf eine andere Gestaltung der Dinge hat er keinen Einfluss.

Will ein Mädchen einem jungen Manne seine Zuneigung zu erkennen geben und ihn zu den nötigen Präliminarien ermuntern, so kann sie ihn natürlich nicht mit Kotillonorden behängen, aber sie reicht ihm mit verschämtem Augenniederschlag, d. h. indem sie ihm den Rücken zukehrt, einen selbst gerösteten Taro, — wenn sie Äpfel hätte, würde sie nach dem Vorbilde Evas wohl einen solchen wählen.

Da wir einmal beim alten Testament sind, so sei noch der von Laban her bekannte Brauch erwähnt, den Schwiegersohn um die Tochter arbeiten zu lassen, — allerdings ist die Form nicht ganz so hart; erst wird geheiratet und dann die Schuld abgearbeitet; bis das geschehen ist, bleibt das junge Paar in dem Hause der Schwiegereltern oder doch wenigstens in deren Dorfe wohnen. Nicht selten bleibt das Paar dauernd in der Dorfschaft der Frau, meist aber in der des Mannes.

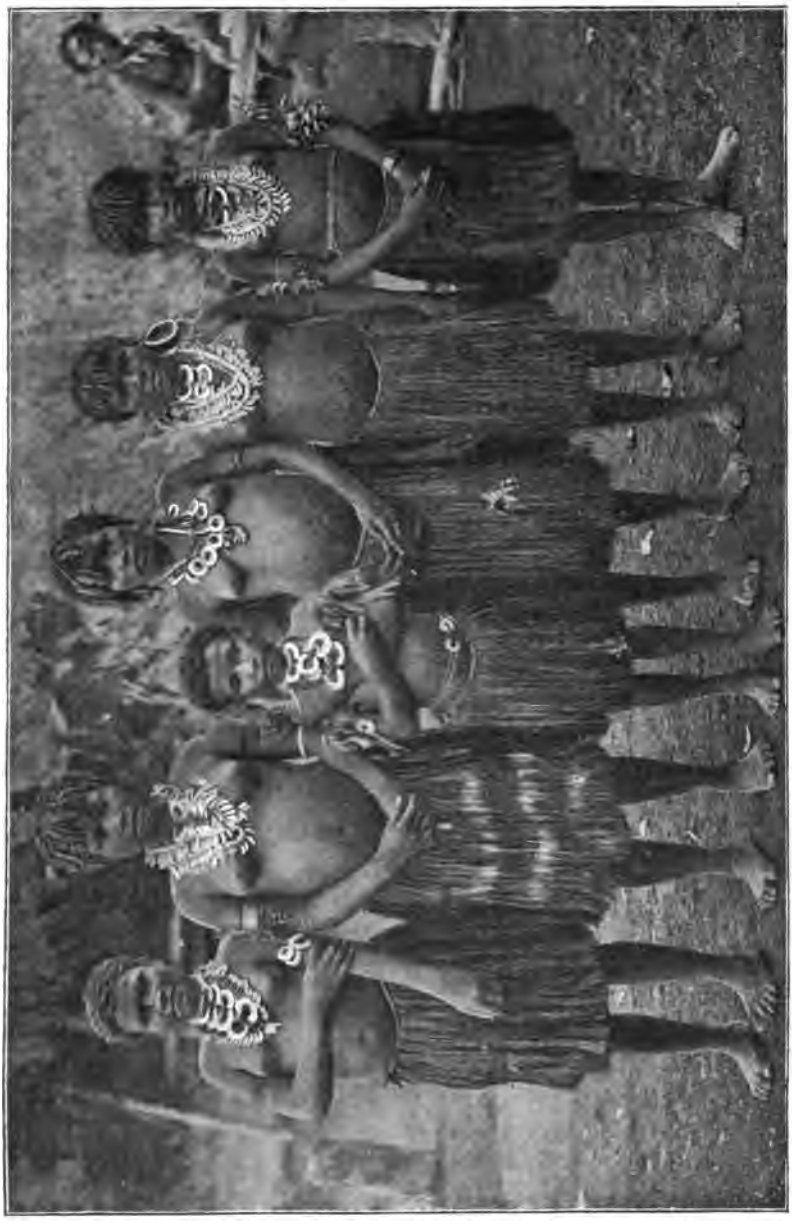
Obgleich es der Frau obliegt, die meisten Arbeiten allein zu verrichten, so ist sie doch keineswegs die Sklavin des Mannes und Misshandlungen kommen kaum jemals vor. Auch ihr manchmal mitgebrachtes Heiratsgut, vielleicht eine Kokospalme oder ein Ferkel, bleibt ihr Eigentum.

Eine Ehescheidung ist bei den Papuas noch leichter, als in Amerika heutzutage; es genügt, dass die Frau ihrem Herrn und Gebieter fortläuft und sich in die Obhut ihrer Verwandten begiebt; kleine Kinder nimmt sie mit, grössere belässt sie dem Vater. Andrerseits — falls die Frau dem Manne bezüglich der ehelichen Treue Bedenken einflösst oder zu faul ist, genügt es, dass dieser ihr seine Abneigung zu verstehen giebt.

In jedem Falle erhält der Mann einen Teil seiner einst gemachten Aufwendungen zurück.

Wird eine Frau Witwe, so legt sie Trauerkleidung oder Trauerschmuck an, das Gesicht wird mit dunklen Farben eingeschmiert und der Oberkörper in einen über den Kopf gezogenen Umhang aus Netzgeflecht gehüllt.

In verschiedenen Teilen des Landes sind recht harte Trauerbedingungen gestellt, indem die Frau mehrere Wochen in der Hütte



Mädchen und Frauen aus Bogadjim.

zu verbleiben hat, in der sie mit ihrem Manne gelebt und in der dieser begraben liegt, — eine umso scheusslichere Tortur, als der Tote nur ganz flach beerdigt wird, und die Frau zur Abwehr der Fliegen ein ständiges Feuer über dem Grabe zu unterhalten hat. Nach Beendigung der Trauerzeit kehrt sie meist zu ihren Verwandten zurück, doch erhalten bei einer neuen Verheiratung nicht diese, sondern die Verwandten des ersten Mannes die Kaufgelder.

Wie für die Frauen während der Schwangerschaft aus Aberglauben mancherlei verboten ist, so finden wir auch bei der Geburt des Kindes manche Anklänge an unsere z. T. heute noch auf dem Lande üblichen Besprechungen etc. Ein reicher Kindersegen ist nicht nach dem Geschmack der Papuamutter, und in der Verhütung desselben wie auch in der Erzeugung einer dauernden Unfruchtbarkeit ist sie Künstlerin. Über die Mittel wird strenges Geheimnis unter den Weibern bewahrt und alle Versprechungen haben noch nicht zur Preisgabe derselben geführt; zur gänzlichen Vermeidung des Kindersegens soll vielfach eine Massage angewendet werden.

Auch die Männer unterliegen während der Schwangerschaft ihrer Frauen einem gewissen Zwange, da sich auch hierbei wie durch das ganze sonstige Leben der Papuas die Furcht vor bösen Geistern bemerkbar macht.

Wie bei vielen Naturvölkern die Beobachtungen der nachteiligen Folgen von Verwandtschaftsheiraten zu durch die öffentliche Meinung sanktionierten Ehehindernissen geführt haben, so auch bei manchen Papuas und zwar erstreckt sich dies auf die Vettern und Basen, die Onkel und Nichten; dass lediglich Gründe der Vernunft massgebend sind, erhellt daraus, dass es einem Manne nicht verboten ist, eine Witwe zu heiraten und gleichzeitig deren heiratsfähige Tochter, dass es verschiedentlich — ein Gleiches finden wir auch im alten Testament — dem Manne freisteht, die Witwe seines Bruders zu heiraten etc.

Die Verwandtschaftsbegriffe sind recht verzwickte; und wollte man nach der Bezeichnung Bruder oder Schwester gehen, so würde man oft ein Bild von einem prämiierungswürdigen Kindersegen bekommen. Bei genauerer Untersuchung finden wir oft das wundersame Faktum, dass zwei Männer Brüder sind und doch erklären, einen anderen Vater und eine andere Mutter zu haben — das scheint ebenso widersinnig, als wenn der Schah von Persien und der Fürst von Reuss sich Vettern nennen, — aber es sind die Kinder von Geschwistern, sodass sich also die Begriffe von Bruder und Schwester mit Vetter und Cousine decken.

Sehr bald werden wir aber auch hiermit zu Ende sein, denn nicht alle dieses Verwandtschaftsgrades führen den Titel Bruder oder Schwester, sondern nur die Söhne von des Vaters Brüdern und die Töchter von der Mutter Schwestern. Die Brüder des Vaters

und die Männer der Mutterschwestern sind Väter, die Frauen von Vatersbrüdern und die Schwestern der Mutter sind Mütter — ein wundervolles Kunterbunt!

Die Liebe der Eltern zu den Kindern und umgekehrt ist als eine innige zu bezeichnen, wenn sie sich auch selten stürmisch äussern wird; mit der Autorität der Eltern sieht es dagegen misslich aus, und diesen Begriff kann man in der Hauptsache ganz streichen. Es ist das kein Wunder, wenn man in Betracht zieht, dass elterliche Züchtigungen kaum vorkommen und dass in den Kindern schon von früher Jugend an eine grosse Selbständigkeit steckt.

Man wird kaum einen Krüppel in den Dörfern finden, dessen Mangel auf Geburtsfehler zurückzuführen wären; grausam nach unseren nicht immer praktischen Begriffen, tötet man alle Missgeburten sofort. Wer Gelegenheit hatte, selbst zu sehen, wie in einem Papuadorfe alle Leute — junge und alte, Männer wie Frauen — kerzengerade und ebenmässig gebaut sind, wird das Nützliche dieser Praxis zugeben; und wer wollte die Leute deshalb verdammen? — kennen sie doch keinerlei Religionsbegriffe, die ihnen das Kind als ein „Geschenk von oben" erscheinen lassen, für das sie auch dann dankbar zu sein haben, wenn es so gestaltet ist, dass es sich und anderen zur Last fällt.

Aber auch hierbei schneidet die alles beherrschende Furcht vor bösen Geistern in manchen Distrikten ein und hindert die Tötung von Idioten und Blödsinnigen; man giebt sich allerdings mit diesen unglücklichen Wesen nicht sonderlich ab, man vermeidet vielmehr möglichst eine Berührung, giebt ihnen zu essen und lässt sie im übrigen als Tiere fortvegetieren.

Wegen der vielerlei Unbequemlichkeiten, die mit der Ernährung von Zwillingen verbunden sind, tötet man meist auch diese, doch dürfte es wohl auch auf Geisterglauben zurückzuführen sein, wenn man darin Unterschiede macht und auch Zwillinge als etwas Unabänderliches hinnimmt, wenn sie gleichen Geschlechtes sind.

Auch ohne die angeführten Gründe ist die Papuanerin keineswegs skrupulös, sich normaler und gesunder Neugeborener lediglich aus Bequemlichkeit zu entledigen, denn bei der üppigen Vegetation und den geringen Bedürfnissen der Papuas können keine direkten Nahrungssorgen dazu Veranlassung geben.

Der Kommunismus ist bei den Papuas so recht zu Hause und so giebt es wohl noch die Begriffe begütert und nicht begütert, aber niemals schwelgt der eine, während der andere am Hungertuche nagt. Die Plantagen gehören den Dorfbewohnern gemeinsam, wenn auch jede Familie sich auf die eine oder andere Weise abgrenzt; Privateigentum sind nur die Kokospalmen und etwaige sonstige Fruchtbäume, die aber nicht vom Vater auf die Kinder erben, sondern auf die Onkel, Vettern und Neffen mütterlicherseits. Es mag wohl

nicht als ehrenvoll angesehen werden, wenig oder garnichts zu hinterlassen, und so legen die nächsten Verwandten noch zu der Hinterlassenschaft zu, um die Erben in möglichst splendider Weise zu befriedigen.

So habgierig der Papua im Verkehr mit Fremden auch zu sein scheint, so anspruchslos ist er innerhalb seiner Dorfgemeinde. Der Kontraktarbeiter, der sich drei Jahre placken und mühen muss, dient nicht für eigene Interessen, sondern sein ganzer Stolz geht dahin, bei seiner Rückkehr möglichst viel an die Verwandschaft verteilen zu können. Das geht soweit, dass der Mann selbst oft garnichts behält. Mitunter hat zwar solch ein in die Heimat zurückkehrender Held inzwischen das Verständnis für diese Art von Grossmut verloren, — dann wird er aber seine Habe unfreiwillig los. Die Sucht zu teilen erstreckt sich — warum nicht auch bei uns! — sogar auf die seltensten Leckerbissen, und kauft einer oder mehrere zusammen ein Schwein, so erhalten auch die an der Stiftung nicht Beteiligten einen gleichen Anteil daran. Diese schönen Tage kommunistischen Schlaraffenlebens werden aber auch unter der Einwirkung des Europäertums bald dahin sein, und neben Austern und Sekt wird auch die trockene Tarorinde in die Erscheinung treten, — das Glück, das wir den Leuten gebracht haben! Der Nährboden für einen dauernden Bestand des Kommunismus ist die absolute Bedürfnislosigkeit und daraus, dass derselbe mit der Abnahme dieser Eigenschaft bei den Papuas sich rapide von der Vollkommenheit entfernt, können sich unsere Utopisten die Lehre ziehen, dass sich ihre Träume niemals verwirklichen werden durch Erhöhung der Ansprüche der unteren Volksklassen. Nicht einen Fortschritt würde für uns die Erreichung dieses Zieles bedeuten, sondern eine Rückkehr zu den ursprünglichen sozialen Prinzipien in einem anderen Milieu — also die verhasste Reaktion. Die höchsten Wertgegenstände sind die Eberhauer und die Hundezähne; je geschlossener das Kreisrund eines Eberzahnes ist, desto wertvoller ist derselbe. An vielen Küstenplätzen sind Schmucksachen mit Eberzähnen fast unveräusserlich.

Die Papuas lieben es, sich durch alle möglichen Geheimnisthuereien ein gewisses Übergewicht über die Frauen zu sichern und haben zu diesem Zwecke verschiedene Feierlichkeiten, die den Frauen und Kindern strengstens untersagt sind und die — mit profanen Blicken betrachtet — auf weiter nichts hinauslaufen als eine grossartige Schweineesserei, von der man in Rücksicht auf die Quantität das schwächere Geschlecht fernhält.

Einer dieser Bräuche ist der Balum-Kultus, über den Missionar Vetter aus Simbang in den „Kirchl. Mitteil." 1896 äusserst interessante Details mitteilt, — sie können hier nicht besser plaziert werden, als in dem Originaltext. „Unzweifelhaft liegen religiöse

Vorstellungen zu Grunde, die sich aber dem gegenwärtigen Geschlecht verflüchtigt haben; man hält jedoch fest an der Form, der Sprachweise und dem ganzen überkommenen Gebrauch. Selbstsucht, Gefallen an Geheimnisthuerei und Furcht vor einander sind die Stützen des Systems. Das Wort Balum hat verschiedene Bedeutung. Jede abgeschiedene Seele wird zum Balum-Geiste, und vor solchem hat der Eingeborene meistens Furcht; wenn er auch von Hausgöttern, Penaten, die Glück und Gedeihen geben, weiss, so sind die Gespenster im allgemeinen seine Freunde nicht. Im eingeschränkten Sinne versteht man unter dieser Bezeichnung (Balum) die flachen, lanzett-

Eingeborene aus dem Hinterlande der Astrolabe-Bay.
(an der Nam-Klamm.)

förmigen Hölzer, die für gewöhnlich im Dorfhause aufbewahrt werden und keinem Weibe oder sonst uneingeweihten Wesen zu Gesicht kommen dürfen. Jedes Dorf hat deren ein ganzes Pack, aber nur eins oder doch nur ein Paar davon haben Namen, und zwar sind es Namen von früher verstorbenen, angesehenen Männern; dieser Balum heisst also „Der alte Soundso", jener „der Witwer X". Noch jetzt wird bisweilen ein den Lebenden noch Bekannter zu dieser Würde erhoben, sein Name geht auf das Holz über. Obwohl nicht bestritten wird, dass diese Holzbalum von Menschenhand gemacht seien, und obwohl auch neue angefertigt werden, so werden sie doch achtsam behandelt als

Gegenstände der Verehrung, und niemand dürfte es ungestraft wagen, eins mutwillig zu zerbrechen. In dieser Thatsache haben wir ein Stück Ahnenverehrung vor uns.

Warum gerade ein Stück Holz als Sinnbild, vielleicht auch als Träger des Geistes figuriert, ist mir nicht gewiss, wahrscheinlich nur des eigentümlichen summenden und klagenden Tones wegen, der sich beim Schwingen mit einem langen Bambusstabe ergiebt, an den das Holz mit einer langen Schnur gebunden ist. Das Schwingen geschieht nur bei Vornahme der Beschneidung. Je nach dem langsameren oder schnelleren Schwingen ist der Laut melancholisch oder durchdringend.

Erzählt wird die Entstehung dieses Brauches so: Eine Frau habe Holz abgeschlagen; dabei flog ein flaches Stück mit summendem Geräusch in die Höhe. Sie berichtete es ihrem Mann, der überlegte, dass mit solcher Hilfe ein Privilegium des Mannes auf Schweinefleisch sich aufrichten liesse, wenn die Frau, die im Besitze des Geheimnisses war, fortgeschafft würde. Die anderen Männer erkannten ihren Vorteil, und die Frau wurde getötet, um nichts verraten zu können.

Wenn auch nicht alles glaubhaft ist, so kann es doch mit der Erinnerung seine Richtigkeit haben, dass diese Gewohnheit sich erst in späterer Zeit eingebürgert hat. Jedenfalls drang sie nicht von Norden her ein, sondern von Süden und ist meiner Meinung nach australischen Ursprungs.

Dieser Gebrauch nun hat sich verbunden mit der Vorstellung von einem Ungeheuer, welches in Höhlen lebt und auch Balum genannt wird; vielleicht dient er (gemeint ist der Holzbalum, d. Verf.) dazu, dem Ungeheuer zu einer Stimme zu verhelfen. Ahnenverehrung und Naturdienst reichen sich hier die Hand. Merkwürdig ist die Gleichheit des Namens; jedoch wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass bei der Vermischung des Aberglaubens die Bezeichnung für das Ungeheuer sich allmählich verloren hätte.

Dieses Monstrum, welches man sich ohne Arme und Beine vorstellt, trägt nun die verschiedensten Namen von Ahnen, je nach dem Haupt-Holzbalum des Dorfes, welches die Beschneidung veranstaltet, und jedem werden die Attribute und Thätigkeiten beigelegt, welche eigentlich jenem eigen, und — auf die Ahnen bezogen — wirklich widersinnig sind. Doch der Eingeborene macht sich keine Gedanken darüber, dass er z. B. den alten X. viele junge und alte Schweine verschlingen lässt. — Es ist doch alles nur Redensart.

Von dem ungestalten Höhlenbewohner wird ein Abbild gemacht, welches in einer sehr langen Höhle besteht (36 m Länge hatte die in Jabim); zum Wohnen ist sie nicht bestimmt. Nach hinten zu wird eine solche Balumhütte immer niedriger, so dass man nur kriechend zum hinteren Ende hinauskommen kann. Vorn

am Eingang sind auf das Palmblattgeflecht grosse Augen gemalt und oben steht der Wurzelstock einer Betelpalme hervor, wohl auch noch mit Tüchern eingebunden, welche das Haupthaar der Geister vorstellen sollen.

Die Betelpalme, welche ganz aus der Erde herausgehoben wird, vertritt die Stelle des Rückgrads.

Da das Ungeheuer keine Arme noch Beine hat, so kann es sich nur fortwälzen, und da ihm auch die Körperhaare abgesprochen werden, so muss man es unwillkürlich für eine Schlange halten, was aber die Eingeborenen bestreiten. Es besteht aber ein Zusammenhang mit den religiösen Vorstellungen anderer Melanesier, welche die Leiden und Sorgen der Menschen mit der Schlange in Beziehung setzen und die Wut dieses bösen Wesens durch Opfer zu besänftigen suchen.

Das Innere der Hütte heisst der Bauch, seine Stimme ist das Brummen der Hölzer.

Aus seiner Höhle wird es hervorgerufen, um die Jungen zu verschlingen, damit sie grosse und kräftige Burschen werden. Er wird mit Namen gerufen und zum Hervorkommen aufgefordert, auch wird auf Muschelhörnern getutet, damit er es höre. Rufen und Tuten muss öfters wiederholt werden; dann lässt sich endlich ein schwaches Brummen hören, das sich immer mehr verstärkt. „Der Balum steigt herauf" heisst es dann. Die Männer erheben ein eigenartiges, feierliches und rhythmisches Geschrei. Damit das Ungeheuer nicht alle umbringt, müssen ihm einige Schweine geopfert werden. Natürlich verzehrt man diese selbst.

Die Frauen und kleinen Kinder dürfen nun nicht mehr im Dorfe bleiben; sie müssen weit genug in Hütten kampieren, die zu diesem Zwecke errichtet werden, solange der Geist im Dorfe weilt. Damit er nun nicht entwischt und die Weiber und Kinder sicher vor ihm sind, wird er mit Stricken festgebunden. Die Eindrücke, die er bei seinem Liegen und Fortbewegen gemacht haben soll, werden später den Weibern gezeigt. Auf Tami waren sogar die grossen Schlingpflanzen zu sehen, die abgerissen an den Bäumen hingen und von dem Zerren gehörig gescheuert waren.

Man transportiert den Balum mit Hebeln ins Dorf oder an den Strand. Dabei stösst er seine Schreie und Klagen aus. Seine Hauptaufgabe besteht darin, die Jungen zu verschlingen. Die Alten werfen sie ihm in den Bauch hinein, der zwei Abteilungen hat, den Schweine- und den Menschen-Magen. Gerät jemand in jenen, so ist er verloren.

Diese Behauptung wird aufgestellt, wenn ein Junge bei der Beschneidung stirbt. Aus dem Menschenmagen dagegen werden die Knaben ausgelöst durch Hineinwerfen von Schweinen. Dadurch ist der Balum befriedigt und speit die Jungen wieder aus. Der

offizielle Ausdruck für die Beschneidung eines Jungen heisst also: „Der Geist hat ihn verschlungen."

Der letzte Akt der Balumfeier wird bezeichnet als „Stricke abhauen", worauf der Geist stracks in seine unterirdische Behausung zurückkehrt. Von nun an hört man seine Stimme nicht mehr; die Hölzer werden aufgehoben und nur sogenannte kleine, dumme Balums, die wenig zu fürchten sind, und die sich die Jungen selber fabrizieren, ertönen. Der letzte Akt ist den Eingeborenen die Hauptsache und der Höhepunkt ist ein Schweinemarkt, zu dem von nah und fern die Leute kommen, um die für die einzelnen Dorfschaften im voraus bestimmten Borstentiere zu kaufen."

Der Balum ist eine der unzähligen Geisterkräfte, die bei allen Gelegenheiten in die Erscheinung treten, er dürfte auch gleichzeitig der einzige Geist sein, der keine ausgesprochen böse Absicht hat. Jede Krankheit, jeder Todesfall — wenn auch noch so natürlicher Art, — eine jede plötzliche Erscheinung, die Schrecken erregt, ist auf die Thätigkeit eines bösen Geistes zurückzuführen.

Läuft plötzlich ein Tier über den Weg und erschreckt den ahnungslosen Wanderer, so ist es ein Geist gewesen, und sehr erregt spuckt der Betreffende dreimal auf die Erde.

Viele Geister können auch noch aus der Ferne wirken, sobald ihnen irgend welche Gegenstände zugänglich sind, die mit dem zu Behexenden in näherer Verbindung gestanden haben.

Speiseüberreste werden sorgsam beseitigt — ausser vielleicht im Dorfe, wo man im engeren Beisammensein die Furcht vergisst — und auch die Aschereste der Lagerfeuer im Walde werden verwischt und die Stelle möglichst unkenntlich gemacht, — denn es könnte ja irgend ein Übelgesonnener bald nachkommen und damit Hexerei treiben.

Erdbeben sind die Ungezogenheiten der in den Bergen wohnenden bösen Geister.

Fragt man einen Mann bei irgend einer durch Geister gestörten Gelegenheit, ob er denn diesen oder überhaupt schon einmal einen Geist gesehen habe, so wird er im Brusttone felsenfester Überzeugung das bejahen und ihn bald als einen übergrossen Menschen oder ein kolossales Schwein etc. schildern. Wie es häufig bei niedrig stehenden Völkern der Fall ist, denen es infolge ihrer Bedürfnislosigkeit im allgemeinen gut geht, kennt der Papua keinen eigentlich guten Geist, doch glaubt man, dass Verstorbene in das Leben ihrer Angehörigen in günstiger Weise eingreifen können.

Sind die Toten ordnungsgemäss bestattet, so zieht der Geist aus dem Dorfe fort in den Wald oder auch auf bestimmte Inseln oder Berge; konnte er dagegen nicht in üblicher Weise zur letzten Ruhe gebettet werden oder war er gar verstümmelt, so ist sein Geist ein unangenehmer Geselle, und die Furcht vor ihm geht

auch bei alten, vernünftigen Leuten noch über die Furcht vor dem schwarzen Mann unserer falsch behandelten Kinder.

Der Verfasser entsinnt sich folgender Episode. Ein Eingeborener war im Kampf durch die Kugel gefallen und von den Angehörigen, die derartige unsichtbare Geschosse nicht verstanden, auf dem Platze zurückgelassen worden. Diese günstige Gelegenheit glaubte sich ein eifriger Anthropologe nicht entgehen lassen zu können, brachte vielmehr den Körper zum Lager nnd präparierte kunstgerecht den Schädel heraus; der Tote wurde darauf beerdigt. Was war die Folge? — In dem ganzen Lager — ca. 60 Köpfe — schlief kein Mann; sollte von dem nur 15 m entfernten Flusse Wasser geholt werden, so gingen die Leute zu dreien und vieren und wie von Furien gepeitscht kamen sie zitternd zu den Zelten, als unter den Tritten des einen ein dürres Ästchen geknackt hatte. Am nächsten Morgen waren 4 Mann desertiert, und die anderen, die sich sonst nur treiben liessen, drängten förmlich zum Aufbruch.

Bei einem späteren Vorbeimarsche sollte der inzwischen durch Ameisen schön präparierte Schädel mitgenommen werden, aber niemand wollte ihn tragen, bis er schliesslich in dem malayischen Koch einen Abnehmer fand. Weit hinter der Kolonne marschierte er daher und kein besseres Mittel zum — sonst oft recht schwierigen — Vorwärtstreiben der Kolonnen konnte es geben, als die Annäherung des ominösen Blätterbündels.

Glaubt der Papua felsenfest, dass er durch Zauberei jemandem schaden, dass er Regen und Wind machen könne, so glaubt er auch Mittel gegen die Zauberei anderer zu besitzen; ist auch der eine in jedem Falle einflussreicher als ein anderer, so giebt es doch keine eigentlichen Zauberer.

Diejenigen, die durch Zauberei jemand getötet oder krank gemacht haben sollen, ersieht man — wie auch noch bei uns auf dem Lande — aus Wahrzeichen der Natur; flackert bei Nennung eines Namens das Feuer plötzlich auf, oder kommt ein Windstoss durch die Baumkronen gefahren, eine Sternschnuppe geflogen u. a. m., so ist der Träger des Namens unzweifelhaft der Thäter und — im Falle eines tötlichen Ausganges — hat er die Angehörigen des Behexten als Bluträcher auf den Fersen.

Medikamente hat man in Menge, doch ist ihre vermeintliche Kraft weniger durch direkte Einwirkung auf den Organismus oder die Wunde, als vielmehr in Verbindung mit der Zauberei gegeben. Bei Kopfschmerzen resp. Fieber binden sich viele einen Bindfaden um die Stirn, bei Erkrankungen der Atmungsorgane um den Brustkorb. Auch Blutentziehung in Form zahlreicher Einschnitte in den Rücken oder durch Schröpfen ist ein vielverbreiteter Brauch.

An äusserlichen Krankheiten findet man häufig einen geschwürartigen Ausschlag, der sich fast nur an den Beinen, seltener an den

Armen zeigt; er hat die Eigentümlichkeit, bei etwaigem Tiefergreifen den Farbstoff zu zerstören, sodass nach Heilung der Wunde eine dauernd weisse Fläche zurückbleibt. Die davon Betroffenen gewähren oft einen sonderbaren Anblick; so war in Bogadjim ein Mann, dessen Beine bis zu den Knieen völlig weiss waren, sodass es von weitem aussah, als habe er hellfarbige Strümpfe an.

Eine andere, sehr häufige Krankheit, von der oft die ganze Dorfschaft befallen wird, ist der sogenannte Ringwurm, bei dem erst einzelne Stellen und nach und nach — falls nicht Mittel dagegen gebraucht werden — der ganze Körper befallen wird. Ursprünglich zeigen sich in der Flechte spiralförmige Gänge ähnlich denen der Bohrkäfer unter der Baumrinde, die bei weiterer Ausdehnung mehr und mehr verwischt werden, sodass nur noch ein allgemeines Abblättern der Haut in kleinen Schuppen sich zeigt. Ausser einem anfänglichen Juckreiz hat die Krankheit keinerlei Unannehmlichkeiten im Gefolge, und im übrigen sind die Leute vollkommen wohl. Der verstorbene Landeshauptmann Schmiele stellte halb im Scherz die Behauptung auf, dass die am meisten mit Ringwurm behafteten Leute sich durch lebhaften und regen Geist auszeichneten und erklärte das so, dass die intelligensten und lebhaftesten Leute auch für den Juckreiz am empfindlichsten seien und durch fortwährendes Kratzen den Infektionsstoff (einen Pilz) schnell über den ganzen Körper verbreiten. Wenn man auf diese Behauptung hin Beobachtungen anstellt, so scheint sie allerdings zuzutreffen, doch läuft — Ausnahmen bestätigen die Regel — von Zeit zu Zeit auch einmal ein ganz dummer Ringwurm-Kandidat mit unter.

Syphilitische Krankheitserscheinungen konnte man bisher an der Küste nicht beobachten, doch wurde 1896 am Oberlauf des Ramu ein Mann angetroffen, der im Gesicht und an den Händen unangenehme Zersetzungen aufwies, die Dr. Kersting nach dem Augenschein — eine Untersuchung war nicht möglich — geneigt war, auf Luës anzusprechen.

Die Zeitrechnung der Papuas richtet sich nach den Jamsernten und den Monden; wer zuerst den Neumond sieht, stimmt ein Geheul an, das schleunigst von allen wiedergegeben wird; in den Nächten nach dem Neumond ist dann reges nächtliches Treiben in den Dörfern, Trommelschlag und Gesang dauern bis zum frühen Morgen.

Recht unbeholfen stellen sich die Leute beim Zählen an, und höhere Zahlen gehen ihnen ganz verloren unter dem Begriff „viele.“ Das natürliche Zählinstrument sind die Finger; eine Faust bedeutet „fünf“; sind die beiden Fäuste verbraucht, so kommen die Füsse, indem der in hockender Stellung in die Hand genomnene Fuss 10 bedeutet. Mehr als zwanzig kennt der Papua nicht. Kommt es neuerdings im Verkehr mit dem Europäer vor, so wird er eine

Gruppenzählung zu je 5 oder 10 machen, und will man Missverständnissen vorbeugen, sobald man überhaupt die Sache durch Worte und nicht — wie meist der Fall — durch Zeichen erledigen muss, so wird man gut thun, die in Frage kommende Zahl auch gleich in dieses Gruppensystem umzusetzen und so zum Ausdruck zu bringen.

Der Eingeborene von Kaiser Wilhelms Land schachert gern in kleinsten Quantitäten; bringt er Nüsse oder Toros zum Verkauf, so wird er stets versuchen, erst einen oder zwei, dann wieder einen grossen allein, dann drei kleine u. s. w. zu verhandeln und niemals wird ihm die Geduld ausgehen, die der Europäer aus Mangel an Zeit natürlich nicht aufwenden kann. Man lässt alles von einem

Mädchen aus Neu Mecklenburg (Neu Irland).
A. B. Meyer u. R. Parkinson: Papua-Album (Stengel u. Co., Dresden).

Verkäufer auf den Haufen legen und zahlt einen Gesamtpreis, — das macht den Leuten aber durchaus keinen Spass.

Kommt der Papua das nächste Mal, so wird er seine Schätze im Busch verbergen und dem handelnden Europäer nur immer mit wenigen Stücken unter die Augen treten. Erhält er ohne weitere Verhandlungen sofort den verlangten Preis, so ist er zunächst verblüfft, ärgert sich dann über sich selbst, dass er den dummen Europäer nicht richtig taxiert hat und wird schleunigst versuchen, das Versäumnis nachzuholen, indem er rasch noch eine Zulage verlangt oder von dem Verkauften etwas fortzunehmen sucht. Je intelligenter der Stamm, desto leichter ist mit ihm auch der Handel; es genügt, wenn man den Leuten ein- oder zweimal die Normen anzeigt, nach

denen man zu handeln beliebt, und ohne weitere Aufforderung wird sich künftig — vorausgesetzt, dass der Europäer reell bleibt — das Geschäft auch so abwickeln; je weniger intelligent ein Mann, desto schwerer wird er sich von seinen kleinen Schachereien trennen.

Werden wir den Papua in seinen noch nicht berührten Eigenschaften im nächsten Abschnitt in Verbindung mit seinen Geräten noch genauer kennen lernen, so erübrigt es hier noch, ihn nach dem Tode zu betrachten. Am häufigsten ist eine Bestattung in der Erde, meist in, unter oder neben dem Hause. Die Grube ist nur flach, und oft wird der Tote mit dem Schilde und einigen Steinen beschwert, nachdem nur wenige Zentimeter Erde darüber gedeckt wurden. Von der Küste des Kaiser Wilhelms Lands sind meines Wissens keine anderen Bestattungsarten bekannt, dagegen findet man schon in den nahe gelegenen Bergen bedeutende Abweichungen. Dort werden die Leichen einfach in Bananenblätter gehüllt und in hockender Stellung in eine Ecke des Hauses gesetzt.

In dem Berglande des Ssigaun, im Hinterlande der Astrolabe-Bai, werden die Leichen mit hochgezogenen Knieen eingeschnürt und dann zu einer Mumifizierung durch Rauch in den Häusern aufgehängt. In jeder Hütte eines dortigen Bergdorfes hingen einige dieser Mumien in verschiedenen Perioden, und in zwei abseits gelegenen langen Häusern befanden sich 16 Stück derselben.

Auf einem freien Platze befand sich im Anschluss an ein leiterartiges Gestell ein Gitterwerk in der Form eines 8 Fuss hohen und 2 Fuss im Durchmesser haltenden Rundkäfigs, das einige Lebensmittel resp. Speisen enthielt; in weitem Halbbogen gruppierte sich wohl ein Dutzend an Stangen aufgehängter Mumien. Man dürfte hier wohl das Bestehen eines Ahnenkultus als sicher annehmen dürfen.

Mit Rücksicht auf das wegen einer freiwilligen Proviantlieferung doppelt wünschenswerte Einvernehmen mit den Eingebornen wurde von einer genaueren Besichtigung Abstand genommen; bei einem zweiten Besuche nach wenigen Tagen waren sämtliche Mumien bis auf zwei ganz alte mit den abgezogenen Dortbewohnern verschwunden, sodass nicht festgestellt werden konnte, ob die Mumifizierung vielleicht auch noch durch künstliche Mittel beschleunigt oder herbeigeführt wird.

Weiter im Innern — in der Bismarck-Ebene — wurde in einem kleinen Dorfe ein einzelnes, abgelegen stehendes Gestell aus Bambus vorgefunden, das ein hoher, viereckiger, nach vorn offener Käfig mit einer nach vorn etwas abfallenden innern Plattform in 5 Fuss Bodenhöhe war, auf der sich ein von allen Fleischteilen freier Schädel, mehrere Rippen und andere Knochen vorfanden, — vielleicht überlässt man hier der Sonne alle Zersetzungsprozesse, vielleicht auch war es ein Opfer für die Sonne, denn im Südosten Neu Guineas hat man häufig von Leuten, die von der Dunkelheit

im Walde überrascht zu werden fürchteten, kurze Gebete an die Sonne gehört, die die Zusage irgend eines Opfers enthielten.

In manchen Gegenden besteht der Glaube einer Seelenwanderung, während man meist auch die Nacht für die Zeit der Geister hält und annimmt, dass diese während des Tages in irgend einer unauffälligen Form allenthalben im Walde sich aufhalten.

Die Geisterfurcht ist nicht überall gleich stark vertreten, denn während in der Astrolabe-Bai die Leute nur in mondhellen Nächten und nur zu mehreren ausserhalb ihres Dorfes gehen würden, fand an der Ramu-Mündung auch nachts ein ganz ungehindeter Verkehr zwischen den Dörfern statt. Im allgemeinen wird man auch in dieser Hinsicht die Beobachtung machen können, dass der Grad der Geisterfurcht mit dem Grade der allgemeinen Intelligenz steigt und fällt.

Schriftzeichen kennt man bisher nicht, doch kann man die ersten Versuche dazu häufig auf Buschpfaden antreffen. An langen Bastfäden hängen von irgend einem Aste grosse, glatte Blätter bis zur Schulterhöhe in die Mitte des Weges hinein, auf denen durch Einkniffen gerade Linien eingezeichnet sind, die bald parallell, bald winklig zu einander verlaufen. Es sind das Mitteilungen an einen später Kommenden über die eingeschlagene Wegrichtung, die Zeit des Passierens etc. Der Nachkommende kann daraus sofort ersehen, ob für ihn die Mitteilung bestimmt ist oder nicht.

Reichhaltig ist die Mythologie der Papuas, die natürlich nur äusserst langsam und von vorzüglich in der Sprache nnd dem Ideengange der Eingeborenen orientierten Leuten eruiert werden kann. Aus der Astrolabe-Bay liegen von dem mehrjährigen Leiter der Bogadjim-Mission, Herrn Hoffmann, einige Erzählungen vor, von denen wegen ihrer Anklänge an unsere alttestamentarischen Geschichten die von Kelibob und Mandumba äusserst interessant ist. Nach einer Mitteilung in den „Berichten der Rheinischen Missions-Gesellschaft“ (1897. S. 85—87.) lautet sie folgendermassen:

„Die beiden Brüder Kelibob und Mandumba wohnten an der Mündung des in der Nähe von Bogadjim sich in das Meer ergiessenden Baches Gileb. Kelibob war der ältere, Mandumba der jüngere Bruder. Beide waren Fischer. Im Walde flochten sie grosse Fischkörbe, und wenn die Ebbe eintrat und die See vom Lande Laub und Reisig wegspülte, liessen sie sich auf diesen ins Meer hinaustragen und versenkten dort die Fischkörbe. Die gefangenen Fische waren ihre einzige Nahrung; Jams, Taros und andere Feldfrüchte waren ihnen unbekannt. Sie begnügten sich damit, ihre Töpfe ausser mit Fischen mit dicken Steinen zu füllen. Die Fische assen sie, aber die Steine waren selbst für den Magen eines Roté zu unverdaulich. Sie leckten sie ab und warfen sie dann ins Meer.

Eines Tages kam eine Frau aus dem Gebirge zu den beiden Brüdern. Die Frau gehörte dem Geschlecht der Riesen an; sie hatte Arme und Beine so dick wie der Stamm vom Brotfruchtbaum. Den Brüdern gefiel die Frau; jeder wollte sie zum Weibe haben.

Sie gerieten deshalb in Streit. Kelibob, der älteste, siegte und nahm die Frau zum Weibe.

Wenn die beiden Brüder zum Fischfang ausgegangen waren, sass die grosse Frau allein zu Hause und hatte nichts zu thun. Das gefiel ihr schlecht, und noch weniger behagte ihr das Essen. Sie mochte keine Steine ablecken und liess dieselben im Topfe liegen. Eines Morgens, als die Brüder weg waren, fing sie an, um das Haus herum Unkraut wegzusäubern. Dann kochte sie Öl und holte rote Farbe, salbte und schmierte sich das Gesicht ein. Darauf schüttelte sie kräftig die Arme, dass sie knackten, und siehe da: aus den Armgelenken sprangen Jams heraus — zwei Stuben voll. Darauf warf sie beide Beine auswärts, und als die Gelenke knackten, sprangen aus denselben noch zwei Stuben voll Jams heraus.

Als die Brüder am Abend zurückkehrten, sagte ihnen die grosse Frau, sie möchten vorsichtig in die Hütte hineingehen. Kelibob aber wollte seine Ruder ins Haus unters Dach bringen. Als er das erste Ruder in die Hütte stiess, hörte er ein eigentümliches Krachen Er guckte zur Thür hinein und sah die Stube voll Jams. Da fragte er: „Was ist das?“ Seine Frau sagte: „Das ist gute Speise und besser als Stein.“ Sie nahm die Fische und einige Jams und kochte das Essen. Zuerst wollten die Brüder nichts essen. „Werden wir auch nicht sterben, werden wir uns auch nicht erbrechen müssen?“ fragten sie ängstlich. Endlich versuchten sie, Jams zu essen, und es schmeckte gut.

Nun kochten sie nie wieder Steine, und alle Tamos (Männer) kochten von da an Jams.

Einige Tage später ging Kelibob allein zum Fischen. Sein Bruder Mandumba hatte sich krank gestellt. Aber als Kelibob weg war, verführte er dessen Frau zum Ehebruch. Kelibob erfuhr die böse That seines Bruders und beschloss, sich dafür zu rächen. Die Brüder wollten ein Haus bauen. Der Mandumba sollte die verzierten Eckpfosten schnitzen, aber er brachte weder einen Vogel, noch einen Fisch, noch sonst ein Tier zustande. Da nahm ihm Kelibob die Axt ab und schnitzte auf dem Pfeiler die Ehebruchsgeschichte des Mandumba ein. Der Mandumba erschrak darüber sehr. Von da an stellen die Tamos auch solche Figuren an ihre Häuser.

Nun sollten Löcher für die Pfähle gegraben werden. Die Mäuse wurden gerufen, aber sie brachten kein Loch in die Erde. Da kam die Erdhummel an die Reihe. Sie grub ein tiefes Loch, aber es war nicht breit genug. Der Mandumba musste deshalb in

ein Loch hineinsteigen, um es breiter zu machen. Vorsichtshalber aber machte er erst mit einer Betelnuss Zauberei. Kaum war er in das Loch hineingestiegen, so nahm der Kelibob einen schweren Pfahl und warf ihn dem Mandumba auf den Kopf.

„So, das ist dafür, dass du meine Frau verführt hast," rief er dem Mandumba nach. Dieser aber spritzte den Betelsaft, den er

Junge Männer aus der Astrolabe Bay.

im Munde hatte, mit solcher Gewalt in die Höhe, dass der Himmel wie Blut aussah. Der Mandumba war in seiner Höhle eingeschlossen und wusste keinen Ausweg. Da kam ihm die Erdhummel, die auch mit eingeschlossen war, zu Hilfe. Diese bohrte einen langen Gang unter der Erde hin. Dadurch kam der Mandumba wieder an die

Oberfläche. Er schlug im Walde seine Wohnung auf und versuchte das erste Boot zu bauen, denn er wollte auswandern.

Der Kelibob hatte einen Sohn, der hiess auch Mandumba; dieser ging eines Tages den Bach Gileb hinauf zum Fischen.

Tief im Walde drinnen hörte er Axtschläge: tang! tang! tang! Er ging darauf zu und fand seinen Onkel und Namensvetter.

Der alte Mandumba überredete den jungen zum Dableiben, und beide zimmerten nun das Boot fertig. Darauf schafften sie das Boot an den Strand, trieben eine Menge Tiere hinein und schifften in die See. Bald erhob sich ein starker Sturm, alle Stricke rissen,

Mann aus Buka, Salomo-Inseln.
A. B. Meyer u. R. Parkinson: Papua-Album (Stengel u. Co. Dresden.)

und zum Unglück für das Boot trat der Kasuar ein Loch hinein. Da mussten sie wieder ans Land zurück.

Der alte Mandumba überredete nun seinen jüngern Neffen, dass er hinging und seiner Mutter im Schlafe die Adern und Sehnen auszog. Diese wurden als Stricke für das Boot benutzt und nun war es fest und seetüchtig. Die abgeschnittenen kleinen Stücke von den Sehnen und Aderstricken sammelte der alte Mandumba in Bambusbüchsen. Aufs neue wurde von allen Tieren und Vögeln ein Paar ins Boot gebracht und nun gings wieder in die See. Ein zweiter Sturm kam, und der junge Mandumba schrie: „Wir haben keine Leute, die das Boot regieren."

Da öffnete der alte Mandumba die Büchsen mit den Sehnen und Aderenden, und sieh, da hüpften eine Menge von Tamos, Männ-

lein und Weiblein, heraus, deshalb sollen so viele Tamos im Archipel sein und auf dem Festland so wenig. Auf der hohen See wurde Halt gemacht. Der alte Mandumba liess Sand ausschütten, da kam eine Insel zum Vorschein. Die Erdhummel wurde ausgeschickt, aber die Insel war noch zu nass. Die Erdhummel flog ins Boot zurück, weil sie auf der Insel keine trockene Stelle fand. Wieder wurde Sand ausgeschüttet, und dann ein Huhn ausgeschickt. Das Huhn scharrte im Sande, und als noch Wasser in die Höhe quoll, flog es zum Boot zurück. Da liess der Mandumba noch mehr Sand auswerfen und schickte das Schwein hinüber. Dasselbe lief vergnügt auf der Insel herum und kam nicht wieder. Da setzte der Mandumba alle Tiere und Menschen ans Land, baute ein Dorf und pflanzte Kokosnüsse und Feldfrüchte. Die Insel hiess Bagabu (die Rich-Insel bei Dampier).

Darauf sollte der junge Mandumba auch eine Insel haben.

Deshalb wurde auf der Seite des Bootes, wo der Ausleger lag, auch Sand ausgeworfen. Da stieg die Insel Merejn (Long-Insel) aus dem Wasser herauf. Der junge Mandumba aber verstand die Sprache von Merejn nicht. Sein Onkel nahm deshalb einen Brotfruchtkern, röstete diesen im Feuer und warf ihn glühend dem jungen Mandumba in die Kehle. Dieser machte einen Ruck mit dem Kopfe und rief: „O Tenako!“ und konnte nun die Sprache von Merejn verstehen und sprechen.“

Die Kleidung der Papuas ist zwar nicht ganz so einfach wie in anderen Distrikten der deutschen Südsee, wo man das Evakostüm zur Nationaltracht erhoben hat, aber es ist doch mit wenigen Zeilen zu beschreiben. Frauen und Mädchen tragen eine in dunklen Farbtönen gehaltene Doppel-Schürze von lang herabhängenden Bastfäden, die Männer und Jungen einen schmalen, bald kürzeren, bald längeren Schurz aus Rindenbast, der sich allerdings in manchen Gegenden des süd-östlichen Kaiser Wilhelms Land verkleinert.

Ausserordentlich reichhaltig ist dagegen der Schmuck, dessen wertvollste Bestandteile die Zähne von Hunden und die Hauer der Eber sind. Je mehr das Kreisrund eines Eberzahnes geschlossen ist, desto wertvoller der Schmuck; in einzelnen oder mehreren Paaren werden sie um den Hals auf der Brust getragen und alle Versuche von andrer Seite, diese Zähne käuflich zu erwerben, werden fast überall rund abgelehnt werden, — wird der Europäer doch kaum für ein Paar solcher Zähne 2 Schweine zahlen. Hundezähne findet man zu Halsketten oder Hüftgürteln aufgereiht oder in einzelnen Stücken an den bastgeflochtenen Armringen. Auch Menschenzähne kommen im Innern des Landes in gleicher Eigenschaft vor.

Kleine und grosse weisse Muscheln und Muschelringe, rote harte Früchte und die weiss-graue Coix lacrimae, sowie zierliche

Ketten aus Bastgeflecht oder den Federkielen des Kasuars sind die hauptsächlichsten sonstigen Zuthaten zu den aus farbigen Gräsern geflochtenen Arm- und Bein-Bändern, zu dem Brustschmuck und den Haarmanchetten, mit welchen das volle, krause Haar in manchen Gegenden zu einem weit vom Hinterkopfe abstehenden Schopf zusammengefasst wird.

Breite grosse Ohrgehänge aus Schildpatt sind bei den Frauen und Mädchen der einzige nicht angenehm wirkende Schmuck, während man zugeben muss, dass der weisse Zahn- und Muschel-Schmuck — wenn auch etwas zu massig — sich auf der dunkelbraunen, sammetweichen Haut recht gut ausnimmt. Man findet auch vielfach einen durchbohrten und fast bis zur Schulter erweiterten Ohrlappen schön, und eine Männerzierde ist eine durchbohrte und mit einem Pflock geschmückte Nasenscheidewand. Stäbchen aus geschliffenen Muscheln, Enden von den Federkielen der Kasuare und auch wohl Revolverpatronenhülsen u. a. m. finden dazu Verwendung.

Meist halten sich diese Pflöcke in der Stärke eines Bleistiftes und in einer Länge von nur einigen Zentimetern, doch kommen auch darin Auswüchse vor, und es reicht dann solch ein Pflock über die ganze Gesichtsbreite.

Gebrauchsgegenstand und Schmuck zugleich ist der Avelum, jene grosse oder kleine Netztasche, die dem Papua Reisekoffer, Tabaksbeutel, Raritätenkabinet und Müllabladestelle zugleich ist — kurz die Pandorabüchse in des Wortes verwegenster Bedeutung. Der sammelnde Neuling lässt sich in der richtigen Erkenntnis, dass er in solchem Avelum allerlei finden könne, öfter zu einer Untersuchung desselben verleiten, aber bald wird er es aufgeben, denn der Hauptinhalt ist ekelhafter Schmutz, — alles das, was der Papua auf seinen Gängen sich nicht wegzuwerfen getraut aus Furcht vor den bösen Geistern im Dienst seines Feindes.

Auch die ersten Anfänge zu Hüten und Hauben kann man finden. Im Hinterlande der Astrolabe-Bay giebt es Stämme, die grosse, geflochtene Hutkrempen mit einer nach Vierländer-Art geschlungenen Bastschleife tragen und am Ramu trifft man neben Haarnetzen grosse haarbesenartige Faserwülste, die auf dem Vorderkopfe oder der Stirn getragen werden.

Immer mehr dringt die europäische Glasperle und der billige Kattun in allen möglichen und unmöglichen Farbenzusammenstellungen und einer meist über jeden Zweifel erhabenen Minderwertigkeit der Qualität von den Pflanzstätten europäischer Kultur vor und wird — es ist das zu einem besseren Wohlbefinden der Leute durchaus nötig — langsam aber sicher die Leute auch von ihren alten Schmucksachen entfremden und sie mit europäischem Speculationsschund beglücken.

Das wichtigste im Leben des Papuas ist sein Haus und bei keinem anderen Gebilde von seiner braunen Hand ist ein solcher Formenreichtum möglich. Wie der Europäer sich der vielen Erdbeben wegen an eine leichte, in allen ihren Teilen elastische und nachgiebige Holz- oder Eisen-Konstruktion halten muss, so auch der Eingeborene, der sonst wohl auch schon auf Lehmbauten, vielleicht auch schon auf die Ziegelfabrikation gefallen wäre, wie sein afrikanischer Vetter. Die Gleichmässigkeit der Temperatur sowohl während der verschiedenen Jahreszeiten als auch bei Tage und bei Nacht gestattet ihm, in leichtester Weise zu bauen, besonders da in seinem Gebiete keine eigentlichen Stürme vorkommen.

Grosses Haus vom unteren Ramu.

Der wichtigste Teil der Häuser ist natürlich das Dach, denn die Längswände kann man sich ganz sparen und die Giebelwände können in primitivster Weise hergestellt werden, wenn man sie etwas einzieht und die Hausachse richtig zu den ganz gleichmässig streichenden Winden stellt. Die Sago- und Nipa-Palme liefert ein ebenso vorzügliches wie bequemes Material zum Decken; die langen Wedel werden in der dicken Rippe gespalten, die einzelnen Blätter kreuzweise durcheinander geflochten und schon sind zwei Dachziegel von 6 bis 10 Fuss Länge und 2 Fuss Breite fertig zum Auflegen, sobald die durch eine Baumkrone gedämpfte Sonne sie getrocknet

hat. Vielfach — namentlich im Innern des Landes — besteht das ganze Hausgerippe nur aus einem Dutzend oder mehr in die Erde gesteckter Stangen, die oben zusammengebogen und an einer Firststange befestigt werden. Die soeben geschilderten Palmwedel werden stufenweise darauf gebunden, der hintere Giebel wird in gleicher Weise etwas abgerundet geschlossen und der nach dem Dorfplatze zu gelegene wird durch grosse Tafeln von Baumrinde so gebildet, dass davor meist noch eine Art Loggia bleibt. Ein Stück Rinde schliesst die $^3/_4$ m hohe und 50 cm breite Thüröffnung ab und das Haus ist fertig; ein vielleicht am Eingang angebrachtes — mehr oder weniger primitives — Amulett ersetzt Schloss und Riegel. In der oberen Bismarckebene trifft man auch diese Häuser mit nicht gewölbtem Dache, und einem am hinteren Giebel angefügten chorartigen Ausbau. Ein an Einfachheit diesen Formen gleichkommende Bauart findet man im Berglande des Ssigauu. (Hinterland der Astrolabe-Bay.) Man könnte diese Häuser mit einer etwas länglichen Käseglocke ohne Knopf vergleichen; auch sie stehen zu ebener Erde. Hier — in einer Höhe von mehreren hundert Metern — heisst es schon, sich gegen die Kühle der Nacht schützen, und so sind die Wände dicke — cr. 1 Fuss starke — Schichten aus trockenen Laubzweigen, die so dicht schliessen, dass Verfasser in einer solchen Hütte (ca. $4^1/_2$ Fuss hoch) bei hellem Sonnenschein photographische Platten entwickeln konnte, nachdem der niedrige Eingang, für welchen irgend ein thürartiges Instrument nicht vorhanden war, durch vorgehängte Decken geschlossen wurde.

Aus diesen einfachsten Formen haben sich nun die verschiedensten Typen entwickelt.

Die meisten Arten sind als Pfahlbauten errichtet, die aber nicht im Wasser, sondern auf festem Grund und Boden stehen. Die Gründe, warum man die Wohnstätten vom Erdboden zu entfernen liebt, sind verschiedene.

Das vielerlei kriechende Ungeziefer findet ebenso wie der Mensch schwerer Zugang, der unter dem Wohnhause hindurchstreichende Luftzug macht sich gegen die direkten Bodenausdünstungen mit ihren Krankheitserscheinungen vorteilhaft geltend, das Wasser von Gewitterregen kann nicht plötzlich das Wohnhaus in einen Teich verwandeln u. a. m. Gespaltene Baumstämme oder Nipon-Palmen geben den Fussboden ab, den man bald nur 3—4 Fuss über den Boden erhebt — wie in den meisten Küstendörfern — bald 10 Fuss und mehr — wie am mittleren Ramu.

Im westlichen Teile des Schutzgebietes findet man die Häuser auch mit Längs- und Giebelwänden, eine Bauart, die man sonst an der Küste nur bei den in grösseren Dimensionen gehaltenen Junggesellenhäusern und Versammlungshäusern vorfindet. Treppenartig ausgehauene Baumstämme bilden den Zugang zu den höhergestellten

Häusern, während bei den niedrig gelegenen ein einfacher, schräg aufgelegter Baum genügt.

Auf die Junggesellen- und Versammlungshäuser verwendet man im allgemeinen mehr Sorgfalt, als auf die einfachen und schmucklosen Wohnhäuser, — vertreten diese doch gleichzeitig die Tempel, wenn man so den Aufbewahrungsort aller jener mehr oder weniger mysteriösen Tanz- und Ceremonial-Instrumente unreligiösen Charakters nennen darf. Nicht selten sind die Giebelpfosten kunstvoll geschnitzte und bemalte Idole, und an den Dachsparren werden allerlei Schnitzwerke in Tiergestalt aufgehängt.

Auf die verschiedenen Abweichungen in der Art des Hausbaues näher einzugehen, würde aus dem Rahmen dieses Werkes herausfallen und so sei nur noch eine im süd-östlichen Teile des Schutzgebietes vorkommende Bauart erwähnt, die nicht eigentlich Wohn- als vielmehr Verteidigungszwecken dient.

Es sind dies die Baumhäuser am Huon-Golfe. In die Kronen hoher Bäume werden niedrige kleine Häuser hineingebaut, die auf Strickleitern aus Lianen zugänglich sind. Da man stets Bäume mit bedeutendem unterem Stammesumfange auswählt, sind diese Häuschen, die ausserhalb des Machtbereichs der Pfeile und Speere liegen, auch durch Feuer nicht leicht zu zerstören, denn — abgesehen davon, dass die Verteidiger die dazu nötigen Arbeiten durch ihre Waffen sehr hindern könnten — würde das eine regelrechte mehrtägige Belagerung voraussetzen, was sich nicht gut mit dem Wesen der Geister resp. der Furcht der Papuas vor denselben vertragen würde. Sicher würden die Geister von Angehörigen der Belagerten den Bedrängten zu Hülfe eilen und das ist ein Risiko, das in keinem Verhältnis zu dem Streitobjekte steht!

Fertigen wir nunmehr zuerst alles das ab, was wir ausser Kanoes und Waffen in und bei den Häusern finden.

Kommt man als unsicherer Fremder in die Nähe eines Dorfes, so hört man die dumpfen Töne der Signaltrommel, deren lange und kurze, bald schnell bald langsam aufeinander folgende, dumpfe Töne nicht nur die ausserhalb des Dorfes befindlichen Männer zurückrufen und die Frauen fernhalten, sondern auch den Nachbarn die Neuigkeit oder Warnung mitteilen.

In der Form sind sich die Trommeln fast überall gleich: ausgehöhlte Baumstämme von 3 bis 8 Fuss Länge und 2 bis 3 Fuss Stärke mit zwei als Handhaben geformten, bald rohen, bald geschnitzten Enden. In vielen Dörfern werden die Trommeln direkt auf die Erde gestellt, in anderen liegen sie auf 2 geschnitzten Unterlagen. Selten wird man eine Trommel finden, die gar keine Verzierungen aufweist, meist sind sie dagegen reich mit eingeschnitzten Ornamenten und Figuren geschmückt.

Eine andere Trommelart kommt noch als Musikinstrument zur Begleitung der Gesänge und Tänze vor; es ist eine kleine Handtrommel in der Form einer nach der Mitte zu verjüngten Röhre mit einem oder zwei über den dünnsten Teil reichenden Handgriffen. Diese Trommeln, die mit Leguan- oder Schlangenhaut nur auf einer Seite überspannt sind, werden ohne einen Schlägel mit der — nicht gespreizten — Hand geschlagen.

An sonstigen tönenden Instrumenten sind zu erwähnen die grossen Muschelhörner mit ihren weithin hörbaren dumpfen, nicht modulationsfähigen Tönen, die von der Grösse des Instrumentes bedingt werden; sie finden Verwendung bei Totenfeiern und anderen Gelegenheiten zur Fernhaltung oder Vertreibung von Geistern.

Demselben Zwecke dienen die Assa-Klappern in der Astrolabe-Bay, die aus einem umfangreichen Bündel von auf Schnüren aufgereihten, ausgehöhlten Nüssen an einem kurzen, verzierten Stiele bestehen; sie machen ein rasselndes Geräusch, werden nur zu bestimmten Festen gerührt und in der Zwischenzeit sorgsam vor profanen Blicken in den Junggesellenhäusern aufbewahrt.

Mannigfach und grossen Variationen unterworfen sind die Tanzmasken, von denen Kaiser Wilhelms-Land nur ziemlich roh geschnitzte Sachen aufweist, die weniger durch ihre Technik als durch die Originalität der Gesichter auffallen. (Siehe Seite 29.)

Es sind länglich-ovale, ziemlich flache Gesichtsmasken, die entweder mit einem Griff zum Halten versehen sind oder auch mit einem Faden vor das Gesicht gebunden werden. Bald sind es kleine, zierliche Machwerke, bald grosse, wuchtige Dinger; die Augen sind durch eingelegte Perlmutterstücke dargestellt oder auch als Löcher freigelassen; meist zeigen die Masken eine in dem betreffenden Dorfe oder Distrikte immer wiederkehrende Absonderheit. Unförmlich verlängerte und durchbohrte Nasenscheidewände scheinen besonders beliebt zu sein, während unmittelbar westlich der Ramumündung nur Masken mit spitzauslaufender, hakenförmig verlängerter Nase, die weit über den unteren Rand der Maske herüberragt, in den Handel gebracht werden.

Ganz kleine Masken findet man in Potsdam-Hafen und am Ramu auch als Anhängsel an den Netztaschen.

Den Masken am nächsten stehen die sogenannten Götzen, die in Wirklichkeit irgend etwas anderes und nicht etwa gefürchtete oder angebetete Bilder höherer Wesen sind. Warum? — Weil es sonst jedenfalls nicht der an vielen Orten am ersten und in Mengen für die niedrigsten Preise angebotene Artikel sein würde. Aus diesem Grunde ist es mir immer zweifelhaft, ob es — wie meist angenommen — die Nachbildungen Verstorbener sein sollen. Meist finden sich in diesen Bildwerken dieselben Eigenheiten wieder wie

($^1/_5$ der natürlichen Grösse.)

Tanztrommel,
ausgehöhlte Holzröhre
verziert mit Eidechsenhaut.
(Potsdamhafen.)

($^1/_{14}$ der natürlichen Grösse.)

Signaltrommel
aus einem ausgehöhlten
Baumstamme.
(Ramumündung.)

an den Masken, also auch die sonderbaren Nasenformen etc., und stets ist das Geschlecht scharf ausgeprägt.

Nicht überall, aber doch über den grösseren Teil der Küste und namentlich im westlichen Teile kommen sehr kunstvoll geschnitzte Nackenstützen vor, die an Stelle unserer Kopfkissen Verwendung finden. Sie haben in der Hauptsache die Form von ganz schmalen ca. 6 bis 8 cm breiten Fussbänken, sind bald aus einem Stück geschnitzt, bald mit angesetzten Füssen versehen. Nach europäischem Geschmack dürften diese Schlafgeräte nicht gerade sehr bequem sein; sogar der Chinese, der eine ähnliche Form hat, fertigt sie wenigstens aus einem nachgiebigen Leder.

Damit haben wir auch gleich die ganze Schlafzimmereinrichtung des Durchschnitt-Papuas erledigt; in manchen Gegenden erinnern etwas erhöhte Gestelle aus Stangen wohl noch an unsere Betten, aber sonst giebt es weder Polster noch Decken. Der harte Fussboden giebt die Lagerstätte und die Decken ersetzt ein Glimmfeuer. Stellenweise findet man wohl primitive Bastdecken oder an Stelle solcher auch grosse Rindenstücke.

Einzig in ihrer Art und bisher noch aus keiner anderen Gegend bekannt sind die grossen Schlafsäcke vom mittleren Ramu; es sind grosse Düten von 8 bis 10 Fuss Länge und ca. 5 Fuss Breite aus dickem Fasergeflecht, — nach Erklärung der Leute ist ihr Zweck, für die Nacht zum Schutze gegen die Millionen von Mosquitos die ganze Familie aufzunehmen.

Von Hausgeräten bleiben noch zu erwähnen die Koch- und Ess-Geräte.

Töpfe sind über den grössten Teil des Landes und zweifellos überall in nicht zu grosser Entfernung von der Küste bekannt und in Gebrauch. Die Thontöpfe nehmen eine sehr bedeutende Stelle im sozialen Leben der Papuas ein, denn ihre Industrie beschränkt sich auf einige wenige Plätze, die sich durch diese unentbehrlichsten Utensilien einen ganz bedeutenden Einfluss auf weite Entfernungen hin zu sichern wissen. So ist in der Astrolabe-Bay die winzige Insel Bilibili das papuanische Bunzlau. Der Thon kommt selbstredend nicht auf dieser Koralleninsel selbst vor, sondern muss erst vom Festlande geholt werden, trotzdem ist weit und breit Bilibili der einzige Lieferant für Töpfe, die meist in ausgebauchten, niedrigen Formen mit rundem Boden und bald breitem bald schmalem Rand gearbeitet werden. Auch hohe, schmale Töpfe kommen mehr inlands vor, wo man stellenweise vielleicht auch noch ganz dieser Geräte entbehrt; auf dem Ssigaun konnten keine Töpfe oder deren Scherben wahrgenommen werden, wohl aber trichterförmige Gestelle aus Bambus in halber Manneshöhe, die fest im Boden standen, mit Laub dick ausgepolstert waren und eine Menge von Feldsteinen enthielten, die deutliche Spuren häufiger

Erhitzung trugen. Durch Zwischenpacken der Taros zwischen die heissen Steine dürften jene wohl geniessbar gemacht werden.

Nach unseren Vorstellungen scheint es fast eine Unmöglichkeit, dass sesshafte Menschen — und wenn sie auch noch so niedrig stehen — ohne Töpfe und Krüge auskommen können, — hier hat die Natur ein bequemes Aushülfsmittel bester Art geliefert, das auch in den schon kultivierteren Gegenden noch immer beibehalten wird.

Es ist das der Bambus, dessen Zwischenwände mit einem Stock oder Speer durchstossen werden und der dann die vorzüglichsten Wasserbehälter abgiebt mit dem gleichzeitigen Vorteil, dass sich die Flüssigkeit darin verhältnismässig kühl hält.

An Schüsseln ist kein grosser Formenreichtum vorhanden; bald sind es flachere oder tiefere Rundschalen, bald haben sie länglich abgestumpfte, abgerundete oder zugespitzte Form. Bisher kennt man nur Holzschüsseln, die analog dem Kunstsinn der verschiedenen Gegenden ganz schmucklos oder auch verziert sind.

Am unteren Ramu traf Verfasser das Pendant zu den in verschiedenen unserer Provinzen auf dem flachen Lande gebräuchlichen Paartöpfen, die auf den Grossstädter einen so originellen Eindruck machen, dass er Bordbretter und Buffets damit schmückt — es waren zwei flache, durch ein Mittelstück verbundene Holzschüsseln. Geradezu wunderbar müsste man es nennen, wenn die harte Schale der Kokosnuss keine Verwendung gefunden hätte und in der That ist ihre Anwendung eine recht mannigfache als Schöpfer oder Trinkbecher, sowie als Aufbewahrungsbüchse für Kalk etc.

Kleine Kunstwerke sind die Kokosschalen von den Tami-Inseln (Huon-Golf), deren Aussenseiten mit zierlichen, sich zu einem abgeschlossenen, einheitlichen Muster gruppierenden Schnitzereien in Bas-Relief bedeckt sind. Durch roten Anstrich der ganzen Schale und weisse Ausmalung der Schnitzereien erhalten diese Gefässe ein äusserst ansprechendes, sauberes und zierliches Aussehen. Da den Leuten ursprünglich keine Eisenwerkzeuge zur Verfügung standen, sondern nur spitze Steine, scharfe Muscheln oder Knochen, so mussten sie sich das Material für ihre Schnitzereien danach aussuchen; und so werden diese Kokosschalen, die in einem älteren Stadium fast steinhart sind, schon in der Zeit ausgeschnitzt, wo sie noch weich und nachgiebig, aber auch noch sehr dünn sind. Durch Austrocknen werden sie dann wohl hart und fest, aber ihre Zerbrechlichkeit steht nicht weit hinter der unserer Gläser zurück.

Diesen Gegenständen sehr nahe stehen die zu Kalkbüchsen vielfach Verwendung findenden Flaschenkürbisse, deren ornamentale oder lineare Verzierungen meist einfacherer Art sind.

Messer, Gabeln und Löffel als Essgeräte kennt der Papua nicht, wenn er auch damit besser und schneller zurecht findet als mancher polnische Bauer, der in seinem Blechlöffel mit angeschärftem

Stiel sein ein und alles sieht. Der Papua ist noch anspruchsloser und lässt sich mit seinen beiden fünfzinkigen Gabeln genügen, die ihm Mutter Natur mit auf die Welt gegeben hat. Auch Teller weiss er zu entbehren; kann er aus irgend welchen Gründen nicht mit aus den gemeinsamen Schüsseln essen, so ersetzt ein Bananen- oder Brotfrucht-Blatt Schüssel und Teller. Auch der Trinkgeräte bedarf er nicht, wenn auch — wie oben erwähnt — die Kokosschale oft dazu Verwendung findet; ein Blatt mit den drei Hauptfingern der rechten Hand in Löffelform gekniffen erfüllt voll und ganz denselben Zweck, ist überall zu haben und braucht nicht ängstlich vor Zerbrechen gehütet werden.

Eine weite Verbreitung haben Dank der deutschen Trunkfestigkeit schon unsere Bierflaschen gefunden, doch stehen dieselben durchaus nicht hoch im Preise und nur selten werden sie als Tauschartikel entsprechend zu verwenden sein, — in der Astrolabe-Bay und in Friedrich Wilhelm Hafen sind sie infolge ihres zu häufigen Vorkommens völlig wertlos.

Wenig empfänglich ist im Gegensatz zu den Bewohnern des Bismarck-Archipels der Papua für europäische Thon- und Holzpfeifen; obgleich schon ursprünglich und vor allem jetzt durch den Import von Tabak als Tauschartikel ein leidenschaftlicher Raucher, bleibt er doch bei seiner Art — er dreht sich mit Hülfe eines Blattes bestimmter Bäume seine Cigarette; stellenweise kommen auch Bambuspfeifen vor, doch sind diese selten und werden nur in Mussestunden gebraucht.

An Arbeitsgeräten braucht der Papua nicht viel; das wichtigste Instrument ist eine leichte Queraxt, die aus einem Astwinkel und — ursprünglich — einem keilförmig zugeschärften Stein oder einer Muschel gebildet wird. Dass sich auch der Papua nicht lange sträuben würde, seine Steinzeit hinter sich zu lassen und die Vorzüge des Eisens und Stahls anzuerkennen, ist fast selbstverständlich. An den intelligenteren Küstenplätzen wird fast ausschliesslich Eisen im Tauschhandel begehrt und nur noch Tabak erfreut sich einer erwähnenswerten Beachtung. Bei keiner anderen Gelegenheit lässt sich auf die geistigen Eigenschaften der Eingeborenen ein so sicherer Schluss ziehen, wie beim Tauschhandel; je mehr Wert auf bunte Glasperlen, Kattune und bunte Erdfarben gelegt wird, desto träger in seinem ganzen Gedankengange wird der Stamm sein. Die europäischen Stahlwaaren wie Äxte und Beile sind dem Papua im allgemeinen noch zu schwer und so behält er gern seine alte Form bei und ersetzt nur die unbeholfene Steinschneide durch Hobeleisen oder zugeschärfte Stücke einfachen Bandeisens. In der Handhabung dieser Instrumente ist er Meister.

Auf einigen Inseln des westlichen Kaiser Wilhelms Landes findet man recht gute, kurzstilige Beile, die aus dem Knochenschild

der Schildkröte in den Dimensionen unserer gleichartigen europäischen Instrumente gefertigt werden.

Nicht sehr grossen Wert legen die Leute auf europäische Messer, die ihnen meist in der Form billiger Gemüsemesser zugeführt werden. Scharfe Muscheln waren die ursprünglichen Geräte dieser Art und sie genügen auch noch heute, denn überall, wo es darauf ankommt, Hölzer zu bearbeiten, wird man sich der leichten Beilchen bedienen und keiner Messer. Anders allerdings steht es mit den langen Haumessern, deren Wert die Leute als vorzügliche Geräte zum Buschschlagen wohl zu würdigen wissen.

Ganz fremd ist und bleibt den Leuten die Säge; man mag sich noch so viel Mühe mit der Unterweisung darin geben, — nach wenigen Minuten ist das Latein zu Ende, eingeklemmt will die Säge weder vor noch rückwärts, und hülflos sitzt der Führer derselben, um kurz entschlossen wieder zum Beil zu greifen.

Die Plantagengeräte sind die denkbar einfachsten; Baumstümpfe lässt man ruhig stehen oder vernichtet sie durch Feuer, das Wurzelwerk entfernt man nur soweit, als man es mit den Händen ausreissen kann — also braucht man keine Instrumente zum Roden. Auch Spaten oder ähnliche Werkzeuge kennt man nicht; meist wird man sich damit begnügen, den Boden mittels eines zugespitzten Pfahles aufzubrechen und mit den Händen zu reinigen, — derselbe Pfahl dient später als Pflanzstock. Auch Erdhacken kommen vor, — es sind das fast dieselben Geräte wie die Beile, nur lässt man daran die Schneide fort.

Mehr Mühe und Sorgfalt verwendet der Papua auf die Geräte zum Fischfang. Das hauptsächlichste Instrument dazu ist die Reuse aus Rottan-Ruten.

Die Tiefenverhältnisse des Meeres sind meist schon dicht unter der Küste derart, dass das Auslegen solcher Körbe nicht angängig ist und so finden wir sie zur Seefischerei nur in wenigen Gegenden (z. B. Hatzfeldhafen), während sie fast allgemein in den langsam fliessenden Bächen und Flüsschen anzutreffen sind. Die weiteste Verwendung finden sie wohl am Mittellauf des Ramu, wo man gleichzeitig auch den Krabbenfang mit kleinen, viereckigen Körben betreibt.

Bei der Befahrung der Flüsse wird man die Mündungen der vielen kleinen Seitenarme meist durch ein dichtes Gitterwerk aus Stangen und Rottan verschlossen finden, — man versperrt den Fischen den Weg zur See und wird wahrscheinlich — Beobachtungen liegen darüber wohl noch nicht vor — die Zeiten berücksichtigen, in denen die Fische zum Leichen aus der See sich in die stillen Buchten und Flüsschen hinaufziehen. Da die Fischereigerechtsame der einzelnen Dorfschaften und Familien genau abgegrenzt werden, sind diese Vorkehrungen direkt rentierende Arbeiten.

Da, wo man an der Seeküste nicht mit Reusen — stellenweise auch mit recht sauber gearbeiteten Netzen — den Fang betreiben kann, liebt es der Papua, die Fische zu schiessen.

Langsam und lautlos fährt er in Begleitung seiner Söhne oder Brüder die Kanten stiller Buchten ab und schaut — den Pfeil schussbereit auf dem Bogen — nach solchen Fischen aus, die zwischen Steinen oder Wurzeln fast unbeweglich in der Sonne stehen; 90% Fehlschüsse sind zwar das Gewöhnliche, können aber das Interesse nicht schmälern.

Auch Speere mit einem Kranz von scharfen — zum Teil mit Einkerbungen versehenen — Bambusspitzen werden zu gleichem Zwecke benutzt und ebenso versteht man, Angeln zu fertigen und auszulegen.

Selbst ziemlich weit abliegende Riffe, die bei Ebbe freikommen, haben ihre Besitzer; es bleibt darauf so manches zurück, was nicht nur für einen Papuagaumen wohlschmeckend und nahrhaft zugleich ist. Kleine Fische, Polypen, Krebse und allerlei Seemuscheln finden sich namentlich nach unruhigem Wetter als arme Verschlagene dort vor.

Eigentliche Jagdgeräte kennt der Papua nicht; für Kasuar, Wildschwein und Känguruh ist Bogen, Pfeil und Speer genügend und auf Fallen, Schlingen und dergleichen scheint er noch nirgends gekommen zu sein, — es ist das umso wunderbarer, als man in manchen Gegenden die Zugänge zu den eingezäunten Plantagen zum Schutze gegen Wildschweine mit recht gut kaschierten Fallgruben deckt, deren spitzer Grundpfahl wohl in den meisten Fällen das Tier zur Strecke bringt. Die Teilnehmer der 1891 rings um Hatzfeldhafen ausgeführten Fehde-Streifereien hatten vor diesen Gruben sehr bald allerhand Hochachtung, manchen Europäer schützte nur sein Schuhwerk vor ernstlichen Verwundungen und mancher Melanese fiel trotz schärfster Vorsicht gleichfalls hinein, um mit durchstossenem Fuss oder Wade wieder heraus zukommen.

Der Papua scheint im allgemeinen seiner Umgebung nur so weit Interresse entgegenzubringen, als sie ihm nutzt oder schadet, alles andere ist ihm sehr gleichgiltig und so wird man in seinen Dörfern ausser gelegentlich einem jungen Kasuar oder auch wohl einem weissen Kakadu nirgends irgend welche lebende Tiere des Waldes antreffen, — der Papua findet es überflüssig die Tiere zu beobachten und ist infolgedessen auch nicht in der Lage sie zu fangen, was unseren Tiergärten — in denen die Neu Guinea-Fauna fast ganz fehlt — sehr zum Nachteil gereicht.

An Waffen kennt man Speer, Pfeil und Bogen, Schild und stellenweise eine Art zweischneidiger Schwerter — alles aus hartem Holze ohne irgendwelche Metallteile.

In manchen Gegenden, z. B. Astrolabe-Bai, dominiert Pfeil und Bogen, doch wird dort auch gleichzeitig der Speer geführt, anderswo, z. B. an der Ramu-Mündung, kommt fast nur der Speer vor und die Schusswaffe tritt mehr in den Hintergrund.

Die Papuabogen sind 5 bis 6 Fuss lang; ausserordentlich kräftig gebaut, und von gleicher Länge sind die aus einem Rohr mit eingebundener Holzspitze gefertigten, nicht gefiederten Pfeile.

Die Bogen werden bald reich geschmückt, bald einfacher gehalten; Umflechtungen des oberen Endes mit farbigem Bast und Anhänge von kleinen Muscheln, bunten Früchten und Vogelfedern sind am häufigsten; mit den Pfeilen giebt man sich in richtiger Erkenntnis, dass alle Anhängsel nur dessen Flugsicherheit beeinträchtigen können, nicht viel dem Schönheitssinn hin, — nur die Spitzen versieht man in mehr oder weniger kunstvoller Weise mit Widerhaken und zuweilen ziert man auch den Schaft durch einfache lineare Brandmalereien.

Den Speer kann man schon eher etwas künstlerisch ausgestalten und am Ramu findet man an der Verbindungsstelle von Schaft und Spitze sowie auch noch mehrfach auf dem Schaft selbst kleine Masken und ganze menschliche Figuren aufgeschnitzt. Dort führt man auch, um den Speeren mehr Schwung und Nachdruck zu geben, besondere Speerschleudern.

Das Schussfeld der Papuawaffen ist kein sehr grosses; in einer Entfernung von 50 m dürfte die Gefährlichkeit beider Arten wohl am Ende sein. Sehr falsch würde man gehen, wollte man aus der Einfachheit des Materials auf die Minderwertigkeit der Waffen überhaupt Schlüsse ziehen. Der Papua weiss die Hölzer sehr gut auszuwählen, — sie werden meist eisenharten Palmen entnommen und lassen sich, ohne ihre Festigkeit einzubüssen, bis zur Schärfe eines Nagels zuspitzen. Wer diese unschuldig aussehenden Dinger nicht in ihren Leistungen gesehen hat, würde ihnen nicht zutrauen, dass sie von dem geschulten, wenn auch dünnen Arm eines Papua geschleudert, einen menschlichen Körper durchdringen können und ein zölliges Kiefernbrett glatt durchschlagen.

Dementsprechend sind auch die Schilde aus äusserst festen Hölzern gefertigt.

Bald sind es grosse Rundschilde von 70 bis 100 cm. Durchmesser, bald flache oder gewölbte Längsschilde, die auf der Erde aufstehend oder frei gehalten fast den ganzen Körper decken. Auch hierunter findet man neben vielen einfachen zahlreiche reich verzierte Sachen.

Am sorgsamsten gefertigt sind die reich mit Ornamentik verzierten und rot gestrichenen, gewölbten Längsschilde um Potsdamhafen, die an der linken und unteren Seite noch mit einer dicken Faserwulst gefärbter Gräser versehen werden.

Noch zierlicher, wenn auch ohne jede Schnitzerei, sehen die kürzern und leichtern Schilde der Dampier-Insel aus, die ganz mit einem Flechtwerk von roten, gelben und schwarzen Rottanstreifen überzogen sind.

Ein mixtum compositum von beiden eben erwähnten Arten findet sich am mittleren Rámu, wo die schweren und breiten Längsschilde in der unteren Hälfte mit Geflecht in der oberen mit Schnitzwerk versehen sind.

Meist ganz schmucklos sind die in derselben Gegend gebräuchlichen kleinen Rund-Schildchen, die bei allen Ausgängen in einer Netztasche um den Hals getragen und stets nach der gefährdeten Seite zum Schutz für die edlern Organe gegen plötzliche Schüsse etwa verborgen liegender Feinde getragen werden.

Denselben Zweck für die unteren Organe sollen wohl die breiten Gürtel aus Rottangeflecht erfüllen, die so eng um den Leib geflochten werden, dass der Unterleib wie in einem modernen europäischen Schnürleib eingepresst ist. Um dieses — wohl keinesfalls lediglich zur Erzielung schlanker Leutnantstaillen eingeführte — Kleidungsstück noch zu verstärken, wird oft eine ganze Anzahl schmaler gefärbter Ringe aus gespaltenen Rottan darübergezogen.

Die Herstellung der grossen Rundschilde, die aus einem Stück gefertigt sind, würde den Leuten ausserordentlich viel Zeit und Mühe kosten, wenn nicht die gütige Mutter Natur ihnen Bretter von so ungewöhnlichen Dimensionen kostenlos lieferte, — man haut die Schilde aus den kolossalen Brettwurzeln der fast überall vorkommenden damit behafteten grossen Bäume aus.

Als letztes, gleichzeitig wertvollstes Gerät sei das Kanoe erwähnt, das im Leben wie in der Entwickelung der Papuas die entscheidendste Rolle spielt; ihr Haus baut sich die Familie mit Hülfe guter Freunde selbst, die Herstellung des Kanoes beschränkt sich aber meist auf bestimmte Dörfer, von denen die umliegenden Ortschaften ihren Bedarf durch Kauf zu decken haben.

An der Küste unterscheidet man zwei Haupttyps, die man als Hochseekanoes und Küstenkanoes bezeichnen könnte. Beide sind ausgehöhlte, nach den Enden spitz verlaufende Baumstämme, doch werden erstere durch einen Bord von Brettern, der aufgeschnürt und mit Calophyllumharz wasserdicht aufgekittet wird, seetüchtiger gemacht.

Sämtliche Küstenkanoes von Kaiser Wilhelms Land haben den Ausleger, d. h. einen parallel zum Kanoerumpf in 4 bis 6 Fuss Entfernung angebrachten Balanzierschwimmer, der das leichte Ding zu einem der stabilsten Fahrzeuge und ein Kentern fast unmöglich macht. Gleichzeitig ermöglicht der Ausleger, sich durch Anbringen einer brückenartigen Plattform etwas mehr Raum und Bewegungsfreiheit zu schaffen. Für längere Fahrten dienen die grossen Segel-

Eingeborene aus Bogadjim.

kanoes, die an Stelle der einfachen Plattform einen hohen käfigartigen Aufbau aus Bambus tragen. Meist führen die Kanoes nur ein, seltener zwei einfache Segel aus Mattengeflecht in der Form etwas länglicher, auf der Spitze stehender Vierecke.

Jedes Dorf hat seine Nationalflagge in Gestalt eines aus Holz roh geschnitzten, in der Art aber doch sofort erkennbaren Vogels, eines Fisches, Krokodiles etc., die an der Mastspitze über einem Gehänge aus grossen weissen Muscheln thront. Selten wird man ein Segelkanoe treffen, das nicht mit Ornamenten, Schnabelverzierungen etc. versehen wäre.

Ganz verschieden von den Seekanoes sind die für Flussfahrt an den grossen Wasserläufen gebräuchlichen. Schon wenige Kilometer den Ramu stromauf giebt es keinen Ausleger mehr, der ja in den häufig zwischen engliegendem Treibholz hindurchführenden Passagen hinderlich und verhängnisvoll werden könnte. Lange, ganz flache, mit abgerundetem Boden versehene Schalen mit lang auslaufenden, in einer Schnitzerei endenden Spitzen, — das sind hier die Fahrzeuge, in denen die Leute zu 4 bis 20 stehend und im Takt die langen, lanzettförmigen Ruder schlagend sich mit bedeutender Schnelligkeit gegen die starke Strömung fortbewegen. Niemals habe ich gesehen, dass eines dieser schwankenden und schaukelnden Fahrzeuge, in denen alle Insassen so ruhig stehen wie auf festem Grund und Boden, trotz der schwierigsten Manöver auch nur in die Gefahr des Kenterns gekommen wäre, es sei denn, dass einige meiner Leute einmal in einem stillen Winkel den Versuch machten, einzusteigen, um sofort nach der anderen Seite wieder hinauszuschiessen.

Machen diese Fahrzeuge einen ungemein zierlichen Eindruck, so wirken die Kanoes am oberen Mittellauf des Ramu äusserst plump; sie sind zu vergleichen mit grossen, abgerundeten Futtertrögen, die Enden schräg abgestumpft, keine Verzierungen, alles wuchtig und eckig.

Ganz eigenartig und nett machen sich die Kanoes von den Maty-Inseln. Nicht als ob die Leute hier mit den primitivsten Werkzeugen lediglich nach dem Augenmass gearbeitet hätten, sondern als ob sie Meissel und Hobel, Richtscheit und Wasserwage zur Verfügung hätten. Natürlich sind es auch hier ausgehöhlte Baumstämme mit etwas scharf abgerundetem Boden und hohen Giebelseiten, die durch richtig eingezapfte, lattenförmige Aufsatzbretter bis zur Höhe von 6 Fuss fortgesetzt werden. Noch weit über diese Giebel hinaus läuft das Kanoe in abgerundete, flache Spitze aus, die den Eindruck machen, als habe der Rammsporn eines modernen Kreuzers als Vorlage gedient — umsomehr, als das ganze Fahrzeug mit Kalk weiss getüncht und sonst völlig schmucklos ist. Auch diese Kanoes haben wie alle Seefahrzeuge Ausleger.

Noch mancherlei andere Gegenstände spielen in dem Leben der Papuas eine Rolle, doch kommen sie in dem Allgemeinbild weniger zur Geltung und ein Eingehen darauf würde aus dem gegebenen Rahmen herausfallen.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels in ihren Sitten und Gebräuchen.

Weist schon Kaiser Wilhelms Land eine Reihe verschiedener Stämme und Typen auf, so ist das noch in höherem Masse im Bismarck-Archipel mit seinen zahlreichen, kleineren oder grösseren Inseln und Inselgruppen der Fall. Einen Einblick in diese Verhältnisse giebt die allein genauer aber auch durchaus noch nicht umfassend bekannte Gazelle-Halbinsel von Neu Pommern. Nach Dr. Hahl leben auf der Gazelle-Halbinsel allein drei verschiedene Völkerstämme, an die sich sofort noch ein vierter Stamm anschliesst, von dem man z. Z. noch nicht die Verbreitung weiss, der aber grosse Ähnlichkeiten mit den Papuas von Kaiser Wilhelms Land aufweist. Der eine Stamm ist, nach seiner noch heute weiten Verbreitung über Neu Mecklenburg zu schliessen, wohl sicher von dort eingewandert, der zweite gleicht ihm an Aussehen, ist aber völlig verschieden in der Sprache und den dritten bilden die Bewohner der Baining-Berge, die völlig verschieden von den anderen sind und vielleicht die Reste der durch die Einwanderer verdrängten Urbewohner darstellen. Interessant und der Beachtung wert ist eine von dem oben genannten vorzüglichen Kenner der Gazelle-Halbinsel ausgesprochene Vermutung, die ihm beim Lesen des Werkes von Wallace über den Malayischen Archipel kam, — eine so frappante Ähnlichkeit besteht danach zwischen den Baining-Leuten und den Wallaceschen Alfuren, dass man in beiden vielleicht räumlich getrennte Reste eines über den malayischen Archipel und das Neu Guinea Gebiet vor Zeiten verbreiteten einheitlichen Stammes sehen kann.

In den so geformten Stammes-Vereinigungen sind wiederum bedeutende sprachliche Verschiedenheiten, sodass man noch wieder eine ganze Reihe von Unterstämmen formieren kann.

So bildet Dr. Hahl in dem erstgenannten, jetzt dominierenden Stamm allein 4 scharf abgegrenzte Sprachstämme und teilweise noch innerhalb der letzteren finden sich wieder Verschiedenheiten

in der Ausdrucksweise. Eine babylonische Sprachverwirrung, die wohl kaum sonst noch auf der Welt ihresgleichen findet! Wie erschwert sie eine jede Arbeit und wie oft kommen infolge der Unmöglichkeit einer Verständigung der Europäer mit den Leuten Missverständnisse vor, die die Anbahnung innigerer Verhältnisse wieder für lange Zeit unmöglich machen!

Wer hat eine schwerere Arbeit? Der „Afrikaner", der mit der Büchse in der Hand gegen den bösen Willen mächtiger Stämme zu kämpfen hat, oder der Reisende in Neu Guinea, der von jedem Blatt der dicken Folianten, den die verschiedenartigsten, buntesten Neu Guinea Verhältnisse bilden, zwanzig Siegel zu lösen hat, aber sie nur ganz allmählich, ganz leise bröckelnd entfernen kann, um schliesslich zu finden, dass die Schrift ihm unleserlich ist. Die Verhältnisse sind so verwickelte, dass sich die Besorgnis nicht zurückweisen lässt, dass wir niemals ein vollständiges Bild erhalten werden, denn ehe wir noch alle Steine des Mosaiks zusammenstellen können, werden uns einige durch das Verschwinden ganzer Völkerstämme verloren gehen.

Völker, die einen Überfluss an Individuen haben, können den tiefen Sprung von der Höhe ihrer paradiesischen Ursprünglichkeit und Bedürfnislosigkeit hinab zu dem trügerisch schimmernden Niveau europäischer Hochkultur machen, ohne sich zu verbluten. „Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen" heisst es bei diesen, — unsere Neu Guinea Völker dürften dazu zu schwach sein, und das Ende des Jahrtausends wird auch das Grab der Südseebewohner sehen, die durch alle etwa zu treffenden Vorkehrungsmassregeln ihrer, den kulturellen Wert voll schätzenden, neuen Herren nicht vor dem Schicksal werden bewahrt werden können, das einst die Spanier den südamerikanischen Völkern im Fluge bereiteten.

Wo man hinhört, bringen die Anwerbeschiffe die Kunde mit, dass hier und dort verheerende Krankheiten ganze Stämme fast ausgerottet hätten, und wir sind nicht nur nicht in der Lage, etwas zum Ausgleich der Verluste zu thun, sondern ständig versuchen Anwerbeschiffe von den Übriggebliebenen möglicht viele fortzuführen, von denen auch wieder ein grosser Teil die Heimat nicht mehr schaut.

Es ist da schwer zu raten und zu sagen, wie und wo man etwas dagegen thun kann, und da man sich in massgebenden Kreisen noch keinerlei Kopfschmerzen darüber macht, mag es uns hier vorläufig auch egal sein; wir sehen uns die Bewohner des Bismarck-Archipels von heute an und bleiben dazu — um ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten — auf der Gazelle Halbinsel; wo Verschiedenheiten anderer Stämme bekannt sind, wird auf dieselben an geeigneter Stelle eingegangen werden. Ich lehne mich vollständig an die von dem früheren Kaiserlichen Richter

Herrn Dr. Hahl im Jahrgang 1897 der „Nachrichten über Kaiser Wilhelms Land und den Bismarck-Archipel“ gegebenen Darstellungen an.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels erscheinen uns heute als auf einer etwas höheren Stufe der Kultur stehend wie die Papuas, doch lässt sich kaum sagen, wieviel von diesem Mehr der Entwickelung auf eine um einige Dezennien längere Berührung mit der europäischen Kultur zu setzen ist. Bei ihnen tritt der Kommunismus nicht mehr so ausgebildet hervor, als in Kaiser Wilhelms Land, man findet verschiedene Verhältnisse der Abhängigkeit bis zur regulär ausgebildeten Sklaverei u. a. m., was man als eine vorgeschrittenere Entwickelung bezeichnen muss.

Während sich in Kaiser Wilhelms Land die Familien auf einzelne Häuser beschränken und sich letztere zu grösseren oder kleineren Dörfern vereinigen, tritt auf der Gazelle-Halbinsel die Gehöftsbildung in die Erscheinung, sodass sich die Dorfschaften dort mehr in der Weise präsentieren wie unsere deutschen Holländer-Niederlassungen. Alle sind eifrige Plantagenbauer, doch tritt bei den Küstenbewohnern mehr der Fischfang in den Vordergrund, mit dessen Ergebnissen ein reger Tauschhandel nach den mehr im Innern liegenden Dorfschaften, die den Plantagenbau in grösserem Umfange betreiben, unterhalten wird. Der politische Zusammenhang der einzelnen Familiengehöfte ist die Sippe und diese wieder haben sich zu Landschaften vereinigt, deren Zusammenhang jedoch nur ein sehr lockerer ist und Fehden zwischen einzelnen Sippen oder Familienvereinigungen nicht ausschliesst. Der Hauptzweck der landschaftlichen Verbände dürfte somit nur die Freiheit und Sicherheit des Verkehrs gewesen sein, denn schon vor dem Auftreten des Europäers gab es einen lebhaften Tauschhandel mit festen Marktplätzen und sicheren Verbindungswegen, deren Benutzung von dem Oberhaupt einer jeden Sippe erkauft werden musste.

Hier finden wir eine scharf ausgesprochene Häuptlingsform, allerdings nur innerhalb der Sippe, aber doch mit allen Attributen der Macht bekleidet. Die Würde ist erblich und zwar nach dem überall herrschenden Mutterrecht von dem Inhaber auf den ältesten Neffen, den Sohn der ältesten Schwester. Ist die Macht des „grossen Herrn“ — wie der Häuptling kurz heisst — eine bedeutende und reicht sie bis zur Verhängung der Todesstrafe, so verlangt man aber von ihm auch würdevolles Benehmen und kündigt ihm eventl. durch Familienbeschluss seinen Kontrakt, indem man den Nächstberechtigten als Häuptling proklamiert.

Der Häuptling ist berechtigt, die Dienste der ganzen Sippe zu allen möglichen Arbeiten zu verlangen ohne einen anderen Entgelt als die Gewährung des Lebensunterhaltes.

Er verkauft die Mädchen in die Ehe und kauft seinen jungen Männern die Frauen, — die gehabten Aufwendungen müssen die neugebackenen Ehemänner (in der Hauptsache natürlich durch der Frauen Arbeit) durch Arbeitsleistungen ausgleichen.

Alle Fragen des Grund und Bodens werden von dem Häuptling vertreten, als ob es sein alleiniges und persönliches Eigentum wäre, und um ein sparsames Wirtschaften der einzelnen Familien zu veranlassen, wird von ihm in einem besonderen Hause das Geld — Muschelgeld — aufbewahrt. Er selbst hat über die Gelder der anderen keinerlei Verfügungsrecht, doch dürfen die Eigentümer auch nichts davon ohne vorherige Erlaubnis entnehmen.

Nur einige wenige haben das Vorrecht, ihren Tabu allein verwahren zu dürfen, — es sind dies die im Kampfe Hervorragenden, die Luluais. Diese bevorzugte Stellung kann jeder einnehmen, und da es der Häuptlingswürde nur zuträglich sein kann, wenn der Träger derselben sich auch den Ehrentitel Luluai erobert hat, so wird man meist beides in einer Person vereinigt finden. Es giebt nicht nur einen Luluai, sondern mehrere und durch diese wird gewissermassen eine Spitze in dem Sippen-Verbande, — der Landschaft — geschaffen. Stehen grössere Kämpfe bevor, so thun sich mehrere Sippen oder die ganze Landschaft zusammen unter einem Ober-Luluai, doch hat dieser kein Recht, die Gefolgschaft aller Männer zu verlangen; — es besteht keine allgemeine Dienstpflicht, aber schwerlich wird sich ein kampffähiger Mann zurückziehen, dazu steckt in allen ein zu leicht entflammbares Gemüt und eine zu grosse Portion Rauflust.

Man unterscheidet unter den verschiedenen Archipelstämmen wohl zwischen schneidigen und minderwertigen Kämpfern, traut ihnen aber vielfach überhaupt nur ein mangelhaftes Stehvermögen im Kampfe zu und wirft ihnen Hinterlist vor; — ich kann diese Auffassung durchaus nicht teilen.

Es ist für den Europäer recht unangenehm, sich von Feinden umringt zu wissen, Pfeile und Speere aus dem dichten Busch fliegen zu sehen und selbst nur bei gespannter Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit einen einzelnen Gegner selbst vor die Flinte zu bekommen, — aber deshalb darf man doch nicht auf Feigheit schliessen.

Es mag sich in alten Rittersagen ganz schön lesen und auf jugendliche Gemüter ideal wirken, wie Ritter Kunz alles verachtet und mit dem Schwert in der Hand geradeaus gegen seine Gegner anrennt, um von vielen Geschossen getroffen in den Reihen seiner Feinde zusammenzubrechen oder nur noch durch die Schnelligkeit seines Rosses gerettet zu werden. Ein edler Held! — Heute würde er auch bei uns für diese Heldenthaten voraussichtlich kassiert werden, denn wozu ist die vom ersten bis zum letzten militärischen Atemzuge gepredigte Lehre von der Terrainausnutzung da.

Dann giebt man auf Streifzügen häufig ungeschulten Leuten Feuerwaffen in die Hand, die mit Freude und Enthusiasmus angenommen werden, denn der Gegner hat mehr Respekt davor und — etwas Knallen ist auch für den Melanesen gar zu schön.

Kommt dann das Gefecht und steht der Gegner, so ist es nach einigen Schüssen in die freie Natur mit der Zuversicht vorbei und der Mann fühlt sich mit der grossartigen Feuerwaffe ziemlich wehrlos, — kann man ihm dann übelnehmen, wenn er nicht ruhig stehen bleibt, bis er totgeschossen ist, sondern seinen im Augenblick absolut schutzlosen Körper in Sicherheit bringt?

Ich habe Fälle gesehen, wo Melanesen rasch einige von den Feinden geworfene Speere auflasen, ihre Schusswaffen fortlegten und dann mit einem solchen Elan draufgingen, dass wir mit den Feuerwaffen ins Hintertreffen kamen und durch unsere Leute völlig maskiert wurden.

Ich habe andre Fälle erlebt, in denen sich die Betreffenden in der Führung der Feuerwaffen sicher fühlten, wo es für nur wenige, ja sogar einzelne Melanesen auf ganz isolierten Posten kein Zurück gab, solange noch eine Patrone im Lauf steckte.

Ich würde mich auf Touren in der Südsee immer möglichst nur mit Melanesen umgeben und bin überzeugt, damit sicherer zu gehen wie andere in ihrer Vorliebe für Jabims (Huon Golf) oder Salomons-Insulaner.

Ebenso wie es auch nach unseren europäischen Begriffen durchaus keine Schande ist, unter Umständen dem Feinde den Rücken zu zeigen — die modernen Griechen, Franzosen und Engländer halten das sogar für den wahren Sieg — so auch bei den Melanesen und die einmal erlangten Abzeichen eines Luluai, — weisse Stirnbinde, Halsband, Armring und Hüftgürtel aus Muschelgeld, — brauchen deshalb nicht abgelegt zu werden.

Ein einflussreicher Luluai, d. h. ein solcher, der auf ein starkes Gefolge im Ernstfalle rechnen kann, fungiert auch wohl als Schiedsrichter und lässt sich dann die gütliche Beilegung eines sonst unter Umständen teuren Streites mit Muschelgeld bezahlen.

Auch beim Melanesen heisst es: „Für Geld kann man alles haben“ — und so geht das Bestreben aller dahin, sich die dritte Würde, — die des reichsten Mannes zu erwerben.

Da man im Archipel auch gegen Entschädigung Kriegsdienste thut, so ist ein reicher Mann stets eines grossen bewaffneten Anhangs sicher, zumal in den meisten Fällen diese Würde auch dem Häuptling, dem „grossen Herrn“ zukommen wird, der durch die vielen ihm zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte am ehesten die Möglichkeit hat, sich zu bereichern. Die reichen Leute haben auch nach dem Tode noch etwas vor den anderen voraus; ihre Seelen sind nicht fest an die Toteninsel gebunden, sondern können

des Nachts auch hinüberfliegen in die Nähe ihrer alten Heimat, — einem Wasserplatze am Fusse des Varzinberges. Auch hier hält man die Sternschnuppen für solche Geister, — wäre den Leuten das Gold bekannt, so würde es verständlicher sein, dass man gerade die Seelen der reichen Leute mit diesen Sternschnuppen in Verbindung bringt.

Durch die Thätigkeit des schon mehrfach erwähnten Dr. Hahl, jetzigen Vice-Gouverneurs der Karolinen, ist in die Verhältnisse auf der Gazelle-Halb-Insel mehr Ruhe gekommen, denn er konnte manchen alten Streit durch seinen Einfluss vor das Forum der Verwaltung bringen und auf gütlichem Wege beendigen. Derartige Gerichtstage waren immer höchst spasshaft.

Beide Parteien sassen sich gegenüber, vor jeder auf einem Stuhl mit abgebrochener Lehne der Häuptling und dazwischen Dr. Hahl als Richter — auf einem Stuhl mit Lehne. Von jeder Partei waren einige mit zahlreichen Kerben versehene Stöckchen mitgebracht, deren Einschnitte die Anzahl der im Verlaufe der Streitperiode erschlagenen und aufgezehrten Angehörigen der Sippe darstellten. Erst kam der eine Häuptling zum Wort und nannte bei jedem Einschnitt den Namen des Betreffenden, hinzufügend, ob es ein grosser oder kleiner Mann, ein Mädchen, Frau, Kind, Freier oder Sklave gewesen sei und den verlangten Preis in Muschelgeld angebend. Sofort erhob sich auf der anderen Seite ein Widerspruch und war der nachträglich zu bezahlende bei seinen Leuten ein grosser, einflussreicher Mann gewesen, so wurde er auf der anderen Seite von einem kleinen, schwächlichen Jungen bis zu einem passablen Kerl heraufgehandelt. Zum Schluss wurde alles zusammengezählt, nochmals gestritten, gehandelt und gebarmt und dann der von Dr. Hahl festgesetzte Bussbetrag für jeden Gegner und — die Landesverwaltung hinterlegt, Betelnuss wurde gegenseitig gereicht und der Streit, der so lange Zeit gewährt und so viele Opfer gefordert hatte, war beendet und blieb beendet — solange Dr. Hahl dort war. —

Ein unheilvoller Brauch der Rache ist die Kamára; fühlt sich jemand in seinen Rechten verletzt oder gekränkt, so sucht er zunächst Anhang zu einer frischen, fröhlichen Fehde zu bekommen. Gelingt ihm dies nicht und wird ihm auch nicht durch Schiedsspruch zu seinem Recht verholfen, so nimmt er auf oft langen Umwegen Rache. Grollend zieht er mit seinem Speer aus und stösst den ersten besten des Weges kommenden nieder, — damit ist die Sache in Fluss gebracht und für ihn erledigt. Die Verwandten des Erschlagenen nehmen auf gleiche Weise Blutrache, mit unheimlicher Schnelle greift Mord und Totschlag um sich und nach vielen an der Ursache ganz unbeteiligten und unschuldigen Opfern trifft endlich auch ein Zufall den wirklich Schuldigen, dessen Vermögen

dann auch — so weit es reicht — für den Schaden an Gut und Blut einstehen muss. Damit ist der Streit beendet, wenn sich nicht im Verlauf desselben neue Streitfälle entwickelt haben.

In der Nähe von Herbertshöhe ist durch das Kaiserl. Gericht dem Unwesen ein Ende gemacht, doch steht es nicht weit davon noch in vollster Blüte. Für Diebstahl, Betrug und arge Beschädigung des Eigentums, Frauenraub und vor allen Dingen für das schwerste Vergehen — die Blutschande, schafft man auf solche Weise Sühne. Auch in diesem fürchterlichen Brauch müssen wir einen nicht unbedeutenden Faktor erblicken, der eine Zunahme der Bevölkerung fast unmöglich macht, oft aber ganze Distrikte so dezimiert, dass erst Menschenalter eines ungestörten Lebens die Verluste wieder ausgleichen könnten.

Das fleissige, ackerbauende Volk der Baining-Berge — wie oben ausgeführt anscheinend die zurückgedrängte Urbevölkerung, — erlitt und erleidet noch durch die in manchen Gegenden ihres stärkeren Nachbars bestehende Sklaverei, für die sie das Material gewaltsam liefern, fortgesetzte Einbussen. Die Leute am Weberhafen sind die Unternehmer der Raubzüge, die der Inseln Urara und Uatom die Zwischenhändler; der Preis eines Sklaven fängt mit 10 Faden Muschelgeld = 25 Mark an. Mit Vorliebe werden Kinder geraubt, — wohl weil diese sich leichter in die Gewohnheiten und Launen ihres neuen Herrn einleben können.

Das schwerste an der Sklaverei ist die ständige Furcht, zu einem grossen Feste als Braten abgeschlachtet zu werden; dann dürfen Sklaven nicht heiraten und müssen sämtliche Arbeiten, die sonst nur Weibern zukommen, verrichten — namentlich die Bestellung der Plantagen.

Neben einer Bezeichnung für Sklave, die in Übersetzung einfach „einer der laufen muss“ bedeutet, gebraucht man auch einfach die Benennung „Baining“; in einigen wenigen Fällen trifft man am Varzin-Berge auch einen Taulil, einen Angehörigen des an zweiter Stelle aufgeführten Stammes, als Sklaven.

Da man erst vor 3 Jahren eine direkte Berührung mit den Baining-Leuten, die bisher durch die Küstenbewohner von einem Verkehr mit den Europäern abgeschnitten wurden, hatte und dabei ihren hohen wirtschaftlichen Wert aus ihren Arbeiten erkennen konnte, wird man sie jetzt unter dem Gouvernement wohl bald so zu schützen wissen, dass sie sich zu eigener Blüte entwickeln, und dann dürfte sich vielleicht herausstellen, wie tief sich die bisherige Verwaltung in das eigene Fleisch schnitt, wenn sie keine Mittel zur Verfügung stellte, um sich wenigstens in ihrer nächsten Umgebung zu orientieren. Will man ein Land ehrlich kolonisieren, — so muss man es genau kennen; blindes Draufloswirtschaften ist in jedem Falle ein Raubbau.

Der soeben berührte Kanibalismus hatte in Neu Pommern früher eine seiner besten Stätten; in der Nähe starker Europäerniederlassungen dürfte er heute schon ganz verschwunden oder doch nur vereinzelt und ganz im Geheimen betrieben werden. Da wir aber schon mehrfach gesehen haben, dass der Kreis des Europäereinflusses ein ziemlich kleiner ist, so werden auch heute noch auf Neu Pommern weite Strecken sein, wo man in alter Weise sich seinen Menschen in den Topf steckt. Die Thatsache ist da, — über das Wann, Wie und Wo ist man auch im Schutzgebiete meines Wissens noch völlig im Unklaren, wenn man sich dort auch nicht mehr die Vorstellungen von dem Wesen der Menschenfresserei macht, wie bei uns.

In der ganzen Südsee findet nur ein verhältnismässig eng begrenzter Verkehr statt und im allgemeinen ist man nicht gewöhnt, ganz Fremde bei sich zu sehen.

Kommt nun doch einmal ein solcher — vielleicht irgend ein Verfolgter, ein Schiffbrüchiger etc. — so kommt es ganz auf die jeweilige Stimmung an, in der sich der Stamm befindet. In vielen Fällen wird man den Ankömmling kurzer Hand totschlagen und — da es schade um das Fleisch wäre — wohl auch verspeisen, in anderen Fällen reicht man ihm die Betelnuss und gewährt ihm damit Gastfreundschaft, Nahrung, Gastgeschenke und Geleit bis zur Stammesgrenze. Ähnlich wird es beim Europäer sein; vielfach war man sich über den Zweck seines Kommens unklar, ahnte aber nichts Gutes und schaffte ihn deshalb bei Seite; häufig gingen die betreffenden Herren auch zu leichtsinnig mit ihren Schätzen an Tauschwaaren etc. um und erweckten durch zu offenen Einblick in dieselben die Habsucht. Schliesslich — und das sind wohl die zahlreichsten Fälle der Neuzeit — haben die Eingeborenen noch von früher her eine Abrechnung mit dem weissen Mann wegen irgend welcher Unbillen und nehmen die erste beste Gelegenheit dazu wahr, — war es nicht derselbe, so war es doch vielleicht sein Bruder!

Man muss mit den Leuten, die in ständigem Verkehr als Arbeiter etc. mit dem Europäer stehen, recht gut bekannt sein, wenn man von einem die Zusicherung erhalten will, dass er schon an einem Menschenmahle teilgenommen habe, — in der Regel wird es mit Entrüstung bestritten und hinzugesetzt, dass der eigene Stamm so etwas überhaupt nicht thue, sondern nur der so niedrig stehende Nachbarstamm. Vor einer Reihe von Jahren nannte ich auf 8 Tage einen Herrn aus der Sumatra-Schule — er war nicht der schlechteste derselben — meinen Chef, und gelegentlich einer gemeinsamen Bootsfahrt verbot er mir eine Unterhaltung mit der Mannschaft über einige örtliche Verhältnisse mit den Worten:

„Das müssen Sie unter ihrer Würde halten, mit solchen schwarzen Schweinen anders als im Dienst zu sprechen.“

Dieses etwas offene Bekenntnis ist leider die Grundidee in der Auffassung von der Stellung der Schwarzen bei so vielen Europäern; auch die Entschuldigung eines anderen Herrn wegen der Unterlassung einiger Nachlassregulierungen „es sind ja nur Schwarze“ verraten eine gleiche Auffassung.

Der Schwarze selbst, der keinen Gott und somit auch kein gottähnliches Menschengebilde kennt, sieht in einem schwarzen Gefangenen nur ein Wesen, das ebenso wie alle Säugetiere aus Fleisch und Blut besteht und den Vorzug grösserer Zartheit hat; also liegt für ihn kein Grund vor, den ihm völlig Fremden, durch keinerlei Bande Näherstehenden, der doch einmal sterben muss, nicht auch zu verzehren.

Die Zahl der auf diese Weise plötzlich aus dem Leben Geschiedenen eines Jahrzehntes dürfte allerdings nur ein Bruchteil der Menge sein, die unter unserem Regime in den Jahren 1890 bis 96 durch falsche, menschenunwürdige Behandlung infolge oben geschilderter Auffassung einem ebenso sicheren Tod — nur langsamer und qualvoller — zugeführt wurden.

Wer ist mehr zu verdammen?! Bei dem einen ist das Motiv — einmal ein guter Braten, bei dem anderen — im Interesse der „Kulturarbeiten.“

Dass der Melanese — wie man es sich bei uns fast allgemein vorstellt — sofort jeden Fremden darauf taxiert, ob er wohl einen guten Braten abgeben würde oder nicht, und dass ihm beim Anblick gutgenährter Leute schon vor Erwartung das Wasser im Munde zusammenläuft, ist natürlich Unsinn. Ob von den nicht gerade vereinzelten Europäern, die im Laufe der Zeit ganz spurlos verschwunden sind, überhaupt einer verspeist worden ist, bleibt sehr zweifelhaft, denn — für die Thatsächlichkeit der Erklärung übernehme ich keine Garantie — man will von älteren Leuten die vertrauliche Mitteilung erhalten haben, dass sich Europäerfleisch nicht zum Essen eigne, weil es zu salzig sei — und zu sehr nach Alkohol schmecke; Temperenzler sind allerdings unter den Südsee-Europäern wohl noch unbekannt.

Zwei Geheimbünde spielen in dem sozialen Leben des Archipels eine grosse Rolle; der Bund des „Duk-Duk“ und der Bund des „Ingiet.“ Während über die Vorgänge und die Sentenz des letzteren absolutes Stillschweigen beobachtet wird und somit darüber nichts weiter bekannt ist, als dass von Zeit zu Zeit grosse Schmausereien der Bundesbrüder stattfinden — vielleicht Menschenfleisch?!! — und dass es dabei recht eigenartig und obscön zugehen soll, ist über den Duk-Duk, über dessen eigentliches Wesen man auch lange Zeit völlig im Dunkel war, schon einiges mehr bekannt. Man

verglich den Duk-Duk vielfach mit unserer Freimaurerei, — das kam wohl hauptsächlich daher, dass sich die betreffenden über die Bräuche in beiden Gesellschaften völlig unklar waren und nur von dem Geheimnisvollen wussten. Wenn man das, was die vertrautesten Kenner des Landes über den Duk-Duk erfahren konnten, zusammenfasst, so drängt sich unabweisbar die Ähnlichkeit mit unserer mittelalterlichen Vehme auf.

Nach Parkinson, dem besten Kenner der Archipel Verhältnisse, der bald auf eine Beobachtungszeit von zwanzig Jahren zurückblicken kann, ist der Duk-Duk ursprünglich aus dem Bedürfnis hervorgegangen, in die lockeren Verbände der Familien, Sippen und Landschaften, die irgend welcher Rechtsgrundsätze entbehrten, eine gewisse Ordnung und Disciplin hineinzubringen.

Wollte man nicht eine neue Macht schaffen, der die einzelnen Häuptlinge oder Unterhäuptlinge unterstanden, so konnte das nur auf dem Wege einer — wenn ich so sagen darf — internationalen Rechtsgesellschaft geschehen. Thatsächlich hatte der Duk-Duk in seiner schon verflossenen Blütezeit eine ganz gewaltige Macht, die sogar bisweilen bis zur Verhängung von Todesstrafen gegangen sein soll. Es giebt eine ganze Anzahl von Duk-Duk-Vereinigungen; in welcher Weise zwischen den verschiedenen ein Verband aufrecht erhalten wird oder wie sich die Bezirke der einzelnen Duk-Duk-Vereinigungen abgrenzen, ist mir nicht bekannt, auch kann ich darüber nirgends Aufzeichnungen finden. Geschieht irgendwo etwas, was in den Augen der Melanesen ein Unrecht oder ein Verbrechen ist, so nimmt der Duk-Duk die Sache in die Hand, — dem Übelthäter wird auf geheimnisvollem Wege eine Warnung mit gleichzeitiger Angabe der zu zahlenden Busse zugestellt und an einem bestimmten Tage machen sich der oder die Abgesandten in ihrer Vermummung zu Fuss oder im Kanoe nach dem Hause des betreffenden auf den Weg. Die Abgesandten sollen unter allen Umständen unerkannt bleiben und so dürfen niemals Leute mit verkrüppelten Füssen oder sonstigen Merkmalen die Vermummung tragen. Fällt der Duk-Duk oder bleibt sein Blattkleid irgendwo an einem Aste hängen und zerreisst, so umringen ihn sofort die unvermummten Begleiter und decken ihn gegen die profanen Blicke der übrigen Anwesenden. Durch laute, dumpfe Rufe macht sich das Nahen des Duk-Duk schon weithin bemerkbar und in den meisten Fällen wird die auferlegte Busse schon vor Erreichung des Zieles entgegen gebracht. Die bisweilen — nach Parkinson — verhängte Todesstrafe würde einen Eingriff in die Machtbefugnisse der Häuptlinge bedeuten.

Hatte somit der Duk-Duk früher einen hohen idealen Wert, so wird jetzt viel darüber geklagt, dass die Vermummung von den Bundesmitgliedern zu allen möglichen Repressalien gegen kleine

machtlose Leute gemissbraucht wird und dass auch die grossen Feste nur zur Bereicherung der Mitglieder veranstaltet werden. Sehr im Widerspruch damit steht allerdings die von Parkinson behauptete Kontrolle der Duk-Duks untereinander, die die obigen Missstände verhindern und für zu Unrecht erhobene oder zu hohe Bussen von dem Duk-Duk-Verein einen Ersatz erwirken, dem der jeweilige Abgesandte angehörte.

Eine Befugnis der Duk-Duk ist es auch, den „tabu" zu erklären, d. h. bestimmte Plätze für unbetretbar zu erklären, das Ersteigen gewisser Bäume und das Abmachen der Früchte derselben, das Abernten gewisser Plantagenstücke etc. zu verbieten. Geschieht es dennoch, so hat der betreffende an den Duk-Duk eine Busse in Muschelgeld (tabu) zu zahlen. Auch dieser Brauch ist nichts weiter als eine Wegelagerei.

In den Duk-Duk kaufen sich die Mitglieder ein und gleichzeitig scheinen Knaben damit für mannbar erklärt zu werden.

Das bisher Gesagte giebt einen ungefähren Überblick über das soziale Leben des Neu Pommern nach aussen und es wäre nunmehr unsere Aufgabe, ihn auch in seinem intimen Familienleben zu betrachten. Ich kann dieser Pflicht nicht besser nachkommen, als wenn ich die Schilderungen des Dr. Hahl, wie er sie in den „Nachrichten aus Kaiser Wilhelms Land und dem Bismarck-Archipel" Jahrgang 1897 giebt, im Originalwortlaut bringe.

Die Ehe ist thatsächlich meist eine dauernde Verbindung von Mann und Frau; aber es wohnt ihr dieser Begriff in der Anschauung des Eingeborenen nicht inne. Sie ist ein unter Beobachtung feierlicher Zeremonien zu Stande gekommenes rechtliches Verhältnis zwischen Mann und Weib, beziehungsweise zwischen dem Manne und den Verwandten des Weibes, das durch einseitige Willenserklärung oder einseitig vollzogene Trennung und Rückgabe des Kaufpreises ohne weitere Förmlichkeiten sein Ende erreicht. Die Zahl der Frauen hängt lediglich vom Reichtum und Belieben des Mannes ab; eine Schranke rechtlicher Natur giebt es nicht. Hat ein Mann mehrere Frauen, so baut er für sich und für die Frauen je ein besonderes Haus. Vielmännerei kommt nicht vor.

Der Vollziehung der Ehe geht eine Reihe von Zeremonien in besonderen Abstufungen voran, die als Verlobung bezeichnet werden können.

Die Regel ist, dass die Frau von dem Manne nicht selbst erwählt, sondern ihm von seinen Verwandten, im besonderen von seinem Oheime mütterlicher Seite ausgesucht wird. Die Verwandten treten handelnd auch dann auf, wenn es sich um eine Heirat aus Neigung handelt.

Zuerst findet das varkinim und varkukul statt, die gewaltsame Festnahme und der Kauf. Haben die Verwandten beiderseits sich

über eine Ehe geeinigt, so nehmen die des Bräutigams diesen fest und halten ihn auf den Boden gedrückt, bis an die Anwesenden Tabu (Muschelgeld) verteilt ist. Dann wird er in ein einsam im Busch gelegenes Männerhaus gebracht, wo er sich mit einigen Freunden verborgen zu halten hat. Das Essen wird den jungen Leuten zugetragen. Während dieser Zeit wird die Braut gekauft, die er erst dann sehen darf, wenn alle aus Anlass des Paraparan (= sich versteckt halten) entstandenen Ausgaben mit Tabu beglichen sind.

Wird der Bräutigam zurückgebracht, so kommt er festlich geschmückt an und trägt in den Händen eine besondere Keule.

Das als Braut ausersehene Mädchen wird von ihren Verwandten, während der Freier im Busch sich befindet, scheinbar mit Gewalt unter dem Geschrei der Zuschauer zu den Verwandten des letzteren gebracht. Diese überreichen den Kaufpreis und erhalten ihrerseits eine kleine Gegengabe in Tabu. Das Mädchen kehrt darauf mit den Seinigen wieder zurück.

Diese Zeremonien können schon mit kleinen Kindern vorgenommen werden; bei wohlhabenden Leuten ist dies sogar die gewöhnliche Sitte.

Soll nun die Eheschliessung vor sich gehen, so trägt der Oheim des Freiers einen Faden Tabu zur Mutter des Mädchens; die letztere erwidert das Geschenk, indem sie einen Faden an die Mutter des Jungen zurücksendet. Die Braut wird alsdann dreimal in das Haus des Bräutigams gesandt, am ersten Tage mit Betelnüssen, am zweiten Tage mit dem zum Kauen der Nuss nötigen Pfeffer und Kalk, zuletzt mit etwas Essen.

Es erfolgt nun die eigentliche Entscheidung zwischen den Verlobten selbst. Sie müssen sich täglich sehen und nebeneinander arbeiten, ohne sich anzugehören.

Glauben die Verwandten, es habe eine Einigung stattgefunden, so zünden sie bei dem Hause des Bräutigams ein Feuer an. Die Verlobten sitzen einander gegenüber, das Feuer zwischen ihnen. Will das Mädchen den Freier nicht zum Mann haben, so wendet sie dauernd ihr Haupt ab. Im Fall der Einwilligung blickt sie ihn an.

Ist der Bräutigam mit der für ihn getroffenen Wahl nicht einverstanden, so findet er sich am Feuer überhaupt nicht ein und lässt wohl auch seinem Widerwillen durch seine Freunde Ausdruck verleihen. Man giebt übrigens bei einer erstmaligen Nichtübereinstimmung die Hoffnung nicht auf. Es werden Zaubermittel, besonders zubereitete Speisen, angewendet und die Zeremonie wiederholt sich. Kommt es nicht zu einer Einigung, so wird gegenseitig der Tabu zurückerstattet und die Sache ist zu Ende. Im Falle der Willensübereinstimmung giebt der Bräutigam der Braut Tabu; sie erwidert die Gabe nicht, sondern ladet ihn ein, etwas später in das Haus

ihrer Mutter zu kommen, wo er etwas Tabu als Gegengabe vorfinden werde.

Bei seinem Erscheinen verlegt sich aber letztere auf Ausflüchte, wie, sie wisse nicht, ob ihre Tochter den Freiersmann mag, oder heuchelt völlige Unkenntnis. Der Bräutigam hält daraufhin Umschau nach seiner Braut, entdeckt sie schliesslich und raubt sie scheinbar der Mutter weg.

Da die Durchführung all dieser Gebräuche bedeutende Ausgaben erfordert, so werden manche von ihnen bei unbemittelten Leuten übergangen, namentlich soweit eine Austeilung von Tabu an die Zuschauer in Frage kommt. Es ist schon erwähnt, dass der Arme sich seine Frau bei seinem Gewalthaber erst durch Arbeitsleistung verdienen muss. Dieser giebt das zum Kauf nötige Muschelgeld und richtet die Hochzeit aus.

Während der Ehe gehört die Arbeitsleistung der Frau dem Manne; er übt Gewalt über sie aus. Aber das Recht über Leib und Leben der Frau ruht in der Hand ihres Oheims beziehungsweise Bruders.

Die Frau tritt mit der vollzogenen Ehe nicht aus ihrer Familiengemeinschaft aus; kommt es zur Trennung der Ehe durch Auseinandergehen oder Tod, so kehrt sie dahin zurück und wird von ihrem Gewalthaber weiter verkauft; sie zieht es sogar vor, in Krankheitsfällen zu Lebzeiten ihres Mannes ihre Genesung bei ihrer Familie abzuwarten.

Wird der Frau Ehebruch nachgewiesen, ja oft nur zum Vorwurfe gemacht, so verfällt sie gewöhnlich dem Tode von Bruders Hand. Dieser erstattet dem Ehemanne den Kaufpreis und hält sich seinerseits an den Ehebrecher.

Bei mehreren Frauen geniesst eine derselben seitens des Mannes eine gewisse Bevorzugung und wird auch von den Familienmitgliedern deshalb mit grösserer Auszeichnung behandelt. Sie führt das Regiment im Hause, leitet die Arbeit im Felde und den Marktgang. Ihr vertraut der Mann die Schlüssel des Geldhauses an; sie allein hat Zutritt dorthin.

Unter den Kindern der verschiedenen Frauen besteht ein Unterschied nicht.

Zwischen Verwandten, die von derselben Mutterseite abstammen, ist die Heirat, ja jede geschlechtliche Vermischung bei Todesstrafe verboten.

Es bildet eine besondere Aufgabe des Familienhauptes, die Stämme genau zu verfolgen und im Gedächtnis zu behalten, um bei Heiratsangelegenheiten über „verwandt“ oder „nicht verwandt“ zu entscheiden.

Hervorzuheben sind die besonderen Wirkungen der Ver-

schwägerung. Für die Schwiegereltern ist es verboten, in Gegenwart des Schwiegersohnes zu essen.

Der Schwiegersohn muss Haus und Hof der Schwiegereltern meiden.

Alles was durch Verschwägerung verwandt ist, darf einander nicht mit Namen nennen.

Die Männer schwören bei ihrem Schwager, die Weiber bei dem Namen ihres Bruders.

Schwäger dürfen nicht in demselben Hause schlafen, dagegen ist es ihnen erlaubt, gemeinsam zu essen.

Die verheiratete Schwester darf nicht mit ihrem Bruder verkehren oder sprechen.

Zwei Männer, die Schwestern geheiratet haben, werden als Brüder, und zwei Frauen, die Brüder geheiratet haben, als Schwestern angesehen.

Die Verletzung einer dieser Regeln würde als grösstes Unrecht erachtet werden und sicher eine Bestrafung seitens des Gewalthabers nach sich ziehen.

Die Frau erhält oft von dem Manne eine Art Morgengabe, dieselbe bleibt ebenso wie das etwa vor der Ehe verdiente ihr Eigentum und der Mann erhält darüber kein Verfügungsrecht; stirbt die Frau kinderlos, so fällt ihr Vermögen ohne Weiteres an ihre Familie zurück, sind Kinder vorhanden, so geht es mit diesen und als deren Eigentum an den Gewalthaber der Frau.

Wenn für eine Frau die Stunde der Geburt kommt, so legt sie sich im Hause nieder, ihre Freundinnen und Verwandten kommen zur Hülfeleistung. Der Mann sitzt aussen vor der Thür und hält eine Hand mit Kalkstaub gefüllt, dem gewöhnlichen Beschwörungsmittel des Eingeborenen.

Sowie das Kind geboren ist, bläst er über den Kalk und bannt die bösen Geister; die Formel lautet in Übersetzung:

Kalk, Kalk — treibe fort den Kobold des Seeadlers (Unglücksvogels).

Kalk — treibe fort den Kobold und bringe ihn fort.

Kalk — treibe fort den Kobold im Busche.

Kalk — treibe fort den Kobold, der die Kokospalme bricht,

Kalk — treibe fort den Kobold der Todestrauer, auf dass mein Geist wiederkehre; setze ihn an seinen Herd.

Wenn das Kind geboren ist, wird es von den Hülfe leistenden Frauen zuerst gewaschen, dann über das häusliche Feuer geschwungen und durch feierlich gesprochene Worte gewissermassen seinem künftigen Berufe zugewiesen.

Bei einem Mädchen sagen die Frauen:

„Bestelle die Pflanzung, gebäre Kinder hier, bereite die Liane zum Aufreihen des Tabu, bringe den Pit herbei, ziehe zu Markte."

Bei einem Knaben lauten die Worte:

„Zeige den Fremden Deine Verachtung, zupfe Deinen Bart und knirsche mit den Zähnen (das Zeichen der Geringschätzung Fremder), Schmücke Deinen Hals und trage Deine Steitkeule, wenn Du durch den Busch schreitest, Sei ein Krieger!"

Sind alle Gebräuche beendet, so verteilt der Vater an die anwesenden Frauen Tabu. Der Vater ist zur Ernährung des Kindes verpflichtet.

Nach etwa 10 Tagen werden dem Kinde die Haare geschnitten; der Vater, manchmal auch der Oheim mütterlicher Seite, giebt ihm den Namen, gewöhnlich erhält jedes Kind nur einen Namen.

Grosse Krieger nehmen später wohl auch einen zweiten und dritten Namen an.

Uneheliche Geburten kommen häufig vor. Die ausser der Ehe Geschwängerte wird womöglich sofort von ihrem Gewalthaber getötet. Gewöhnlich flüchten daher die Mädchen in den Wald, um das Kind dann sofort nach der Geburt zu töten, wenn nicht vorher schon eine Frau zur Aufnahme sich verpflichtet hat. In keinem Falle wird die Mutter das Kind selbst behalten.

Ebenso wie hier findet sich noch eine besondere Art der Annahme an Kindesstatt.

Wenn von zwei Schwestern die eine kinderlos, die andere mit Kindern gesegnet ist, so nimmt erstere gewöhnlich ein Kind der letzteren als das ihrige an.

Zwillinge eines Geschlechts bleiben am Leben; bei verschiedenen Geschlechtern wird ein Kind getötet, und zwar meist das Mädchen.

Missgeburten geniessen eine sorgfältige Pflege.

Eine Gottheit kennt auch der Melanese nicht, wohl aber eine Menge von Geistern, unter dem sich — in Gegensatz zu den Auffassungen in Kaiser Wilhelms Land — auch gute Geister befinden.

Alle Naturerscheinungen wie Erdbeben, Stürme sind die Äusserungen der mächtigsten Geister. Jeder Vulkan gilt als Wohnstätte eines besonders bösen Geistes.

Die zweite Sorte von Geistern wären die „Taberan," die man als Kobolde bezeichnen könnte. Zu ihnen gesellen sich auch die Geister von Toten, die keine vorschriftsmässige Ruhestätte gefunden haben.

Man versichert sich vor Ausführung besonderer Unternehmungen der Gunst der Taberans auf die verschiedenste Weise. Mancher hat auch unter diesen — im Grossen und Ganzen auch schlechten — Geistern einen Schützling, der ihm Zauberkünste mitteilt, mit denen er sich und andere gegen die Taberans schützen kann.

Die guten Geister schliesslich sind die „Pepe."

Die Zauberer, deren Kunst sich von Generation zu Generation als Geheimnis forterbt, bereiten gegen Bezahlung eine betäubende Speise. Nach deren Genuss begiebt sich der Betreffende in den Wald und legt sich unter bestimmten Bäumen zum Schlafe nieder. Es stellen sich dann alle möglichen Traumbilder ein, die der Zauberer wieder deutet und die meist eine neue Art eines Tanzes, einen neuen Schmuck etc. offenbaren. Der Schläfer verwertet dann diese Offenbarungen wieder gegen Geld.

Die Bestattung der Toten findet — so weit bekannt — in der Erde statt; reiche und mächtige Männer werden auch wohl mehrere Tage in einem Kanoe ausgestellt, mit Blumen und bunten Blättern umgeben und erst später der Erde übergeben.

Auf meiner letzten Reise wurde ich in zwei Fällen von Stammes-Angehörigen verstorbener Leute gebeten, den Toten nicht der Erde zu übergeben, sondern in das Meer zu versenken; ich weiss nicht, ob dieser Brauch auch in der Heimat vorkommt oder ob es hier nur aus Furcht vor den Eingeborenen geschah.

Zweifellos findet im Archipel eine starke Inzucht statt, die sich in manchen lokalen Erscheinungen durch ihre üblen Folgen bemerkbar macht.

So hatte ich längere Zeit einen sehr brauchbaren Mann, der an epileptischen Anfällen litt, die natürlich auf einen bösen Geist zurückgeführt wurden, der sich besonders sein Dorf dazu ausgesucht habe, denn dort hätten die meisten Leute ähnliches.

Ein anderer bekam häufig — nachdem er einige Tage an erhöhter Schlafsucht litt — tollwut-ähnliche Anfälle; er ging heimlich in den Busch, machte sich ein Bündel primitiver Speere zurecht und kam dann mit Kampfgeheul angerannt, — nach allen ihm begegnenden mit Speeren werfend. Waren alle verworfen, so nahm er mit dem Beil in der Hand Rückendeckung an einem Baum und wollte sich gegen seine Angreifer verteidigen. Sobald er hinterrücks gefesselt und niedergeworfen war, erschlaffte der Körper, — nach einer halben Stunde kam tiefer Schlaf, der 24 Stunden und länger anhielt, dann einige Tage Geistesträgheit und die Sache war vorüber. Auch hier erhielt ich die Erklärung, dass diese oder ähnliche Erscheinungen häufig in dem Dorfe des betreffenden vorkommen und dass fast alle Männer davon befallen würden.

Es erübrigt, etwas über die äussere Gestalt des Melanesen zu sagen.

Es sind fast sämtlich sehr ebenmässig und schlank gebaute Figuren von kaffeebrauner Färbung; die Grösse ist ein kleines Mittelmass, das Gewicht schwankt zwischen 112 und 120 Pfd. — also nach unsern Begriffen sehr leicht.

Die Gesichtszüge sind durchaus sympatisch; speziell der

Neu Pommer trägt etwas naiv-kindliches zur Schau. In der Mehrzahl sind die Gesichter hässlich — namentlich bei älteren Leuten, doch findet man auch unter den jungen Männern und namentlich den jungen Mädchen eine Menge Gesichter, die man auch nach europäischen Begriffen jedenfalls als „hübsch“ bezeichnen müsste. Dazu liegt in allen Bewegungen etwas ungemein graziöses, das umso angenehmer wirkt, als es sich frei von irgend welchem Zwange darbietet.

Das materielle Leben der Melanesen.

Wie die längere Berührung mit den Europäern zweifellos in dem geistigen Leben der Bewohner des Bismarck-Archipels schon manche Verschiebung und Verzerrung herbeigeführt hat, so ist natürlich in noch höherem Masse das materielle Leben dadurch berührt worden. Die Steinzeit, die bei den Bewohnern von Kaiser Wilhelms Land erst mit der deutschen Besitzergreifung anfing aufzuhören, machte im Bismarck-Archipel schon einige Jahrzehnte früher dem neuen Zeitalter Platz. Wenn auch mit Rücksicht auf den zu füllenden Geldbeutel nur ein Tauschverkehr in mehr oder weniger zweifelhaften Waaren stattfinden durfte (Geldzahlungen an Eingeborene wurden unter der deutschen Schutzherrschaft sogar verboten, und diese Verordnung schlief erst in den letzten Jahren unter dem Drängen der Händler ein) und dadurch das vornehmste Mittel zu einer freien und schnellen Entwickelung, das Geld, nicht mit in die Erscheinung trat, so gestaltete sich mit Eintreffen des Europäers doch von Stund an das Leben ganz anders.

Der erste Geschäftszweig, der sich herausbildete, war der Menschenhandel, der sich doch auf die Dauer nicht mit roter Farbe und Glasperlen aufrecht erhalten liess, — man musste mit edleren Objekten anrücken. Was war natürlicher, als dass sich eine starke Nachfrage nach dem wunderbarsten Gerät des Europäers, dessen furchtbare Wirkung die Leute oft genug an ihrem eigenen Leibe erfahren hatten, der Feuerwaffe, herausbildete. Warum sollte man dieses Verlangen nicht befriedigen, wenn es dafür wieder reichlicher Arbeiter gab, — konnte es doch den Unternehmern dieser „Anwerbetouren“ sehr gleichgültig sein, wer später einmal die Probe auf die Brauchbarkeit dieser Waffen zu machen resp. eine Entwaffnung durchzuführen hatte. Natürlich nahm man zuerst vom Minderwertigen das Minderwertigste und beglückte die Leute mit Steinschloss- und Perkussions-Gewehren, doch kam die Einsicht schneller

als man dachte und es wurden bald gute Hinterlader verlangt. Auch das konnte man mit den billigen aber meist recht guten amerikanischen Fabrikaten noch mit Gewinn durchführen und so kommt es, dass im Bismarck-Archipel stellenweise nicht nur vereinzelte Winchester-, Cold- und andere neuere Systeme anzutreffen sind.

Im gewöhnlichen Leben treten diese Mordinstrumente heute allerdings nicht in die Erscheinung, aber wenn es irgendwo mal wieder brennt, dann kommen sie allenthalben zum Vorschein. Ist es schon wunderbar, dass trotz des bereits 1885 erlassenen Verbots der Waffen- und Munitionslieferung an Eingeborene noch immer brauchbare Munition vorhanden ist, so wollen verständige Leute auch noch die Bemerkung gemacht haben, dass die Gewehre der Eingeborenen z. T. nicht den Eindruck machen, als wären sie schon seit 1885 im Schutzgebiete.

Ist das ein Wunder? — Keineswegs! War doch die bisherige Verwaltung der Neu Guinea Compagnie gerade im Bismarck-Archipel so dürftig, dass der mit dem hochklingenden Titel „Kanzler" oder „Kaiserlicher Richter" installierte Beamte für Strafexpeditionen etc. auf die Liebenswürdigkeit und Hülfsbereitschaft derselben Firmen angewiesen war, von denen die landeshoheitliche Neu Guinea Compagnie für den von ihr gewährten Schutz Steuern einstrich.

Früher gehörte auch das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes zu den Begebenheiten aussergewöhnlicher Art; erst neuerdings sind auch in dieser Hinsicht sicherere Zustände eingekehrt.

Unter solchen Verhältnissen wäre es wirklich kein Wunder gewesen, wenn auch noch zu deutscher Zeit Waffen in das Schutzgebiet gelangt wären — vielleicht auch durch die aus allen europäischen Nationen sich rekrutierenden Kleinhändler, die in ihrem nicht leichten Ringen um die Existenz bisweilen auch zu unerlaubten Mitteln gegriffen haben mögen.

Immerhin sind die Feuerwaffen nicht gerade in Massen vorhanden und Pfeil und Bogen ist immer noch als die Hauptwaffe zu bezeichnen; beide werden aber mit Schneid geführt, denn auch für die modernen Schiessgewehre sind dank unserer jahrelangen Ausbildung immer wechselnder Gruppen von Melanesen zu Polizeidiensten etc. eine Menge z. T. vorzüglich geschulter Kräfte überall vorhanden.

Mehr noch als Pfeil und Bogen tritt hier der Wurf-Speer in die Erscheinung, der in weiten Gebieten allein herrscht. In den Formen gehen sie meist nur in soweit auseinander, als wir alle Abstufungen vom einfachen, schmucklosen Holzknüppel bis zum kunstvoll mit bunten Federn geschmückten Tanzspeer vorfinden.

Abweichend von den übrigen sind die kurzen Speere der Admiralitäts Gruppe, die mit anscheinend plumpen aber durch ihre

dreikantige Form und die scharfen, ungleichen Kanten höchst gefährlichen Obsidianspitzen versehen sind. In derselben Weise sind dort auch lange Dolchmesser gefertigt.

Von anderen Waffen ist noch zu nennen die Steinkeule, die aus einer über einen nach unten etwas verstärkten Stab gezogenen, durchlochten Steinkugel besteht, welche mit Harz, das in der Regel noch mit kleinen Geldmuscheln ausgelegt wird, festgekittet werden. Diese ungemein wuchtigen Keulen, die man auch in Form von knorrigen Ästen in anderen Teilen der Südsee vorfindet, dienen demselben Zweck wie die aus sehr harten Hölzern gefertigten Schlagschwerter — zum Zertrümmern der Hirnschale.

Sehr unangenehme Waffen — schon wegen ihrer bedeutenderen Tragweite — sind die Steinschleudern. Es ist ein einfacher dünner Strick, der in der Mitte eine aus bestimmten Blättern geformte Mulde erhält; das 1 bis $1^1/_2$ Fuss (nach Parkinson sogar bis zu 2 Meter) lange Instrument wird erst langsam, dann immer schneller geschwungen und schliesslich durch Loslassen des einen Strickendes der Stein abgeschnellt.

Auch spitze Knochendolche findet man im Archipel, wie auch schon in Kaiser Wilhelms Land, dieselben dürften wohl aber häufiger als Messer zum Abstechen von Tieren denn als wirkliche Waffen Verwendung finden. Fast stets findet man bei europäischen Neulingen den Glauben verbreitet, dass diese Dolche — an denen die Gelenkverdickung des Knochens den Handgriff abgiebt — aus Menschenknochen verfertigt seien, während sie in Wirklichkeit meistenteils harmlose Kasuarknochen sind.

Ganz im Gegensatz zu den Papuas von Kaiser Wilhelms Land findet man im Bismarck-Archipel keine Schilde.

Nachdem wir, durch das Vorhandensein der europäischen Schusswaffe dahin geführt, zuerst die Kampfmittel des Bismarck-Archipels uns betrachtet haben, seien nunmehr die friedlicheren Zwecken dienenden Güter der Melanesen in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit einer Betrachtung unterzogen.

Das erste und wichtigste, dessen eine Familie bedarf, ist das Haus, das auch hier nur gegen Regen, Wind und die unbefugten Blicke des Nachbars, nicht aber gegen Kälte zu schützen hat.

Der Melanese legt auf die äussere Ausstattung seines Hauses im allgemeinen wenig Wert und so erhalten sich von Generation zu Generation fort die einfachen, primitiven Bauten aus Palmblätterdächern und Bambuswänden. Da wo die Ansiedlung in einzelnen Gehöften oder nur kleinen Häusergruppen gebräuchlich ist, zieht sich ein primitiver staketartiger Zaun aus den Stangen des wilden (resp. verwilderten, wie die Botaniker annehmen) Zuckerrohrs in einiger Entfernung um die Häuser.

An Hausgerät trifft man jetzt wohl stellenweise Nachbildungen europäischer Möbel in primitivster Form, und auch die grossen tischartigen Gestelle von den Admiralitätsinseln sind vielleicht weiter nichts als Nachbildungen von Tisch oder Bett — man kennt den eigentlichen Zweck noch nicht recht. Wohl liebt es auch der Melanese, erhöht zu schlafen, aber er ist weder verweichlicht noch empfindlich und ein paar Gabeläste in die Erde gerammt und ein Dutzend Knüppel darüber ist für ihn ebenso schön, als für uns ein weiches Federbett. Gegen diese Schlafgestelle sind unsre Wachstuben-Pritschen noch wahre Diwane und so ungefähr müssen die früher beim Militär arg gefürchteten „Latten“ gewesen sein. Der Melanese schläft darauf herrlich — wenn er kann — bis in den lichten Morgen hinein.

Einfache irdene Töpfe und hölzerne Schalen bilden die an spartanischer Einfachheit die in den vorigen Zeilen behandelten Möbel kaum zurücklassenden Koch- und Essgeräte.

Man sieht, es lässt sich auch mit Wenigem auskommen und doch glücklich sein.

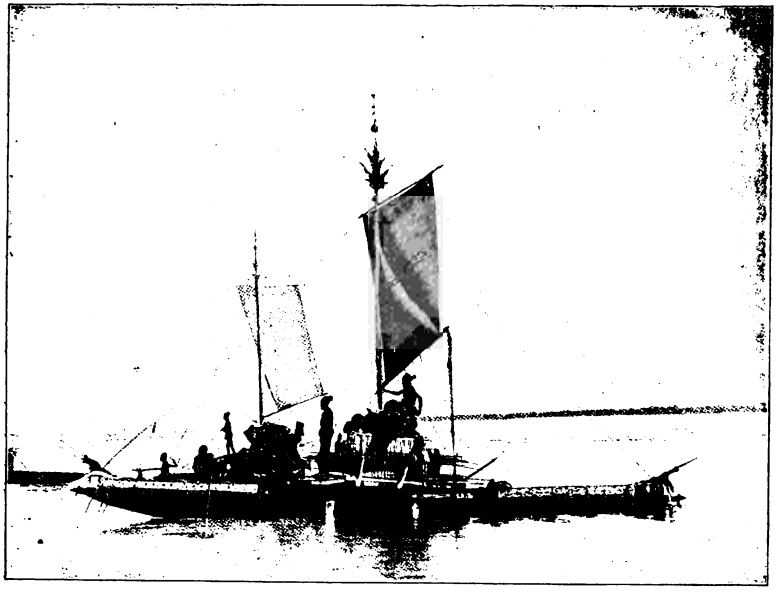
Für Teller wird hier sicher einmal ein Absatzgebiet sein, denn für diese sowie eiserne Töpfe, kleine Emaillekannen und Pfannen zeigen die Leute schon jetzt eine bedeutende Vorliebe, ob sich aber jemals die Gabel und die verschiedenen Sorten von Löffeln und Messern, Hummerhaken und sonstige Werkzeuge des verwöhnten Europäergeschmacks ein Absatzgebiet erobern werden, — ist sehr die Frage. Da es der Melanese nicht liebt, sich undefinierbare Mischgerichte von breiiger Konsistenz zu bereiten und aus diesem Grunde auch gegen die Erzeugnisse der Europäerküche einen bedeutenden Widerwillen hat, so wird er mit seinen zehn Fingern wohl auch noch weiter auskommen und wenn er soweit gebildet sein könnte, dass er Dejeuners, Diners, Soupers giebt resp. geben muss, dann dürfte es den Melanesen nur noch in der Geschichte geben.

Durch ihre z. T. kolossale Grösse auffallend und — in Anbetracht der primitiven Handwerkszeuge — hervorragend sind die kreisrunden Holzschüsseln der Admiralitäts-Inseln, die einen Durchmesser von 1 Meter und darüber haben bei einer Höhe von ca. $^1/_2$ Meter. Sie sind mit den kurzen, an der tiefsten Mitte sitzenden Füssen, und den grossen, hoch überragenden Henkeln aus einem Stück geschnitzt.

Eigenartig durch ihre Technik sind die geflochtenen und mit Harz dicht gekitteten Krüge der Admiralitätsinseln, die man auch in kleineren Dimensionen aus aufeinander gebundenen und miteinander verkitteten Kokosschalen mit reicher Ornamentik gefertigt sieht.

Bedeutendes Verständnis ist für die Nützlichkeit der Petroleumlampe vorhanden.

Wenn auch der Melanese mit seiner Zeit noch nicht so knapp ist, dass er zu den 12 Tagesstunden noch die halbe Nacht hinzunehmen muss, so ist es doch auch ihm unter Umständen ganz angenehm, sich auch dann etwas in der Umgebung orientieren zu können, wenn Mutter Sonne zur Ruhe gegangen ist. Es genügt ja dazu — wie die bisherige Praxis zeigt — ein glimmendes Holzscheit, das jederzeit zur Hand ist (das Feuer in oder bei der Hütte lässt man nicht gern ausgehen, auch wenn man schon die europäischen Streichhölzer, die an Zweifelhaftigkeit meist den Wettbewerb mit französischen Regiehölzern aushalten können, zur Verfügung hat).



Da wo der Melanese die Möglichkeit hat, jederzeit Petroleum und sonstige Zuthaten, ohne die eine gute Lampe nicht auskommen kann, zu bekommen, ist solch Ding seine ganze Seligkeit. Dass Cylinder und Glocke sehr zerbrechliche Dinger sind und nur wenige Tage halten, thut nichts zur Sache — es geht auch ohne dies ganz gut, denn ob zu dem Rauch des Feuerchens, der sich seinen Ausweg irgendwo zu suchen hat, noch etwas Lampenblak hinzukommt, ist der Nase eines Melanesen sehr gleichgültig.

Wenn in Europa die ehrwürdige Petroleumlampe durch das elektrische Licht immer weiter wird in die Rumpelkammer gedrückt sein, dürfte sich derselben hier ein neues Absatzgebiet eröffnen.

Die Ackergeräte waren gleichfalls die denkbar primitivsten, wenn auch der Plantagenbau des Melanesen etwas mehr Reichhaltigkeit in den angebauten Früchten zeigt.

Der schwierigste Teil der Plantagenarbeit ist das Freimachen des Landes von Wald und Gestrüpp und dazu hatte man — da auch hier keinerlei Metall bekannt war — nur leichte Stein- und Muschel-Beile, aber den grössten Teil der Arbeit musste das Feuer verrichten. Wurde der Boden nur etwas gelockert, um die Pflänzlinge einsetzen zu können, so genügte das — die Üppigkeit des Wachstums setzte über die Notwendigkeit einer vollkommeneren Technik hinfort. Man baute nun auf demselben Stück Land so lange hintereinander, bis man einen Minderertrag wahrnahm und zog dann auf ein neues Stück Land — Dünger kennt man nicht.

Obgleich der jetzt rege Verkehr mit dem Europäer die Eingeborenen des Bismarck-Archipels wohl in den Stand setzt, sich mit allen Handwerkszeugen für eine bessere Bodenbestellung zu versehen, so wird doch der alte Schlendrian beibehalten und nur Axt und Beil haben sich zu — jetzt allerdings schon unentbehrlichsten — Werkzeugen eingebürgert. Daneben finden noch die grossen Messer, die zu leichteren Buscharbeiten, Unkrautjäten etc. Verwendung finden, reissenden Absatz. Hacke, Spaten, Harke etc. kennen alle die beim Europäer einmal bedienstet gewesenen sehr wohl in ihrer Nützlichkeit, aber — es geht ja auch so!

Auf diese Weise bestellt der Melanese seine Jams und Taros, Bananen, Bataten, Pit, Zuckerrohr, Betelpfeffer und eine Anzahl aromatischer oder würziger Kräuter.

Auch Fruchtbäume kultiviert der Melanese noch neben Kokos- und Betel-Palme und verrät dadurch mehr wirtschaftlichen Sinn als die meisten Papuas, die die Fruchtbäume wohl kennen, aber sich darauf beschränken, sie im Walde zu schonen. Der Melanese kennt in der Hauptsache auch nur dieselben Arten von Fruchtbäumen wie der Papua — Brotfrucht, Mango, div. Nussarten und einige in Variationen auch im indischen Archipel vorkommende wohlschmeckende Fleischfrüchte.

An Haustieren sind auch im Bismarck-Archipel nur Schwein, Hund und Huhn zu finden, doch hat sich mit Schweinen und Hühnern schon durch die Beziehungen mit dem Europäer ein lebhafter Tauschhandel entwickelt, während von den Eingeborenen von Kaiser Wilhelms Land Borstentiere kaum anders abgegeben werden, als — schweren Herzens — bei Busszahlungen.

Eigenartig und jedenfalls nicht sehr nach dem Geschmack unserer Tierschutzvereine ist die Art, wie man Schweine zu Markte bringt. Man schnürt die Beine fest an den Leib und dann das ganze Tier gegen eine längs des Rückens gelegte Tragstange; zu grösserer Sicherheit — die Tiere verstehen nämlich ganz tüchtig

zu beissen — wird dann auch noch die Schnauze fest an die Stange gezogen und die Reise kann losgehen.

Am wenigsten ist wohl der Fischfang von europäischen Einflüssen berührt worden; sehen wir von unseren Angelhaken ab, an deren Stelle die Melanesen früher aber auch schon sehr gute Fischhaken aus Perlmutter oder hartem Holz hatten, so wäre eigentlich nichts, was wir den Leuten in besserer oder vollkommnerer Form liefern könnten.

Die grossen Fischreusen sind Kunstwerke der Korbflechterei in Dimensionen von 5—6 Fuss Höhe und bis zu 8 Fuss Länge. In stillen, nicht zu tiefen Buchten mit gutem Grund liegen Dutzende solcher Körbe aus, die mit langen, aus Rottan gedrehten Seilen an einem Schwimmer aus zusammengebundenen Bambusstäben befestigt sind. Als Anker dient ein aus Rottan geflochtener, rings geschlossener Korb mit Steinen.

Die Fischereigerechtsame bei uns können nicht schärfer abgegrenzt sein wie dort, und ein Eingriff in das Gebiet des Nachbarn oder gar ein Untersuchen seiner Fischkörbe würde zweifellos eine schwere Strafe nach sich ziehen. Der Fischfang auf offener, tiefer See steht dagegen jedermann frei.

Nicht weniger sauber gearbeitet als die Reusen sind die Netze, von denen man sowohl grosse Zugnetze als auch kleine Garne kennt.

Man versteht hier ebenso wie in verschiedenen Gegenden von Kaiser Wilhelms Land aus den Zweigen und Blättern verschiedener Bäume ein Betäubungsmittel herzustellen, das man in Bächen gelegentlich der oft meilenlangen Züge der kleinen Fischbrut anwendet.

Bei Ebbe werden flache Riffe oder andere seichte Stellen eifrig untersucht und dazu ist auch hier der von den Papuas her schon bekannte Fischspeer ein beliebtes Gerät.

Es ist selbstverständlich, dass die Seefischerei nicht ohne irgendwelche Fahrzeuge betrieben werden kann und so finden wir auch im Archipel allgemein den ausgehöhlten Baumstamm — das Kanoe. Im ganzen scheint unter den Papuas die Schiffahrt mehr ausgebildet zu sein, als hier in dem sonst höher stehenden Archipel, wo man das Wasser mehr als trennende denn als verbindende Kraft ansieht. Der Kanoebau beschränkt sich auf bestimmte Ortlichkeiten, von wo die fertigen Fahrzeuge als wichtigster Tauschartikel nach allen Seiten in die Nachbarschaft fortgehen. Jetzt sieht man die schlanken Dinger, die ebenfalls mit dem Ausleger versehen sind, mit ein oder mehreren europäischen Segeln in getreuer Nachahmung der dem Europäer abgesehenen einfacheren Tackelungsformen.

Herr Parkinson giebt — wohl etwas zu hoch gegriffen — den Preis eines grossen Kanoes, so wie es von den Bootsbauern verkauft wird, d. h. ohne Segel etc., auf 100 bis 150 Faden Devorra

an, das wären 200 bis 300 Mark. Zweifellos sind die Kanoes im Archipel die grössten Wertobjekte, denn während der Papua auf die Konservierung seiner Fahrzeuge recht wenig Sorgfalt verwendet, lässt ihnen der Melanese z. T. sogar mehr angedeihen als sich selbst.

Durch Schutzdächer werden sie gegen die Sonnenstrahlen geschützt, durch einen oft erneuerten Anstrich von Kalk gegen Wurmfrass gesichert u. a. m. Wird erst der Geldverkehr freier geworden sein, so dürfte das Sinnen und Trachten des Melanesen — wie wir das schon jetzt auf den englischen Salomonen haben — auf europäische Boote gerichtet sein, deren Bedienung die Leute z. T. schon meisterhaft verstehen und deren Vorteile infolge grösserer Aufnahmefähigkeit auch für die Farbigen unverkennbar sind.

Ehe ich auf Kleidung und Schmuck übergehe, sei noch ein Ding erwähnt, das zwar aus Europa stammt, aber mit dem Melanesen jetzt so eng verbunden ist, dass man sich einen solchen ohne seine Tabakspfeife kaum noch vorstellen kann. Der in dünnen langen Stangen (1 cm × $^1/_3$ cm × 15 cm) gepresste sogenannte „Tradetabak“ — meist amerikanischen Ursprungs — ist das verbreitetste Zahlungsmittel für alle kleinen und kleinsten Beträge. 23 Stangen geben ein Pfund zum reellen Wert von 70 bis 80 Pf. ab, da aber der Farbige dafür ca. 2 Mark bezahlen muss, so stellt sich eine Stange auf 10 Pf. und durch Teilung kann man daraus jeden Pfennigbetrag zurechtschneiden. Ob die Einführung dieses Tabaks gerade gesundheitlich sehr vorteilhaft war oder nicht, dürfte dem kaum zweifelhaft sein, der die tiefschwarze Farbe, das schlechte Brennvermögen des Tabaks und das fortwährende Spucken der Raucher gesehen hat. Zur Bewältigung dieses — an sich durchaus nicht schlechten — Krautes dient die kurze Thon- oder Holzpfeife, die bald im Munde in Thätigkeit, bald in der Ruhe im Armband (Oberarm), im Leibriemen oder — im durchbohrten Ohrlappen steckt.

Gar mancher Europäer hat in der häufigen Cigarrennot versucht, sich mit dem wenige Tage nach dem Auspacken schon mit einem dicken weissen Schimmel überzogenen Tradetabak anzufreunden, die meisten strecken aber bald wie ein Quintaner bedingungslos die Waffen. Der Melanese ist darin ausdauernder; zwar geht die Pfeife nach wenigen Zügen aus, aber man hat ja Streichhölzer oder es verschlägt auch nichts, wenn eine brennende Holzkohle aufgelegt und mitgeraucht wird.

Cigarren werden auch recht gern geraucht, aber das ist kein Exportartikel; allerhand böses Ungeziefer bohrt sie an und nistet sich darin ein und nur mit abgebrochenen Streichholzenden oder durch Umwickeln mit Zeitungspapier ist wieder ein leidlich rauchbarer Zustand herzustellen. Und wenn dann schliesslich die fette Made selbst zur Rauchentwickelung kommt! — Ein wahrer Hoch-

genuss, dem der Melanese mit Recht noch immer seinen Tradetabak vorzieht!

Selbst wenn man im Interesse der Leute bessere oder leichtere Tabaksorten einführen wollte, würde es an der Sache nichts ändern, — die Stange Tabak ist jetzt fester Handelsartikel, der nicht mehr zu verdrängen und nicht mehr zu entbehren ist.

Die Thonpfeifen kommen in kleinen Kisten zu 144 Stück, wohl in Häcksel verpackt oder auch einzeln in den Handel, — in letzterem Falle ist der Käufer entschieden besser daran, denn er weiss was er hat, während solche Kiste nicht selten 95% Scherben enthält.

Die Kleidung der Melanesen ist eine recht einfache! Sie bewegt sich bei den Männern zwischen einem kleinen Lendenschurz und nichts, und bei den Frauen zwischen den bekannten Grasschürzen und dem Kostüm unserer Stammmutter Eva vor Anlegung des Feigenblattes.

Am kunstvollsten unter allen Garderobenstücken sind wohl die Frauenschürzen der Admiralitätsinseln, die aus einem durchbrochenen Geflecht aus Bast, kleinen Muscheln und bunten Vogelfedern bestehen und in einer Breite von ca. 30 cm von den Hüften bis zu den Knien reichen.

Durch den Tauschhandel mit dem Europäer haben sich in der Nähe der Stationen auch schon Erzeugnisse der europäischen Konfektion eingebürgert, zum Glück jedoch so, dass ein an afrikanische Verhältnisse erinnerndes Hosen-Negertum nicht nur bisher nicht aufkommen konnte, noch auch für lange Zeit einen fruchtbaren Boden finden wird. Am verbreitetsten ist das Hüfttuch, Lavalava, aus dünnem, buntem Kattun, das auf den Stationen als allgemeine Kleidung vorgeschrieben ist und sich von da aus auch schon in den Dörfern dauernd eingebürgert hat. Zum Festhalten dient ein Lederriemen, an den man zum Unterbringen von etwas Tabak, der Pfeife und ähnlichem mit Vorliebe eine Tasche — am liebsten eine alte Militär-Patronentasche — anhängt. Will man eine wollene Schlafdecke, die sich allseitiger Beliebtheit erfreut und in den kühlen Morgenstunden auch als Umhang Verwendung findet, noch hinzunehmen, so wäre das Hauptsächliche von dem, was die europäische Industrie den Leuten an Kleidung gebracht hat, erwähnt. Es giebt ja noch einiges mehr, was man ganz gern nimmt, aber das sind mehr Luxusartikel und es ist durch die eingeführte Qualität schon dafür gesorgt, dass ihre Haltbarkeit eine eng begrenzte ist. Da sind zunächst weisse Trikothemden, die sich bei dem tadellosen Wuchs der Leute recht gut ausnehmen, solange sie heil und rein sind. Hosen tragen die Männer vereinzelt ganz gern, solange sie in der Umgebung des hosentragenden Europäers sich aufhalten — später

kommen sie sich darin doch zu behindert vor und so findet man die Unaussprechlichen in den Dörfern nur sehr selten.

Dasselbe gilt von allen möglichen Tuchjacken, — man nimmt sie, packt sie in die Kiste und holt sie nur an kühlen Morgen vor oder, um sie wieder zu verschachern.

Schuhzeug und Strümpfe finden meist nur im Scherz Beachtung; in der That passt solch europäisches oder chinesisches Fabrikat auch nur herzlich schlecht zu dem kurzen aber breitgetretenen Fuss eines Melanesen. Zudem sind die Leute mit einer so dicken Fusssohle begnadet, dass der Fuss auch unbekleidet überall hintreten kann, selbst wenn es dem Europäer im Schuh noch schmerzlich ist.

Beliebter schon ist eine Bedeckung des anderen Körperendes, — des Kopfes. Stroh- und Filzhüte, sowie abgelegte Mützen werden von Männern wie Mädchen gern genommen und mit bunten Vogelfedern geschmückt, — aber auch sie treten in den Dörfern kaum in die Erscheinung.

Obgleich es über den ganzen Bismarck-Archipel verstreut eine ganze Anzahl von Plätzen giebt, die durch eine fortgesetzte Anwerbung in ständigem Verkehr mit den Hauptniederlassungen der Europäer stehen und somit auch dauernd neue Zufuhr an den hier aufgeführten Kleidungsstücken haben oder jedenfalls haben können, scheint der Melanese doch zu konservativ veranlagt zu sein und immer noch das ihm von der Natur geschenkte Kleid mit geringen Zugaben für das geschmackvollste zu halten; jedenfalls wird ein Dorfbild auch heute noch nicht durch hässliche und schmutzige europäische Garderobe entstellt.

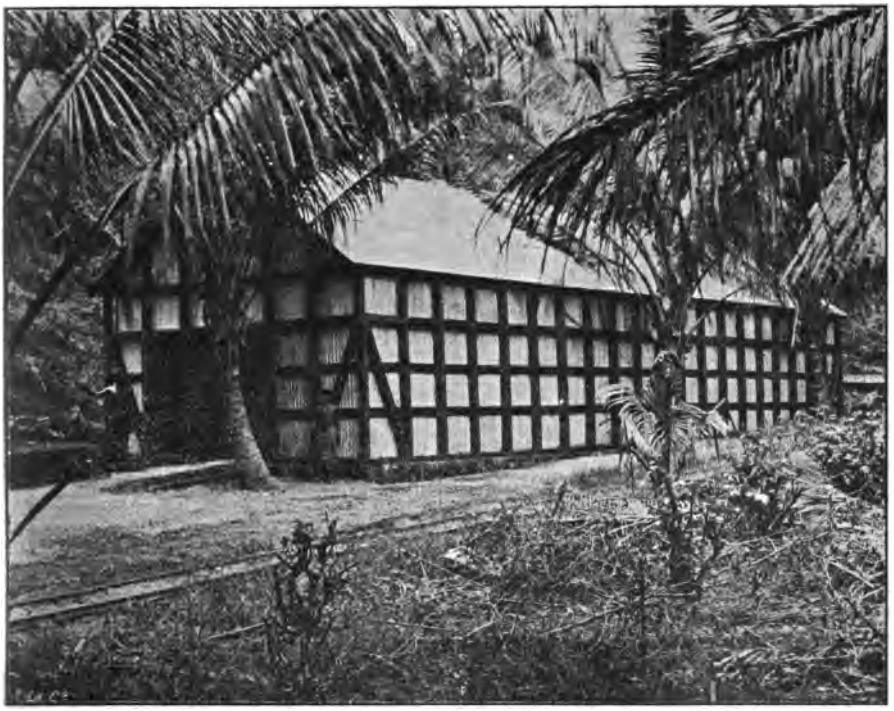
Mehr gelitten hat unter der neuen Verbindung überall der Schmuck, denn eines der billigsten und daher am ehesten eingeführten Tauschmittel waren die Glasperlen, die denn auch so ausgiebige Verwendung gefunden haben, dass man ausser den massiven Muschel-Armbändern heute kaum noch einen Originalschmuck antrifft. Kommt man an einen Platz, wo noch keine Glasperlen in den Schmuckstücken zu sehen sind, so kann man sicher sein, dass noch niemals ein Europäer dort oder in der Nähe war, denn die Glasperle folgt ihm überall hin und ist nicht wieder auszurotten.

Die häufigsten Schmuckstücke sind Halsketten und Armringe, Brustschilde, Hüftgürtel, Haarbänder. Kuskuszähne, Devarra oder Belle (kleine weisse Muschelscheiben, die auch stellenweise als Geld figurieren an Stelle des Devarra) waren ursprünglich die hauptsächlichen Zuthaten zu diesen Schmucksachen. Als Brustschilder werden grosse Muschelscheiben von 5 bis 15 cm Durchmesser getragen, die im Centrum ein kleines Loch zum Durchziehen der Halsschnur haben; durch diese Schnur wird dann noch als Auflage eine in zierlichen Mustern ausgezackte kleine Scheibe aus dünnem Schildpatt aufgeheftet. Wertvoll sind die verschiedenen Armringe

aus Muscheln, von denen man schmale, perlmutterglänzende zu mehreren — mitunter 1 Dutzend und mehr — oder auch ganz breite, starke aus einer Turbo-Muschel geschliffene in einzelnen, wertvollen Stücken sieht.

Man liebt auch hier durchbohrte Nasenscheidewände und Ohrläppchen.

Auch aus der Natur direkt weiss der Melanese seinen Schmuck zu nehmen; bunte Blumen und Blätter werden gleich bunten Vogel-



Koprahaus an der Feldbahn nach Herbertshöh (Neu-Guinea).

federn in die Haare und die Armringe gesteckt oder in einem Bündel im Rücken an der Halskette befestigt.

Ein beliebter — nur zu schnell vergänglicher — Schmuck sind grosse, lebende Schmetterlinge, die mit einer dünnen Faser am Haar festgebunden werden und nun bald die Flügel spreitend auf dem Haare aufsitzen oder nach Freiheit ringend über dem Kopfe flattern.

Als ein Schmuckstück kann man auch die sehr beliebten baumwollenen Regenschirme bezeichnen, die jedenfalls mehr zum Paradieren als zum Schutz gegen den Regen oder die Sonnenstrahlen dienen.

Ausserordentlich mannigfach sind die über den ganzen Archipel verbreiteten Tanzmasken, die z. T. ein ganz hervorragendes Talent zu Bildhauerarbeiten verraten.

Diese Schnitzwerke sind ja weitbekannt, doch macht man fast überall in Laienkreisen den Fehler, die Gazellehalbinsel für die Heimat der kunstvollsten zu halten, während dort gerade die am rohsten gefertigten zu Hause sind.

Als Schnitzwerke sind die Gazelle-Masken nicht bedeutend, — sie stehen ungefähr auf der gleichen Höhe wie die aus Kaiser Wilhelms Land bekannten, doch erhalten sie durch die Art der Bemalung eine gewisse Porträtähnlichkeit. Um das erkennen zu können, muss man einmal einen Neupommern zum Tanze bemalt gesehen haben; — mir wenigstens drängte sich beim Anblick einer solchen Maske immer eine Ähnlichkeit auf mit irgend jemand, den ich schon einmal gesehen hatte. Dasselbe ist bei den Gesichtern der Fall, die man an den Tanzstäben findet.

Als die ersten Handelsschiffe nach der Südsee kamen, wurden von Neu Pommern vielfach „Schädelmasken“ angeboten, die — im Übrigen gleich den anderen — am unteren Ende einen menschlichen Unterkiefer angekittet hatten. Man hielt sich natürlich sofort für verpflichtet, zu kombinieren und gab dann die Erklärung ab, dass diese Masken sicher zu Ahnenfesten Verwendung fänden. Diese Auffassung ist absolut haltlos, denn wenn mit der Maske irgend eine Pietät gegen einen Verstorbenen zusammenhinge, so würde man sicher nicht den Kinnladen desselben für geringen Entgelt ohne Zaudern fortgegeben haben. Ältere Leute können sich wohl noch dieser Masken, die jetzt nur noch sehr selten angeboten werden, erinnern, wissen aber von irgend welchem Ahnenkultus nichts. Dieser Kombination kann vielleicht mit einiger Aussicht auf Richtigkeit eine andere gegenübergestellt werden, die dahin geht, dass diese Tänze vielleicht mehr der Erinnerung an ein besonders opulentes Menschen-Frühstück gelten und die Kinnbacken von den dabei Aufgezehrten stammten. Vielleicht hat man sich aber auch garnichts dabei gedacht und es war nur eine augenblickliche Laune oder eine durch den Pepe-Traum erhaltene Eingabe eines guten Geistes.

Alle diese Tanzmasken werden entweder nur mit einem dünnen Faden um den Hinterkopf herum befestigt oder auch nur mit der einen Hand vor das Gesicht gehalten.

Eine vollständige Maskierung wird dagegen durch die Vermummung des Dukduk erreicht, die aus einem Umhang in der Art

unserer Krinoline seligen Angedenkens besteht, der den ganzen Oberkörper von der Achsel bis zu den Knien verhüllt. Obenauf wird dann ein hoher spitzer Aufsatz aus Baststoff gestülpt, dessen Gestalt und Verzierungen nach den verschiedenen Dukduk-Vereinigungen verschiedenartig sind.

Wunderbare Machwerke sind erst vor 4 Jahren zum ersten Male aus den noch gänzlich unbekannten, schon mehrfach erwähnten Baining-Bergen in die hiesigen Museen gelangt und erregten lebhaftes Staunen und Kopfschütteln, denn die dazu mitgesandten Schilderungen klangen ganz wundersam. Man kann diese Dinger, die unwillkürlich an einen Hammerhai erinnern, nicht gut mehr als Masken bezeichnen, denn es wird thatsächlich nichts dadurch verhüllt und die einzige Ähnlichkeit, die mit wirklichen Masken besteht, ist die Verwendung beider zum Tanz.

Der Liebenswürdigkeit des Herrn Pater Bley von der „Herz Jesu-Mission", dessen Gast für drei Tage zu sein ich die Ehre hatte, verdankte ich auch solch Bildwerk von 4 Meter Länge und $^1/_2$ Meter Stärke, ganz leicht aus Bambusstäben und Baststoff gefertigt; es war dies eine ganz kleine „Maske" — um den nun einmal auch von den Museen festgehaltenen Ausdruck beizubehalten — und es sollten Längen von 12 bis 15 Meter die häufigsten sein. Während der längste Teil des Kreuzes, der nach unten nicht unwesentlich verstärkt und abgerundet ist, ebenso wie die beiden Seitenarme geschlossen sind, war der kurze (um bei der Kreuzform zu bleiben = obere) Arm ganz unvernietet offen und die Bambusstäbe sahen daraus hervor, als ob hier noch ein Teil abgebrochen war. An dem Schnittpunkte war nur eine sehr grosse Mundöffnung, eine Art Gesicht mit Farbe aufgemalt und aus dem Munde hing eine aus Baststoff gefertigte Zunge.

Mir wurde dazu folgende Erklärung. Die Masken dienen zu besonderen, noch nicht näher ergründeten Tänzen, zu denen sich die einzelnen Tänzer durch mehrtägiges Fasten vorzubereiten haben.

Zum Tanzen selbst nimmt der Tänzer zunächst einen mehrere Fuss langen Balanzier-Stab auf den Kopf, den er mittelst zweier Schnüre in der Senkrechten hält. Dann wird ihm durch verschiedene zusammengezogene Hautfalten des Rückens ein mit Federn verzierter leichter Speer gestossen, die Maske wird mit dem Kreuzungspunkt auf den Balanzierstab gelegt, einige andere Männer halten das andere Ende mit Bambusstangen in der Wage, der Tanz beginnt und wird solange fortgesetzt, bis der Tänzer ermüdet zusammenbricht und die Maske abwirft, die dann von den Zuschauern als wertlos zerrissen wird. Was kann die Tendenz dieses für den Tänzer jedenfalls keineswegs angenehmen Tanzes sein, was stellt die Maske vor — trösten wir uns damit, dass wir vielleicht schon bald darüber aufgeklärt werden.

Ungleich kunstvoller als die Neu Pommern-Masken sind schon die von Neu Mecklenburg, die in ihrer äusseren Form unwillkürlich an einen altrömischen Raupenhelm erinnern.

In der Neuzeit haben diese Schnitzwerke bedeutend an Wert verloren, denn durch die Verwendung europäischer Kattune und Farben und die Anwendung von Stahlmessern und sonstigen vollkommenen Handwerkszeugen ist die ursprüngliche Kunst verloren gegangen. Ausser der früher aus Gräsern oder ähnlichem Material gefertigten Helmraupe sind ein stark ausgebildeter Unterkiefer, stark markierte Zahnreihen und das aus 2 farbigen Muscheldeckeln gebildete Augenpaar charakteristisch.

Die höchste Vollkommenheit kommt in den Masken und sonstigen Schnitzwerken der Gardnar- und Fischer-Inseln — (Neu Mecklenburg nördlich vorgelagert) zum Ausdruck.

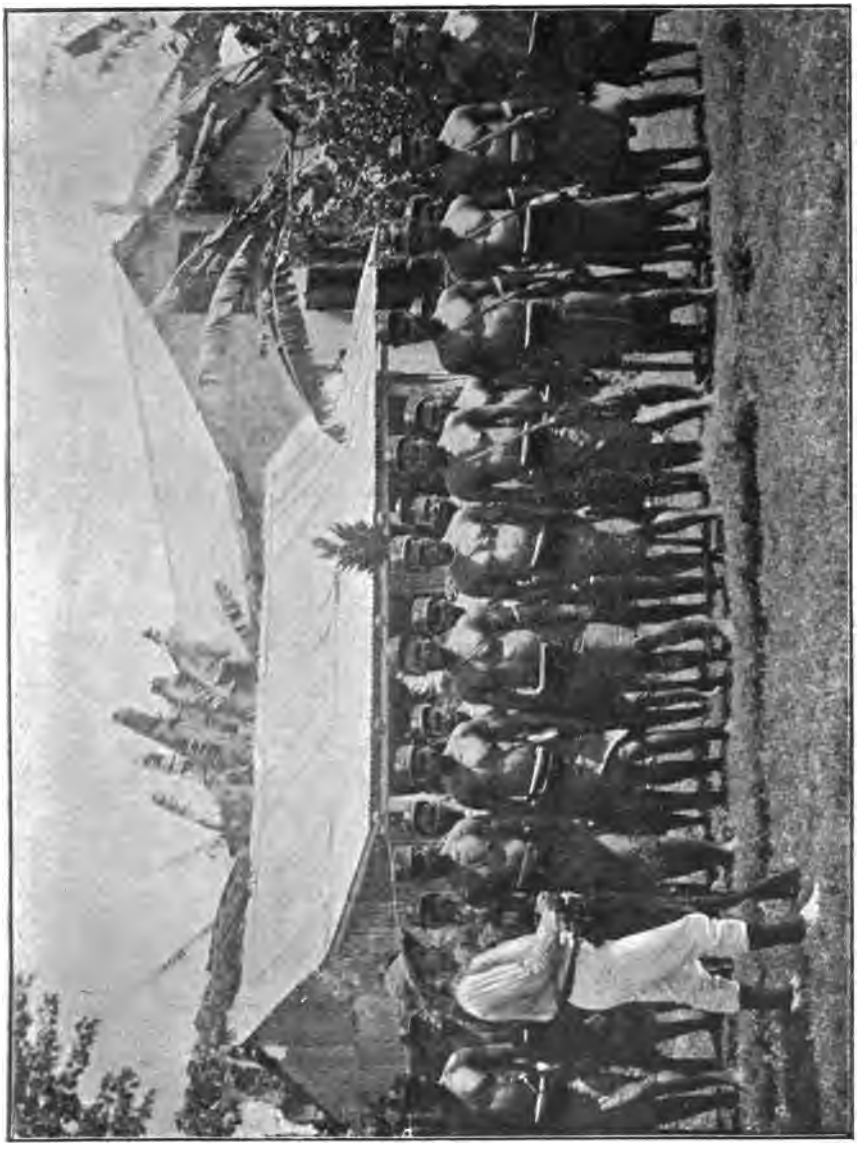
Man kann diese Masken als eine vervollkommnete Abart der vorigen bezeichnen, die durch seitlich angebrachte grosse Ansätze, wunderbar geformte Nasenansätze und ähnliche Ausgestaltungen ganz aussergewöhnliche Dimensionen erhalten haben.

Diese Masken werden zu den grossen Tanzfesten besonders angefertigt und zwar in möglichst grosser Zahl. Unter einem besonderen Dache werden sie dann zur Schau gestellt und mit anderen, in ähnlicher Weise geschnitzten Bildwerken umgeben. Dann kommt aus der ganzen Nachbarschaft alles herbeigeströmt und kann — wie man behauptet, gegen ein Entree in Muschelgeld — die Kunstwerke bewundern und an dem Tanzfest teilnehmen. Nach Beendigung des mehrere Tage währenden Festes sind die Schnitzwerke nur noch als Verkaufsobjekte von Wert.

Man kann die aufgewendete Mühe und den Grad der Geschicklichkeit erst richtig bewerten, wenn man die primitiven Werkzeuge — Stein- und Muschel-Messer — in Betracht zieht und dabei erwägt, dass mit Rücksicht auf diese Werkzeuge ein Holz gewählt wird, das an Festigkeit zwischen Hollundermark und schlechtem Pappelholze steht. Ein einziger ungeschickter Schnitt — und die ganze Herrlichkeit ist vorbei!

Das Gesagte dürfte für eine kurze Skizze, die der Umfang des Werkes nur für die einzelnen Teile der Kolonie gestattet, wohl ausreichen und von den Bewohnern des Bismarck-Archipels zur Genüge allen die Eindrücke zurücklassen, die auch der nicht forschende Reisende selbst bei längerm Verweilen an Ort und Stelle nur erhalten wird.

Verlassen wir den Archipel mit dem Wunsche, dass sich jetzt wo die Reichsverwaltung dort herrscht, bald mehr Interesse für die bisher gänzlich vernachlässigte Erforschung der zahlreichen



Schutztruppe.

Inseln geltend macht und durch Private oder das Gouvernement die Kenntnis von Land und Leuten bald so gefördert sein wird, dass etwas reichlicheres Material zu einer umfassenderen Schilderung zur Verfügung steht.

Die Salomons-Insulaner in Sitten und Gewohnheiten.

Wir kommen nunmehr zu der letzten Gruppe von Eingeborenen des Deutschen Neu Guinea-Gebietes, den Salomons-Insulaner.

Wir nennen jetzt ja nur noch einige der ursprünglich deutschen Inseln unser, nachdem die Erwerbung Samoas hier zu einer Kompensation der englischen Ansprüche führte — das Nähere darüber ist schon Eingangs gesagt worden.

Über keinen Südseestamm sind die Ansichten der dort ansässigen Europäer so geteilt wie über die Buka-Leute, wie man nach der für die Anwerbung ergiebigsten Insel der Gruppe kurzer Hand sämtliche Bewohner des Salomon-Archipels nennt.

Die einen sind begeisterte Anhänger der Leute und ziehen sie zu allen Vertrauensposten den Neu Pommern und Neu Mecklenburgern vor, die Anderen misstrauen ihnen wieder in demselben Masse und halten sie für die unzuverlässigsten und wildesten Gesellen der ganzen Südsee.

Jedenfalls blenden die Leute durch ihre äussere Erscheinung; stattliche z. T. sogar grosse, kräftige Erscheinungen von schlankem — manchmal etwas zu schlankem — Wuchs, von tiefschwarzer Hautfarbe, mit hübschen, etwas zu ernsten Gesichtern.

Als man im Anfange der deutschen Herrschaft kleine Polizeikommandos zusammenstellen musste, liess man sich durch die äusseren Vorzüge der Leute verleiten und nahm den grössten Teil aus den Salomons-Insulanern, — das hat sich später bitter gerächt. Nachdem sich zwei derselben Jahre hindurch in der Schutztruppe (15 Mann) von Kaiser Wilhelms Land vorzüglich geführt hatten, wurden sie zuerst zu meuterischen Mördern an Otto E. Ehlers und seinem Begleiter — ihrem Vorgesetzten — dem Polizeiunteroffizier Piering. Später — als diese Thaten ihre Sühne finden sollten — verübten sie dasselbe Verbrechen an dem stellvertretenden Landeshauptmann Curt von Hagen.

Diese Unthaten haben die allgemeinen Ansichten mit einem Ruck sehr zu Ungunsten der Salomonen verschoben und nur ein kleiner Teil der im Archipel alteingesessenen Europäer hält noch ihre

Fahne hoch. Die Zeit wird es lehren, wer Recht hat; eine katholische Mission hat — nachdem sie Ende der 60er Jahre ihre Thätigkeit nach kurzer Zeit wegen der feindlichen Haltung der Eingeborenen einstellen musste — die Arbeit wieder aufgenommen und ihr werden hoffentlich bald wirtschaftliche Unternehmungen folgen.

Ein Hauptzug scheint durch den Charakter der Leute sich hinzuziehen, — sie lassen sich durchaus nicht vom Europäertum imponieren, frei und ungeknechtet wollen sie auch dann leben, wenn sie im Dienst des Europäers stehen. Wer das zeitig genug erkennt, wird brauchbare und zuverlässige Leute haben, wer dagegen auch unter ihnen mit dem Rohrstock wirtschaften will, kann gewärtig sein, dass er bald einmal an den falschen kommt und in gleicher Münze heimgezahlt wird.

Als ich mir für die letzte Expedition die Mannschaft zusammensuchte, — war Polen in grosser Not, denn niemand wollte Leute disponibel haben. Da offerierte mir Herr Dr. Hahl — ich bin ihm noch heute dafür dankbar — das Herbertshöher Gefängnis mit 15 Insassen. Unter diesen war auch ein Buka, der seinen Kapitain über Bord zu werfen versucht hatte, — weder ich noch Dr. Hahl hatten irgendwelche Bedenken gegen die Mitnahme dieses mit 3 Jahren Gefängnis bestraften Mannes.

Weiter ging es nun in Wirklichkeit Niemand etwas an, denn der Mann war auch einverstanden, aber die Regierung in Stephansort, die aus so vielen Köpfen bestand, als Europäer jeden Grades dort waren, steckte die Köpfe zusammen und kam zu dem Entschluss, dass man eine zu grosse Verantwortung auf sich nehme, wenn man nicht gegen die Beteiligung dieses Manues opponiere — es könne doch allerlei vorkommen etc.

Ich hätte gewünscht, man hätte gegen die Beteiligung diverser Europäer ebenso opponiert, dann wäre mir viel Ärger erspart worden, so aber war dieser Mann und seine Mitgefangenen — die natürlich sämtlich bei mir blieben — die Lichtblicke während der ganzen Monate und gern hätte ich meine sämtlichen kaukasischen Begleiter Kopf gegen Kopf für solche eingetauscht.

Der Mann fühlte niemals, dass er sich noch in einem Zwangsverhältnis befand, — er war frei, durfte als Mensch leben, war nicht Maschine, sondern durfte denken und er war Wachs in meinen Händen.

Auch die Fälle Ranga und Opiha (Ehlersschen Mörder), die an dem augenblicklichen Misskredit die Schuld tragen, müssen milder beurteilt werden und nötigen uns jedenfalls in ihrer späteren Phase Hochachtung ab.

Piering hatte bei aller sonstigen vorzüglichen Behandlung seiner Soldaten gegen Ranga einmal einen schweren Missgriff

begangen — cherchez la femme, — hätte er sich daran erinnert und Ranga unter irgend einem Vorwande in Friedrich Wilhelms Hafen gelassen, so wäre wahrscheinlich der erste Akt nicht in Scene gegangen.

Piering sollte sterben — die Gelegenheit zur Rache war zu günstig — und das konnte nur geschehen, wenn gleichzeitig auch der andere Europäer zu ewigem Schweigen verurteilt wurde.

Auch bei uns zieht fast stets das eine Verbrechen das andere nach sich; hier war diese Logik um so entschuldbarer, da Ehlers als Entrepreneur der Expedition die Schuld trug an all den vielen Leiden und Entbehrungen, die den Tod so mancher Landsleute gezeitigt hatten.

Monate waren vergangen, da kommt die That ans Licht und nun kommen auch die anderen noch überlebenden Mitglieder der Ehlerschen Expedition, die solange unter dem Banne eines einst in der Not gegebenen Versprechens zu tiefstem Stillschweigen gestanden hatten, mit den Details heraus, — das Spiel war verloren!

Die unausbleibliche Execution musste hinausgeschoben werden bis zum Eintreffen des Richters aus dem Bismarck-Archipel, — es sollte alles formell zugehen, um keinerlei Gelegenheit zu kolonialfeindlichen Ausfällen à la Peters zu geben.

Noch einmal gelingt es den Leuten, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, — wahrscheinlich durch Helfershelfer kommen sie frei und stehen nun zu zweien gegen Europäer, Melanesen, Chinesen, Malayen und Eingeborene, zusammen Tausende von Menschen, unter denen vielleicht einige ihnen im Stillen befreundete, mehr vielleicht den Europäern schlecht gesinnte waren.

Es beginnt nun für die beiden ein Leben, würdig eines gehetzten Briganten der Abruzzen.

In der richtigen Erkenntnis, dass das erste Trachten der Leute sich auf Schusswaffen und Munition richten wird, giebt Hagen den Befehl zur Einziehung aller in Händen von Nicht-Europäern befindlichen Schusswaffen. Auch ein etwas isolierter chinesischer Fischer soll aus diesem Grunde an die nächste Station herangezogen werden, — der betreffende Beamte vergisst das und am nächsten Morgen ist der Chinese erschlagen, Gewehr und Munition in Händen der beiden Mörder. Nur einmal wird von der Waffe Gebrauch gemacht, — gegen Curt von Hagen, den einzigen Mann, den die Leute mit Recht fürchteten, denn nur er war damals in ganz Kaiser Wilhelms Land im Stande, die verschiedenen Elemente zu gemeinsamem Vorgehen zusammen zu reissen.

Im Laufe der Jahre bei der Polizeitruppe vorzüglich ausgebildet, trifft der Schuss den edelsten Körperteil und indem Hagen zusammenbricht, entkommen die Attentäter 25 Schritt vor der Front einer aus 3 Europäern und 30 Mann bestehenden Truppe.

Das ganze Schutzgebiet zittert vor 2 Mann; die Eingeborenen geben ihnen aus Furcht Unterkunft, die Farbigen der Stationen wagen nicht, den des Nachts plötzlich Erscheinenden zu Leibe zu gehen, sondern geben ihnen noch Speise und sonstiges, und die Europäer — erzählen sich beim Glase Bier Heldenthaten, gehen über vor Mut und harren mit Entsetzen des Augenblicks, wo die liebe Sonne wieder die fürchterliche Nacht vertreibt.

Zufällig kommt S. M. S. „Falcke“ und fast gleichzeitig ein durchpassierender französischer Kreuzer, dessen angebotene Hülfe jedoch mit Dank abgelehnt wurde. Einige vom „Falcken“ in der ungefähr bekannten Richtung eines Dorfes, das die Schuldigen beherbergen sollte, abgegebene Granaten, die zwar nicht getroffen, aber doch in der Umgebung mächtig herumgewühlt hatten, brachten die Eingeborenen zu der Überzeugung, dass es doch vielleicht besser sei, die Banditen sich vom Halse zu schaffen und auf Seite der Europäer zu treten. Noch traute man sich nicht heran, aber bald fand sich eine Gelegenheit, als die beiden Bukas einen angeschwollenen Fluss passierend wehrlos bis an die Arme in Wasser gegen die Strömung anarbeiteten. Von beiden Seiten fliegen die Speere, — aber keiner trifft, und schon fangen die Angreifer im Glauben an die Unverwundbarkeit der beiden, an zu wanken, da trifft noch ein Speer und nun war das Schicksal schnell entschieden.

In Stephansort war eitel Jubel und Freude, man liess die Köpfe der Erschlagenen holen und ein Herr, der durch seine Nachlässigkeit die ganze Tragik des Zwischenfalles verschuldet hatte, — er bildete sich ausserdem noch ein, dass die zweite Kugel ihm bestimmt gewesen sei, was ihn zu grösster „Vorsicht“ veranlasste — nahm den einen Schädel mit allen möglichen kindlichen Dedicationen versehen als Siegestrophäe (wofür??) mit in die Heimat.

Wenn man diese Geschichte verfolgt, so beschleichen einen zweierlei Gefühle; das eine — mag hier lieber unerwähnt bleiben, das andere ist trotz aller Scheusslichkeit des Verbrechens eine unbedingte Hochachtung vor den beiden Bukas. Da es unter den Salomons-Insulanern solcher Kerle eine ganze Menge giebt, so muss aus ihnen entschieden etwas zu entwickeln sein.

Jedes Tier setzt sich zur Wehr, wenn es über die Maassen getreten wird; zu verachten und dem Untergange preisgegeben ist der Mensch, der sich ohne Wehr zum Tiere degradieren lässt, der sich von anderen ausnutzen lässt, ohne jemals selbst sein Haupt frei zu erheben.

So muss man auch die nicht gerade vereinzelten Mordthaten auf den Salomons-Inseln etwas durch das Perspektiv der Vorgeschichte betrachten, — fast immer wird man eine erste Veranlassung dazu auf seiten des Europäers finden. Die Leute gehen auch nicht blindlings vor und sind etwa gegen alles feindlich, was Europäer

ist; erst kürzlich wurde der Schooner einer Firma überfallen, die Besatzung niedergemacht und das Schiff auf den Strand gesetzt, aber schon nach wenigen Wochen fand ein anderer Schooner einer anderen Firma — die Abzeichen derselben sind ziemlich genau bekannt — an demselben Platze freundlichste Aufnahme und konnte von dem gestrandeten Schiffe ruhig bergen, was noch mitzunehmen war.

An manchen Plätzen sitzen Händler schon seit Jahren in bester Freundschaft, an anderen wieder kann keiner heimisch werden, — das liegt wohl lediglich an den Händlern.

Sollen die Salomonen wirtschaftlich in Angriff genommen werden, so wird es dort allerdings mehr als auf allen anderen Inselgruppen der Südsee geboten sein, in der Wahl der Beauftragten vorsichtig sein; wie eine ungeeignete Persönlichkeit leicht in kurzer Zeit unheilbare Risse verursachen kann, die vielleicht die Arbeit dauernd gefährden, so kann wahrscheinlich der richtige Mann mit leichter Mühe die Maschine in Gang bringen.

Den günstigsten Moment dazu haben wir vielleicht schon verpasst, denn einer der einflussreichsten Häuptlinge und ein eifriger Anhänger der Europäer, der alte Gorai von den Shortland-Inseln, der von sich immer sagte: „Ich habe zwar eine schwarze Haut, aber mein Herz ist weiss," ist seit einigen Jahren tot und die Stimmung für den Europäer hat seitdem bedeutend nachgelassen.

Ribbe schildert die Salomons-Insulaner noch uneingeschränkt als böse Menschenfresser und Kopfjäger, — auf der einen Insel mehr, auf der anderen weniger. Parkinson dagegen, der zwar nur vorübergehend mehrere Male auf den Salomonen selbst war, aber beinahe 20 Jahre mit Eingeborenen von dort gearbeitet hat, schränkt dieses Urteil sehr ein.

Er führt eine Reihe spezialisierter Fälle auf, in denen einzelne Salomon-Stämme sich als nichts weniger wie grausame, unzugängliche Wilde gezeigt haben, sondern im Gegenteil sich hülfreich wehrloser Verschlagener angenommen und diese sogar in die eigene Dorfgemeinde als freie Glieder aufgenommen haben.

Der böse Ruf beruht zum grossen Teil vielleicht auch auf den zerfahrenen politischen Verhältnissen.

Jedes Dorf hat einen Häuptling, doch schliessen sich durch Übereinkunft oder auch — wie es beim alten Gorai der Fall gewesen sein soll — der kräftigeren Faust gehorchend mehrere benachbarte Dorfschaften zusammen zu einem Schutz- und Trutz-Bündnis. Zwischen solchen politischen Gruppen herrscht allerdings ein fortwährender Streit.

Finden wir das nicht auch in einer geschichtlich noch nicht weit hinter uns liegenden Zeit bei uns in vollster Blüte? Allerdings

haben unsere mit dem Glorienscheine geschichtlicher Poesie umgebenen Vorfahren ihre erschlagenen Gegner nicht aufgespeist, — aber der anderen Greuelthaten sind Legion.

Nach Parkinson giebt es zwei Zonen; in der einen wird Menschenfresserei offen betrieben, in der anderen dagegen kommt sie heute — vielleicht durch die Einflüsse des Gorai, der dem Menschenfleisch durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte — auch nicht einmal ausnahmsweise vor.

Die Grenze soll ungefähr eine Linie von Kaiserin Augusta-Bucht in nord-westlicher Richtung quer durch die Insel bilden; nördlich davon sind untrügliche Anzeichen für die Anthropophagie vorhanden, südlich fehlen sie gänzlich.

So würde sich, da auf Choiseul, Ysabel und namentlich Wella Lavella die Unsitte noch zu hause ist, eine menschlichere Enklave gebildet haben und dieses wundersame Faktum ist zweifellos eine durch einen starken Willen eines Einzelnen erreichte Ausnahme; Gorai ist tot und so ist es nicht ausgeschlossen, dass sich heute vielleicht schon wieder in seinem Distrikte Spuren der Menschenfresserei finden liessen.

Wie sehr der alte Herr auf Seiten des weissen Mannes stand, geht am besten daraus hervor, dass er einst einem gestrandeten Schooner zur Hülfe eilte und den nichts Gutes planenden Eingeborenen erklärte, dass er unter allen Umständen mit seinem Anhange das Schiff schützen würde, wodurch er erreichte, dass dasselbe mit vereinten Kräften wieder flott gemacht werden konnte.

Der Kanibalismus spielt sich nicht als eine allgemeine Schlemmerei mit obligaten Volksbelustigungen, an denen Jung und Alt teilnehmen kann, ab, sondern unter gewissen mehr oder weniger heimlichen Ceremonien.

Die Aufteilung des Leichnams findet auf einem bestimmten, abseits gelegenen Platze statt, dessen Betreten Weibern und Kindern streng untersagt ist. Diese sind jedoch nicht von dem Genusse des Fleisches ausgeschlossen, sondern bekommen ihre Stücke zugesandt, die sie dann — ebenso wie die Männer — nach persönlichem Geschmack kochen oder rösten.

Niemals werden Genossen des eigenen Stammes, die vielleicht anlässlich eines Zwistes erschlagen wurden, verspeist, sondern nur Feinde und da auch auf den Salomonen die Blutrache herrscht, so ist dadurch schon der permanente casus belli gegeben.

In vereinzelten Fällen soll der Kanibalismus zur Leidenschaft ausarten, wie es andrerseits auch einzelne Leute giebt, die das Ceremoniell wohl mitmachen, aber selbst keinen Bissen essen; Parkinson meint, dass die Unsitten deshalb hauptsächlich bestehen, weil man dem feindlichen Stamm eine Erniedrigung bereiten wolle,

— somit das Verspeisen eines Menschen ein Zeichen der Verachtung für dessen Stammesgenossen sei.

Nicht alle erschlagenen Feinde werden verspeist, — das könnte unter Umständen doch über die Leistungsfähigkeit der Mägen gehen, dann holt man aber — z. B. bei den Bergvölkern ist dies der Fall — die Toten in das Dorf und hängt sie einige Tage in der Nähe des Versammlungshauses auf, nimmt dann die Köpfe ab, reinigt dieselben zur dauernden Aufbewahrung, und verscharrt den übrigen Körper. So sind die vielen Schädel in den Tabuhäusern, aus denen Ribbe auf eine Ahnenkultur schliessen wollte, nur Kriegstrophäen.

Wenn es auch „vom verkehrtem Ende angefangen" heisst, wenn man zuerst von dem Tode und allem, was damit zusammenhängt, redet, so mögen hier doch gleich einige Bemerkungen darüber folgen, nachdem die für die weitesten Kreise zweifellos interressanteste Unsitte der Menschenfresserei dazu geführt hat.

Im Süden Bougainvilles und auf den Shortland-Inseln giebt es — namentlich für die reicheren und vornehmeren Leute — eine Feuerbestattung, sonst werden die Verstorbenen entweder verscharrt oder in das Meer versenkt.

Der Tod eines Dorfgenossen giebt — wie das bei den meisten Naturvölkern und mit einigen Überbleibseln der früheren Unsitte auch noch bei uns auf dem platten Lande der Fall ist — natürlich auch hier Veranlassung zu Schmausereien und — Tänzen.

Um Johann Strauss trauerte man ja auch wochenlang in der Art, dass man seine lustigen Operetten zur Erheiterung des Publikums gab. Zweifellos stehen die Totentänze, an denen sich wohl auch — ländlich, sittlich — die nächsten Leidtragenden beteiligen werden, in ihrer Tendenz in irgend welchen Verbindungen mit dem Toten oder dienen wohl auch der Vertreibung böser Geister, wie dies auch die lauten Totenklagen wohl bezwecken sollen.

Als Zeichen äusserer Trauer legen die Frauen auf Gesicht und obere Brust einen Teig aus weisser Erde und Zuckerrohrsaft auf, der so lange darauf bleibt — über eine zeitweilige Erneuerung wird nichts gesagt — bis nach einigen Wochen durch einen abermaligen Schmaus die Trauerzeit offiziell beendet wird.

Bei den Schmausereien wird die Tafel so reich wie möglich besetzt. Der Sohn darf nicht dabei erscheinen.

Die Verbrennung findet im Dorfe selbst auf einem Scheiterhaufen statt, den man an den vier Ecken mit roh geschnitzten Pfeilern flankiert. Die Verbrennung ist nie eine vollständige und so sammelt man die irdischen Reste, bewahrt sie mehrere Tage in der Hütte des Verstorbenen auf und begräbt sie dann in zwei sich gegenseitig verschliessenden Töpfen in einer zwischen den vier Pfeilern des Scheiterhaufens gegrabenen Grube. Früher allgemeiner,

jetzt auch noch hier und da ist es üblich, beim Tode vornehmerer Männer einen Sklaven zu töten, der jedoch nicht verzehrt wird, sondern an Ort und Stelle liegen bleibt, bis irgend ein Freund sich des Leichnams zu ehrenvoller Bestattung annimmt. Als der alte Philanthrop Gorai „zu sterben ging," befahl er ausdrücklich, an seinem Grabe keinen Sklaven zu töten in der richtigen Erkenntnis, dass er selbst davon nichts habe und jenem die Prozedur unangenehm sein müsse. Man sieht, unsere Salomons-Insulaner sind garnicht so schlechte Kerle und es giebt auch unter ihrer „pechkohl-raben-schwarzen" Haut mitunter ein warm fühlendes Herz.

Auch die ominöse Sklaverei ist nicht so auf der Tagesordnung, als man meinen sollte.

Im Allgemeinen steht der Salomons-Insulaner auf dem Standpunkte unserer Deutsch-Chinesischen friedlichen Mobilmachung: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht!" — er schlägt kurzer Hand alles tot in der zweifellos richtigen Überzeugung, dass man sich mit einem Toten nicht öfter plagen muss, es sei denn, er wäre sehr zähe. Da man über die Absichten eines plötzlich auf der Bildfläche erscheinenden Fremden nie Bestimmtes wissen kann und wohl — namentlich wo es sich um Weisse handelte — selten etwas Gutes dabei herausgekommen ist, hält man auch diesen gegenüber obige Praxis für die bequemste, denn wie die gegenteiligen Beispiele vermuten lassen, ist das kategorische Verfahren weniger auf Blutdurst als wohl auf Staatsraison zurückzuführen. Wo und wann Sklaven gemacht werden oder Leichen, kann ich nicht sagen, doch richtet sich das Verhalten vielleicht nach dem Gegner, wie ja z. B. auf der Gazellenhalbinsel fast nur die Baining-Leute zu Sklaven gemacht werden.

Man fabelt dort auf den Inseln von Zwergvölkern, die im Innern hausen sollen und, wenn auch Parkinson davon schreibt, dass die Leute des Innern z. T. ganz auffallend zu der Grösse der Küstenbewohner kontrastieren, so ist doch auch er der Ansicht, dass diese Zwerge legendenhafte Gebilde sind, wie auf der Gazelle-Halbinsel und am Huon-Golf die Menschen mit Schwänzen, die in gänzlicher Ermangelung von Affen zweifellos nicht da sind.

Wenn die Leute schon vor alten Zeiten einmal ein altes verschrumpeltes Bauernmütterchen mit recht gesunder Gesichtsfarbe und weisser Haubenkrause gesehen hätten, so könnte man annehmen, dass der daran erinnernde Kuskus die Ursache der Legende sei, doch ist dieser auch allgemein an der Küste bekannt.

Die Salomons-Leute lieben eine Tätovierung in Bändern aus parallel gestellten feinen Linien. Es sind das lediglich Einschnitte ohne Färbung, — also Narbenzeichnungen. Damit werden Gesicht, Brust und Schulterblätter geziert.

Eine recht sonderbare Einteilung besteht unter den Salomonen, von der man anfänglich meinen könnte, dass sie sich zur Vermeidung der Inzucht und ihrer nachteiligen Folgen langsam herausgebildet habe, doch wird diese Annahme bei näherer Betrachtung ganz hinfällig und damit wird eine Erklärung des Zweckes vorläufig unmöglich.

Die ganze Bevölkerung eines Distriktes teilt sich in zwei oder mehrere grosse Klassen, — z. B. die auf Buka in zwei, die als Abzeichen das Huhn und den Fregattvogel haben. Da diese Zeichen nicht sichtbar getragen werden, so wird die Zugehörigkeit eines Glieds zu der einen oder anderen Klasse wohl nur im Gedächtnis aufbewahrt und überliefert.

Bei Heiraten spielt diese Einteilung die bisher wichtigste Rolle, — es dürfen sich niemals Leute desselben Zeichens heiraten.

Da nun aber für die Kinder das Zeichen der Mutter gilt, so ist es möglich — und thatsächlich kommt es vor — dass der Vater seine eigene Tochter heiraten kann.

Leute desselben Zeichens sehen sich als Verwandte an und gewähren sich gegenseitige Gastfreundschaft.

Auf Buka und im Norden Bougainvilles werden Weiber auch zwecks Heirat geraubt, doch findet eine Verbindung auch dann nur statt, wenn das Stammeszeichen sie zulässt; andernfalls verkauft der Gewinner das Mädchen an einen Liebhaber vom anderen Abzeichen.

Im Allgemeinen wird die Frau gekauft und zwar mit Muschelgeld, von dem es auf den Salomonen 3 Sorten giebt, ein weisses, ein rotes und ein von den Shortland-Inseln stammendes minderwertigeres, das namentlich zum Verkehr mit den Bergbewohnern dient. Die Unterschiede sind so, dass eine Frau auf den Inseln der Bougainville-Strasse ein bis zwei Klafter rotes oder fünf bis zehn Klafter weisses Muschelgeld oder zwanzig bis dreissig Klafter von der dritten Sorte kostet. Daneben kommt stellenweise noch ein Zahngeld vor, das im Wert auf der Mitte zwischen dem roten und dem weissen Muschelgelde steht.

Das Hochzeitszeremoniell ist — soviel man bisher davon weiss — im allgemeinen ziemlich einfach und besteht in einer Erlegung des Kaufpreises und einem Austausch von Geschenken in zubereiteten Speisen. Verheiratet ein mächtiger Häuptling seine Tochter, so finden grössere Festlichkeiten statt und die Dorfgenossen führen dann Tänze auf, bei denen besonders dazu hergestellte Keulen geschwungen werden. Man wird bei dieser Schilderung unwillkürlich an den bei uns noch bis in die Neuzeit hinein üblichen Fackeltanz bei Hofe erinnert.

Der Vielweiberei sind keinerlei Grenzen gezogen; der alte Gorai soll 50 Frauen besessen haben. Das Vergnügen ist auf den Salomonen nicht so kostspielig, wie in Europa und obgleich die

Frauen völlige Bewegungsfreiheit haben, wird der häusliche Friede doch in keiner Weise durch Kabalen gestört.

Von den Häuptlingsfrauen ist eine die bevorzugte und nur unter deren Kindern erbt die Häuptlingswürde fort.

Wird eine Frau Witwe, so geht sie in manchen Distrikten zu ihren Angehörigen zurück, in anderen bleibt sie jedoch in der Dorfschaft ihres Mannes und wird vielfach von ihrem Schwager geheiratet; hat dieser keine Neigung oder muss er wegen Überlastung seines Etats dankend ablehnen, so kann die Frau auch einen anderen heiraten, doch hat dieser dann dem Schwager den Kaufpreis zu erstatten.

Männliche Sklaven müssen auf das Glück der Ehe verzichten.

Die Stellung der Frau ist eine gute, zwar muss sie auch Plantagenarbeiten verrichten, aber es hilft ihr darin auch der Mann. Auch ihr Einfluss im sonstigen politischen Leben ist nicht gering und häufig soll man durch Geschenke an die Frauen schneller sein Ziel bei allen möglichen verwickelten Geschäften erreichen, als wenn man den Männern selbst Geschenke reicht.

Namentlich innerhalb der Häuser, die von keinem anderen Stammesgenossen ausser vielleicht anderen Frauen betreten werden dürfen, sollen die Männer zum gehorsamen Spielzeug der Launen ihrer Frauen resp. ihrer Hauptfrau werden. Die bevorzugte Frau eines Häuptlings verrichtet selten selbst eine Arbeit, sondern hält das Kommando über die anderen und weiss immer einige zu persönlichen Dienstleistungen um sich zu behalten.

Den Bewohnern der deutschen Salomonen rühmt Parkinson einen guten, moralischen Lebenswandel nach ganz im Gegensatz zu den südlichen Inseln englischer Flagge.

Selbstredend ist das kein Verdienst unserer Verwaltung und unseres Auftretens, sondern diese Zustände waren schon vor uns und den Engländern vorhanden.

Bezeichnend ist es schon, dass wohl hunderte und tausende von Männern im Laufe der Jahre angeworben werden konnten, dass aber trotz aller Versuche — das Vorhandensein von Frauen desselben Stammes giebt dem Arbeiterstande auf den Pflanzungen mehr Stabilität — noch nicht ein einziges weibliches Wesen von den Salomons-Inseln angeworben werden konnte.

Die Männer scheinen nicht frei von Eifersucht oder Misstrauen zu sein, denn wenn es auf Kriegszüge geht, so bleiben zur Aufsicht über die Frauen einige nicht mehr recht felddienstfähige Männer zurück und diese, die doch in kritischen Momenten wahrlich keinen wirklichen Schutz gewähren können, müssen auch die Frauen begleiten, wenn sie zu Markte ziehen.

Was die Salomons-Inseln ausserordentlich günstig von anderen Gruppen der Südsee unterscheidet, ist der reiche Kindersegen;

obgleich mit einem Neugeborenen auch hier mancherlei harte Verpflichtungen verbunden sind, halten es die Mütter doch nicht für unbequem, mehr als 2 oder 3 Kinder aufzuziehen und so ist Kindesmord und künstlicher Abortus hier wohl auch bekannt, aber nicht so beliebt, wie anderswo. Die härteste Unsitte ist wohl die, dass in manchen Distrikten Mutter und Kind in der Hütte bleiben müssen, bis das Kind in einem Alter von $1^1/_2$ bis 2 Jahren bei festlichem Schmause an die Öffentlichkeit kommt und von da an völlige Bewegungsfreiheit behält.

Ob sich aber trotz dieser günstigen Momente auch nach gänzlicher Beilegung der Fehden die Bevölkerungszahlen heben werden, ist bei der starken Ausfuhr von Arbeitern sehr zweifelhaft. Augenblicklich hat man infolge der Zwischenfälle Ranga-Opritra von einer Zufuhr von Salomons-Insulanern nach Kaiser Wilhelms Land ganz Abstand genommen und es wäre dringend zu wünschen, wenn das so bliebe, denn die Leute, die noch im Archipel ganz günstige Lebensbedingungen vorzufinden scheinen, sind dem Klima von Kaiser Wilhelms Land beinahe ebenso wenig gewachsen, wie der Europäer und unter einer ausserdem noch vielfach falschen Behandlung zeigen die Leute dort so starke Gemütsdepressionen, dass meist nur wenige ihre Heimat wiedersehen. Das sicherste Mittel zur Konservierung der Stämme wäre es jedenfalls, wenn man in ihrem Lande wirtschaftliche Unternehmungen aufmachte und so die vielen Arbeitskräfte an Ort und Stelle nutzbar machte.

Man muss es doch als einen bedauerlichen Irrtum bezeichnen, wenn der verstorbene Landeshauptmann Schmiele sein Urteil dahin abgab, dass für Plantagenbau auf den Salomons-Inseln wenig Platz sein werde, weil das Land selbst sehr stark bevölkert sei. Allerdings haben ja die ganzen Unternehmungen der Neu Guinea Compagnie immer das Bestreben gehabt, sich dahin zu setzen, wo es um Gotteswillen keine Arbeiter gab, anstatt — so wäre es wenigstens logisch — sich in den dichtesten Haufen hineinzusetzen. So dicht bevölkerte Gegenden giebt es in der Südsee nirgends, dass nicht noch der Europäer Platz fände. Sind keine grossen Unternehmungen möglich, so erreicht man wahrscheinlich noch besser den Zweck mit mehreren kleinen.

Im Allgemeinen präsentiert sich der Salomon-Insulaner als kein sehr aufgeweckter Kopf, er scheint sich schwerer in neue Verhältnisse hineinzufinden und braucht länger, um sich in das Wesen einer neuen Sache hineinzudenken, doch sind das Beobachtungen, die an Leuten gemacht wurden, die aus einer freien, ungebundenen Umgebung plötzlich und unvermittelt in eine willenlose Zwangslage hineingekommen waren. Wahrscheinlich würden an Ort und Stelle auch in dieser Hinsicht günstigere Erfahrungen gemacht werden.

So wie die Leute auf den Plantagen in Kaiser Wilhelms Land gehalten wurden, ist es kein Wunder, dass sie den Meisten als böswillige, unzugängliche, mürrische Gesellen erscheinen.

Dazu kommt, dass die Leute sich ungemein gehen lassen, sobald sie sich körperlich nicht wohl befinden; sie werden am Körper wie in ihrer Umgebung dann recht unsauber und widerlich, das sonst tiefe Schwarz der Haut bekommt ein aschgraues Aussehen. Mancher Europäer lässt sich durch die äussere Gestalt beeinflussen — die einen nach der guten, die anderen nach der schlechten Seite — und auch ich muss bekennen, dass mir von allen meinen Arbeitern — bis auf wenigen Ausnahmen — nur die Salomons-Insulaner direkt unsympatisch waren. Wo es sich jedoch darum handelt, ein Urteil auszusprechen, ziehe ich meine eigenen Ansichten gern zurück vor dem Gutachten erfahrener Leute, die Gelegenheit hatten, mit freien, ungeknechteten Salomos-Insulanern zu verkehren. Ich thue das umso lieber, als ich in den wenigen Fällen, wo ich Salomons-Insulaner ganz für mich allein hatte, und nach meinen eigenen Anschauungen mit ihnen verkehren konnte, schon stark nach der anderen Seite gezogen würde.

Etwas zuviel — glaube ich — verlangt man von den Leuten, wenn man von ihnen auch noch Treue und Anhänglichkeit erwartet, denn wenn auch der einzelne hier und dort mal als wirklicher Mensch behandelt würde, so ist das eigentlich nur in der Ordnung, in der Gesamtheit aber haben die Leute von dem Europäer wohl kaum jemals etwas Gutes erhalten und das persönliche Wohlwollen einzelner geht in der Heimat naturgemäss in dem starken Übelvollen der Gesamtheit verloren.

Findet man bei einer niedrigstehenden, geknechteten Race überhaupt eine selbstlose Treue und Anhänglichkeit? — Wohl selten! Und das ist eine der Lichtseiten in dem Leben der Naturvölker, dass sie weniger Hundenatur zeigen, als der hochkultivierte, durchgebildete, diplomatisch denkende Europäer.

Das materielle Leben der Salomons-Insulaner.

Im allgemeinen verwendet der Salomons-Insulaner auf seine Wohnstätten mehr Sorgfalt, als die übrigen Südseebewohner. Bald sind es 10 Fuss über dem Erdboden stehende Pfahlbauten, bald stehen sie zur ebener Erde.

Der Typus ähnelt sehr den Häusern von Kaiser Wilhelms

Land; viereckige Form, einfaches, weit über die niedrigen Seitenwände reichendes, meist etwas gewölbtes Palmblätterdach, niedere (1/2 Meter) Eingangsthüren, die nach der Dorfstrasse zu gelegene Giebelwand ein Stück eingezogen, sodass sich eine Art Loggia bildet.

Der Innenraum wird vielfach durch Querwände in verschiedene Räume geteilt, die man nach ihrer Bestimmung zum Schlafen, Wohnen und Kochen mit Stube, Kammer und Küche bezeichnen könnte.

Während im Norden der Inseln besondere Versammlungshäuser fehlen, finden wir diese sowohl wie besondere Häuptlingshäuser schon im südlichen Bougainville.

Die Versammlungshäuser sind grosse geräumige Bauten mit offenen Giebeln und einem um drei Seiten verlaufenden Sitz- resp. Liegegestell aus Latten. Hier halten sich Männer und Jünglinge den grössten Teil des Tages auf, verrichten hier ihre Arbeiten, beraten über alle gemeinsamen Angelegenheiten und empfangen hier auch unter Umständen Fremde, — Besuche sind im allgemeinen nicht üblich. Somit haben diese Häuser nichts an oder in sich, was sie zu besonders geweihten Stätten machte, nur ist Frauen und Kindern der Zutritt untersagt, — sie können sich die Vorgänge von draussen ansehen.

Es sind recht stattliche Grössenverhältnisse, die hier vorkommen, — 15—20 Meter Länge bei 6 bis 10 Meter Breite und 2—2 1/2 Meter Höhe in der Seitenwand.

Die Häuptlingshäuser sind in ähnlichen Dimensionen gehalten, nur haben die Wände die stattliche Höhe von 4 bis 5 Metern.

Die Einteilung ist bei diesen Häusern so, dass der hohe Hauptbau für den Häuptling selbst bestimmt ist und dass zwei anschliessende Seitenflügel die Schlafräume für die Frauen enthalten.

Das Mobiliar ist auch hier das denkbar einfachste; eine dünne Matte aus Palmblättern auf den festgestampften Erdboden gelegt oder ein niedriges Gestell aus Bambus oder anderen Hölzern ist die gesamte Einrichtung.

An anderem Hausrat kommt zunächst der irdene, unglasierte Topf in Grössen von 20—30 cm Durchmesser vor. Die Töpferei ist Sache der Frauen und zwar kennt man dazu keine Töpferscheibe, sondern nur einen runden Stein und einen kleinen Holzspatel.

Die Herstellung erfolgt — nach Parkinson — in der Weise, dass auf den zunächst fertig gestellten Boden Ringe von Thon aufgelegt werden, die dann durch Klopfen mit dem Spatel einerseits und Reiben mit dem Stein andrerseits in einen engen Zusammenhang gebracht werden.

Da das Brennen nur ein sehr primitives in einem offenen Reisigfeuer ist, so ist die Haltbarkeit der bald konisch bald kugelig geformten Töpfe keine sehr grosse.

Die durch den Europäer eingeführte Thonpfeife ist bald auch Gegenstand der heimischen Töpferindustrie geworden und zwar mit bestem Erfolge; an Zerbrechlichkeit können die europäischen kaum noch übertroffen werden und an Gefälligkeit der Form ist das von der europäischen Industrie in einfachster, billigster Ausstattung gelieferte Fabrikat unschwer zu überbieten.

An Trinkgefässen sind auch hier die Kokosschalen in bald einfacher, bald reich mit Muschelplättchen und Perlen verzierter Form gebräuchlich.

Neben den Töpfen kommen an einigen Plätzen noch geflochtene Schüsseln und Henkelkörbe zum Servieren der Speisen vor.

Zum Zerstampfen von Jams und anderen Knollenfrüchten dient ein grosser, konischer Holzmörser, der mit seinem unteren Ende in die Erde versenkt ist, und ein kellenförmiger Stössel.

Vervollständigt wird das Kücheninventar noch durch grosse Teller aus hartem Holz, auf denen mittelst eines steinernen Stössels die verschiedenen Arten harter Nüsse geöffnet und zerstossen werden — auch hier keinerlei anderes Essgerät, als die 10 Finger.

Der europäische Einfluss hat auf den Salomonen anscheinend noch mehr wie auf den anderen Inselgruppen die einheimischen alten Handwerkszeuge verdrängt.

Auch hier war ursprünglich das Steinbeil, an verschiedenen Plätzen als Ersatz dafür auch ein Beil mit Muschelklinge, — aber heute sind nur noch äusserst selten solche Instrumente zu haben. Die europäische Stahlaxt, das eiserne Beil, die grossen Haumesser haben sich hier dauernd das Terrain erobert und die heranwachsende Generation würde — ausgenommen vielleicht einige Inlandstämme — wohl kaum noch im Stande sein, mit den Werkzeugen ihrer Väter fertig zu werden.

Um früher die Steinklingen zurecht zu schleifen, bediente man sich eines sehr harten dunklen Steines, den man noch heute allenthalten findet, da er ebenso wie die zum Ausschleifen der Perlmutter-Angelhaken und anderer kleiner Geräte dienenden braunen Steine, heute zum Schärfen von Axt und Messer verwendet wird.

Wie überall in der Südsee und wohl auch wo anders, haben die besseren europäischen Handwerkszeuge nicht zu einer Verfeinerung und Vervollkommnung der Technik geführt, sondern eher zum Gegenteil.

Man fängt an zu hasten, mit der Möglichkeit einer ungleich schnelleren Herstellung ging auch die Sorgfalt verloren, man lernte das Pfuschen.

Vergleichen wir heute alte Schnitzwerke mit modernen, so werden wir die frühere, vollendete Technik, die mit den primitivsten unbeholfensten Instrumenten erreicht wurde, bewundern und dann

erkennen, dass dagegen die modernen Messer-Schnitzereien nicht aufkommen können.

Besondere Ackergeräte scheinen nirgends gebräuchlich zu sein, wie wir das ja auch auf den anderen Inselgruppen nicht kennen. Irgend ein spitzer Knüppel genügt, um den Boden aufzureissen, das Roden verrichtet — soweit es überhaupt für nötig befunden wird — das Feuer, alles andere besorgen die unbewaffneten Hände in genügender Weise.

Bei einem so kriegerischen Volke spielen naturgemäss die Waffen die erste Rolle und thatsächlich gehören die der Salomons-Inseln zu den saubersten, kunstvollsten Arbeiten, die wir aus der ganzen Südsee kennen. Wunderbarer Weise fertigt sich nicht jeder Stamm seine Waffen selbst, sondern diese werden im Wege des Tauschhandels aus ganz bestimmten Gegenden bezogen. So sollen für die wundervoll gearbeiteten Speere eines grossen Teiles der nördlichen Salomonen die Dörfer des südlichen Kronprinzen-Gebirges die Quelle sein.

Auch hier fehlt jede Kenntnis von Metallen und so sind auch diese Speere nur Kompositionen aus hartem Palmenholze und zugespitzten dünnen Knochen (vom fliegenden Hund), die als Widerhaken angebracht werden. Die ganze Länge der Speere beträgt ungefähr $3^1/_2$ Meter, die grösste Stärke $2^1/_2$ cm im Durchmesser, die sich jedoch nach dem hinteren Ende auf $^1/_2$ cm verjüngt. Ungefähr 60 cm kann man auf die Spitze rechnen.

Die vordere Spitze wird mit ganz schmalen gelben Fäden aus dem Baste einer Schilfart umwunden und gleichzeitig mehrere, quirlständig angeordnete Reihen von Knochen eingefügt, die vorn kürzer hinten länger in dichter Anlehnung an den Schaft hervorragen.

Es folgt dann eine schmale Ornamentik, die sich als zwei ineinander greifende menschliche Figuren entziffern lässt und in der wir eine ähnliche Auffassung finden wie bei den Chinesen. Jedes chinesische Boot hat vorn seitlich je ein grosses schwarz-weiss-rotes Auge und wenn man den Erbauer nach dem Zweck derselben fragt, so erhält man die Antwort: „Wie kann denn der Sampang richtig seinen Weg finden, wenn er keine Augen hat?“ Wenn auch diese Auffassung etwas naiv klingt, so besteht jedenfalls der Aberglaube, und so sollen auch die Figuren an den Speeren der Salomons-Insulaner den Speer richtig dirigieren, dass er auch sein Ziel erreicht.

Zunächst folgt auf diese Ornamente noch eine kugelartige Verdickung aus Pflanzenfasern und dann eine ungemein zierliche Umflechtung mit gelben und roten Bastfäden der schon oben erwähnten Art in symmetrischen Figuren, die sich bei wenigen seltenen Stücken über den ganzen Schaft ausdehnen. Diese Speere,

deren Verkauf als Zwischenhändler die Bewohner der Shortland-Inseln besorgen, greifen weit nach Süden und nach Norden hinauf, — man findet sie sogar auf Buka teils in Originalen teils in dort gefertigten, plumperen Nachbildungen. Im Norden von Bougainville und weiter hinauf findet man dagegen mehr andere, z. T. aber ähnliche Formen. So werden anstatt der Knochen Fischgräten und zugespitzte harte Hölzer eingelegt, die Widerhaken auch direkt in den Schaft eingekerbt, schliesslich kommen auch solche ohne Widerhaken und solche mit mehrteiligen, gezackten Spitzen vor.

Neben den Speeren sind Pfeil und Bogen im Gebrauch.

Auch die Pfeile sind Exportartikel verschiedener Distrikte und die Nachfrage darin ist noch bedeutender als nach Speeren, denn der Bogen ist der ständige Begleiter der Leute, sobald sie nur ihr Dorf verlassen.

Die Bogen sind nicht sonderlich von den schon bekannten Arten verschieden; ca. 2 Meter lang, aus hartem, dunkel gefärbtem Palmenholze, die Sehne aus gedrehter Faser häufig mit den schon bekannten gelben Fäden umwickelt. Es liegt in dem Bogen eine gewaltige Kraft und einem ungeübten Europäer wird es selbst bei ziemlich bedeutenden Körperkräften nicht leicht fallen, den entspannten Bogen gebrauchsfertig zu machen. Zum Schutze des linken Armes gegen die unweigerlich durchschneidende Sehne bedienen sich die Schützen einer 10fach gedrehten Spirale aus der dicken Rinde gewisser Bäume, die über den Arm gezogen wird.

Die Pfeile sind nicht minder kunstvoll gefertigt wie die Speere; ein langer (ca. 1,20 Meter) mit linearer Brandmalerei verzierter Rohrschaft und eine aufgesetzte Holzspitze von 30 bis 40 cm Länge. Die lokale Verschiedenheit der Waffen wird in der Hauptsache durch die Mannigfaltigkeit der Spitzen gegeben.

Wir finden Pfeile, deren Spitzen — genau wie die oben beschriebenen Speere — Widerhaken aus Knochen, Fischgräten oder Dornen tragen, ferner solche mit nur eingekerbten Widerhaken, schliesslich ganz glatte runde oder viereckige Spitzen und endlich — zum Erlegen von Fischen — Pfeile mit mehreren Spitzen.

Die Treffsicherheit der Salomon-Schützen ist eine ausserordentliche und sind deshalb im allgemeinen diese Waffen mehr zu fürchten als die auch hier — dank der früheren Zeiten oder der liebenswürdigen Nachbarn — vorhandenen europäischen Feuerwaffen.

Man ist vielfach geneigt, anzunehmen, dass sich der Salomons-Insulaner auch vergifteter Waffen bediene — darüber ist jedenfalls noch nichts festgestellt, dass aber jenes an der äussersten Spitze umgewickelte Faserbändchen lediglich dazu dient, die Spitze vor dem Zersplittern zu schützen, kann als sicher gelten.

Brauchen die Leute überhaupt noch ihrer Waffe eine gefährlichere Wirkung durch Gift geben? Kaum! Ein Treffer auf den

Rumpf des Feindes wird in den meisten Fällen tötliche Folgen haben, denn für diese Menge von Widerhaken giebt es nur ein Vorwärts — also durch den ganzen Körper hindurch — niemals ein Rückwärts.

Eine unbedeutende Rolle gegenüber den beiden geschilderten Arten von Waffen spielt das lanzettförmige Schlagschwert aus hartem Holze; es tritt wohl erst nach Beendigung des eigentlichen Gefechtes in Aktion, wenn es darauf ankommt, den gefallenen aber noch lebenden Feinden den Garaus zu machen.

Besondere Jagdwaffen sind nicht bekannt, man bedient sich wohl dazu der einfachsten Formen der Kriegswaffen. Neu dagegen ist die Verwendung der Hunde zur Jagd. Auch die Papuahunde verstehen es, eine Fährte zu verfolgen, doch habe ich niemals gehört, dass diese Eigenschaft von den Papuas oder auch von den Bewohnern des Archipels ausgenutzt würde.

Allerdings steckt in den Hunden der Salomons-Inseln mehr Temperament und angeborener Jagdeifer. Ich konnte während meiner Ramu-Fahrt einen solchen Hund beobachten — er hatte gegen alle Weissen eine ungeheure Aversion, war aber zu allen Farbigen sehr zutraulich —, der aus dem fahrenden Kanoe heraus die Verfolgung eines jungen Kasuars aufnahm und denselben schon heruntergerissen hatte, als sein Herr hinzukam.

Der Fischfang spielt eine grosse Rolle; er wird mit verschiedenen Netzen, der Reuse, dem Angelhaken, dem Speer betrieben.

Die sehr sauber gearbeiteten grossen Senknetze in einer Länge von 50 bis 300 Meter (Parkinson) sind Eigentum der ganzen Dorfschaft.

Neu ist das Angeln mittelst Schlepphakens, welcher jedoch nicht direkt an dem Kanoe befestigt wird, sondern an einem 30 bis 40 Meter hinter demselben herschwebenden Drachen aus leichten, breiten Palmblättern, der sich naturgemäss sofort senkt, sobald ein Fisch an den Köder gegangen ist.

Auch den Fang der Schweinsfische (Bonitos) betreibt man durch sehr schnell fahrende Kanoes mit seitlich an Bambusstangen ausgelegten Schlepphaken.

Sehr viel Sorgfalt wird auf die Kanoes verwendet, die z. T. eine bedeutende Technik zeigen.

Zunächst finden wir für Küstenfahrten hier auch noch neben dem primitivsten Floss den ausgehöhlten Baumstamm mit Ausleger. Bald sind es ein oder mehrere Ausleger auf einer Seite, bald auf beiden Seiten des Rumpfes.

Zu weiteren Fahrten bedient man sich leichter Boote, die aus zusammengenähten und verkitteten dünnen Brettern in graziöser Form mit hoch aufstehendem Vorder- oder Achter-Steven gebaut werden. Während die Kanoes so schmal sind, dass kaum ein Mann

einen festen Sitz findet, können in solchem Boote z. T. zwei Ruderer neben einander sitzen.

Die Schnäbel der Boote werden mit Ornamenten oder eingelegten Sternchen und Plättchen aus Perlmutter verziert. Diese Boote haben keine Ausleger.

Mit einer Besatzung von 30 und mehr Ruderern fliegen diese Fahrzeuge unter Umständen schneller über die See dahin, wie die meisten der dort verkehrenden europäischen oder australischen Dampfer. Parkinson hat an der Ostküste von Buka ein Boot mit 36 Mann fast 2 Stunden lang eine Geschwindigkeit von 10 Seemeilen pro Stunde einhalten sehen.

Dorf Siar im Prinz Heinrich Hafen (Kaiser Wilhelms Land.)

Die bald längeren bald kürzeren gedrungenen, lanzettförmigen Ruder werden nicht, wie man das nach der bei uns üblichen Weise annehmen könnte, in eine Gabel eingesetzt, sondern freihändig in langsamerem oder schnellerem Takt bewegt.

Da ich über Masken und Maskengebräuche auf den Salomons-Inseln keinerlei eigene Erfahrung besitze, so halte ich mich ganz an das, was Parkinson darüber sagt, und ich glaube am besten zu thun, wenn ich den Originaltext seines Aufsatzes in den Abhandlungen und Berichten des Königl. Zoologisch. und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden 1898/99 Bd. VII. No. 6 wiedergebe.

Sowohl in Bougainville als auch in Buka und auf der Nissan-Gruppe werden bei bestimmten Festlichkeiten Masken verwendet. Die wenigen Masken, die mir in Bougainville zu Gesicht kamen, bestanden aus gebogenen, schwarz bemalten Holzbrettern, worauf eine vorspringende Nase geschnitzt war; für Mund und Augen waren Offnungen vorhanden; auf den schwarzen Grund der Maske waren rote und weisse Linien und Figuren gezogen, welche die bei Tänzen übliche Bemalung nachahmten. Man schien diesen Masken keine besondere Ehrfurcht zu erweisen; Knaben und Jünglinge trieben damit allerlei Kurzweil auch in Gegenwart der Weiber und schienen eine besondere Freude daran zu finden, diese damit zu erschrecken. Auf der Nissan-Gruppe sind die Masken bedeutend sorgfältiger hergestellt. Ein Gerüst aus Bambusrohrstreifen, das den ganzen Kopf bedeckt, ist mit Bast überzogen, auf dem ein künstliches Gesicht mit der zerstampften Nuss von Parinarium laurinum nachgeahmt ist, daran schliesst sich eine künstliche Perrücke aus Moos oder Pflanzenfasern; die Ohren werden durch abstehende geschnitzte Brettchen maskiert. Dies ist eine Art der dort gebräuchlichen Masken; eine andere stellt ein aus Holz geschnitztes Gesicht dar, auf dessen schwarzem Grunde die übliche, kunstvolle Gesichtskarikierung mit weissen und roten Linien sorgfältig nachgeahmt ist; die Perrücken dieser Masken sind aus Menschenhaaren hergestellt und zeigen die in dortiger Gegend übliche Frisur. Zu den Masken gehört ein eigentümliches, hemdartiges Gewand mit Ärmeln aus braungefärbtem Faserstoffe. Dies wird über den Körper gestülpt und reicht bis an die Fersen.

Auf einer Reise nach den nördlichen Salomons-Inseln im Oktober 1897 machte ich die Erfahrung, dass die Nissan-Masken auch auf der Insel Buka in Gebrauch sind, wenn auch in etwas abweichender Form. Nach langem Hin- und Herfragen gelang es mir, darüber einige Mitteilungen zu sammeln, aber Niemand schien zu ausführlichem Erzählen recht geneigt; die ganze Angelegenheit wurde mit grosser Scheu behandelt. Erst in Ralum gelang es mir durch Befragung einzelner Buka-Insulaner, die Bruchstücke aneinander zu reihen. Auch diese sprachen stets nur, wenn ich sie einzeln ausfragte; wenn mehrere beisammen waren, stellten sie sich, als ob sie nichts von der Sache wussten. Ich bekam bald heraus, dass die Geheimhaltung der Gebräuche in der Heimat so streng geübt wird, dass dort ein Verrat die Todesstrafe nach sich zieht. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass meine nachstehende Schilderung der Wahrheit sehr nahe kommt.

Von Zeit zu Zeit begeben sich die Männer auf Verabredung nach einem entlegenen Ort im Walde, wo sie einen kleinen Platz von Gestrüpp und Unterholz säubern und kleine Hütten errichten.

Dieser Platz wird tálohn genannt und es ist den Weibern aufs strengste verboten, ihn zu betreten.

Auf dem tálohn verfertigen sie nun ganz ähnliche Masken wie die von der Insel Nissan beschriebenen; wenn sie fertig sind, so stellt man aus Baumbast das vorher beschriebene hemdartige Gewand her, und der Apparat ist nun vollständig. Während der Anfertigung müssen Knaben und Jünglinge die Speisen nach dem tálohn schaffen, z. T. auch dort herrichten. Zur Erholung wird getanzt und gesungen. Die Vermummung wird lediglich als ein Mittel zur Erpressung von allerhand Eigentum benutzt. Es wird nämlich den Weibern gesagt, in der Verkleidung stecke der Geist Kakorra; wenn sie nun den vermeintlichen Geist gewahren, werfen sie schleunigst alles, was sie zur Zeit tragen, von sich und entfliehen so schnell wie möglich. Die Männer sammeln natürlich das fortgeworfene Gut auf und betrachten es als ihr Eigentum. Dies Treiben wird einige Wochen fortgesetzt, während welcher Zeit die Männer auf dem tálohn bleiben, wo sie in der Meinung der Weiber dem Geiste Kakorra dienen.

In Nord-Bougainville finden wir eine ganz ähnliche Institution, die anscheinend eine Erweiterung und Vervollkommnung der vorherbeschriebenen ist. Man nennt in Bougainville den Gebrauch Rukruk, manchmal auch burri. Der Hergang ist nun dieser: Zeitweilig erwählen die älteren Leute aus befreundeten Nachbarfamilien einen Knaben oder Jüngling, der den Rukruk noch nicht mitgemacht hat, Häuptlinge erwählen gewöhnlich mehr als einen Jüngling, aber selten mehr als vier. Es ist eine besondere Ehre, von einem Häuptling auserwählt zu werden. Die Auserwählten werden nach der Wahl Matasesén genannt und gehören als solche während der Zeit des Rukruk ihren Wählern (marau). Der Marau führt seinen Matasesén nach einem entlegenen Platz im Walde, wo eine geräumige Hütte errichtet worden ist, die beiden als Schlafstelle dient und in der die ballonförmigen Hüte aufbewahrt werden, mit denen die Matasesén bekleidet werden. Diese Hüte, hasseboû genannt, werden von bestimmten alten Männern angefertigt, denen der Marau für jeden Massebou einen Faden Muschelgeld, Speere etc. zahlt. Die Matasesén müssen sich nun auf dem Platze solange aufhalten, bis ihre Kopfhaare so lang wachsen, dass sie — in den Massebou eingeprägt — auf dem Kopfe festhalten. Sobald dies der Fall ist, können sie den Platz verlassen und ihre Verwandten besuchen; sie dürfen sich aber den Weibern nie ohne Hut zeigen und müssen abends nach ihrem Platze zurückkehren. Wollen sie baden, so geschieht dies während der Nacht am Strand oder am Tag an entlegenen Stellen in den Gebirgsflüssen. Während der ganzen Zeit arbeiten die Matasesén für ihre Marau; sie legen für sie grosse Pflanzungen an, werden überhaupt recht streng gehalten, und —

wenn es an Nahrungsmitteln gebricht, so müssen die Verwandten das Nötige herbeischaffen und ausserhalb der Umzäunung des Platzes niederlegen. Würden Weiber den ahbassa buni betreten, was übrigens wohl nie geschieht, so würde man sie töten; getötet werden sie auch, wenn sie einen Matasesén zufällig ohne Massebou gewahren und dabei ertappt werden. Solche Fälle sollen nicht gerade selten sein. In Folge dessen ist es begreiflich, dass die Weiber sich von dem Aufenthaltsorte der Matasesén und deren Pflanzungen möglichst fernhalten. Den Weibern wird gesagt, dass auf den ahbassa buni die Matasesén mit Geistern verkehren, welche Ruk genannt werden. Es giebt zwei verschiedene Geister, einen männlichen, Ruk a tzon, und einen weiblichen, Ruk a takel genannt. Diese Geister bringen ein Geräusch hervor, das den Ohren der Weiber so schrecklich klingt, dass sie aus Angst ihre Habseligkeiten von sich werfen und eiligst das Weite suchen. Es ist selbstverständlich, dass die Marau und Matasesén das Fortgeworfene an sich nehmen. Das so furchtbare Geräusch ist nun an und für sich harmlos genug, denn das Instrument, welches dasselbe hervorbringt, ist ein Schwirrholz, das an einem dünnen Stricke mit grosser Schnelligkeit über dem Kopfe herumgewickelt wird. Selbstverständlich ist das Schwirrholz ein Geheimnis, das den Weibern aufs strengste verborgen bleibt und das ein Besucher niemals zu Gesicht bekommt. Auf einem kurzen Ausflug in Bougainville mit bekannten, freundlich gesinnten Strandbewohnern passierte es mir vor einigen Jahren, dass ich im Walde eine Anzahl Matasesén überholte, die von der Plantagenarbeit zurückkehrten. Alle waren wie gewöhnlich mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, einer jedoch hielt in der Hand ein Stück Holz, dessen Gebrauch uns unbekannt war und das meine Aufmerksamkeit erregte. Als ich jedoch auf den Jüngling zutrat, versteckte er das Instrument hinter dem Rücken, und es entstand ein lebhaftes Gerede unter den Genossen wie unter meinen Begleitern, was zur Folge hatte, dass der Betreffende schleunigst ins Gebüsch schlüpfte und verschwand. Trotz aller Nachfrage konnte ich den Grund des plötzlichen Verschwindens nicht erfahren und erst Jahre später wurde es mir klar, dass das harmlose Schwirrholz die Veranlassung gewesen.

Wenn endlich das Kopfhaar der Massebou ganz ausfällt, wird eine grosse Festlichkeit innerhalb der ahbassa buni veranstaltet, wozu auch dem Vater und männlichen Verwandten der Matasesén Zutritt gestattet ist. Das Fest dauert mehrere Tage, und Tänze und Gesänge wechseln mit Schmausereien ab; die Männer bereiten sämtliche Speisen, den Weibern ist die Annäherung an den Festplatz aufs strengste untersagt und die Geisterstimmen Ruk halten sie in respektvoller Entfernung. Die Eltern der Matasesén geben nach beendetem Fest den Marau Geschenke bestehend aus zwei bis drei

Faden Geld, Speeren etc. Die Massebou werden auf dem Festplatze den Jünglingen abgenommen und dort verbrannt, ebendort werden die langen Locken der Matasesén abgeschnitten, dann jedoch in Blättern zu einem Bündel verschnürt und in ihren Wohnstätten aufbewahrt.

In der Regel lässt man jedoch eine lange Locke im Nacken stehen, die am Ende mit Perlen oder einer Muschel verziert wird. Nach dem Haarschneiden führen die Marau ihre Matasesén in deren Heimatsdörfer zurück und das ist dann wieder eine Veranlassung zu weiteren Festlichkeiten. Bei dieser Rückkehr wird ein hoher Pfahl oder Mast mit Laubwerk und Bemalung auf einem freien Platze im Dorfe errichtet, dieser wird von einem Marau erklettert, der von oben die Matasesén bei demjenigen Namen ruft, womit sie hinfort genannt werden; der alte Name fällt der Vergessenheit anheim.

Die Matasesén können nach überstandener Rukruk-Festlichkeit eine Frau erwählen; sie gelten hinfort als Erwachsene und können an allen Festlichkeiten der Männer teilnehmen.

Unwillkürlich drängt sich ein Vergleich der Ruk-Ruk der Salomonier mit dem Duk-Duk der Gazelle Halbinsel auf, wenn auch bisher keinerlei Übereinstimmung bezüglich der dem Dukduk eigenen Strafgewalt festgestellt werden konnte. Beiden gemeinsam ist jedenfalls die Ausnutzung der Weiber, beiden gemeinsam auch die Geister beiderlei Geschlechts.

Die Salomonen sind die einzige Gegend der Südsee, von der man sagen kann, dass sich Musik und Gesang der Bewohner angenehm anhören.

Als Instrumente sind auch hier zunächst die grossen Holztrommeln zu erwähnen, die gleichzeitig dem Nachrichtendienste und dem Vergnügen dienen. Mehrere derselben sind zu einander gleichsam abgestimmt, d. h. sie halten in ihren dumpfen Tönen verschiedene Tiefen.

Mit grosser Geschicklichkeit werden diese Trommeln durch Stöcke, die nicht in schlagender, sondern in stossender Bewegung gehandhabt werden, in Thätigkeit gesetzt und mit unendlicher Ausdauer mit Ablösung der einzelnen Pauker bearbeitet. Dieser Teil des Konzertes ist nun für europäische Ohren auch keineswegs angenehm. Eher lässt sich das dagegen sagen von den Pansflöten aus Bambus, die gut- und in einander abgestimmt sind und von sehr hohen, schrillen Tönen bis zu dem tiefsten Bass reichen. Wenn die Musikanten auch nicht verstehen, in die Töne selbst und ihre Reihenfolge eine grosse Modulation zu bringen, so liegt doch auch in dem Rythmus etwas durchaus sympatisches, an dem ich jedoch etwas zuviel Düsteres, Melancholisches aussetzen möchte. Ähnlich ist der Gesang, der sich in der Hauptsache in den Lauten a und o zum Ausdruck bringt und eigentlich nichts weiter ist als die eben

erwähnte Instrumentalmusik unter Fortlassung der Instrumente und der hohen Töne. Die Tänze sind z. T. sehr zierliche Touren in der Formation unseres Contre danse, die mit graziösen Pas, Beugen der Knie, Neigen in den Hüften, Bewegen der Arme ausgeführt werden. Auch einfache taktmässige Reigen werden veranstaltet, bei denen dann der Musikchor den Mittelpunkt bildet. Im ganzen scheint in den Tänzen nicht die Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu liegen, wie man es sonst in der Südsee meistenteils trifft.

Zum Schluss kommt als das Unwichtigste die Kleidung der Leute in Betracht, zu der ich — wenn auch weniger vernachlässigt — den Schmuck hinzunehme.

In neuerer Zeit trifft man auch in der Kleidung der Salomonen schon vielfach den europäischen Einfluss, der allerdings zu dem ursprünglichen Wenig oder Garnichts auch noch nicht sehr viel hinzugebracht hat. Minimale Schürzen, ein Bündel trockenen Laubes oder auch nur geflochtene Gürtel waren die eigentliche Tracht, die nunmehr hier und da durch das Lavalava, ein Stück bunten Kattuns, verdrängt wird. Ist das Lavalava neu, so umhüllt es wohl noch die ganze Hüftpartie, aber bald wird es kleiner und kleiner und schliesslich ist es auch nur ein schmaler Streifen, der in verzweifelter Kürze von dem Gürtel herabhängt, ohne beim besten Willen seinen Zweck erfüllen zu können.

Doch damit ist die Garderobe noch nicht ganz vollständig, man findet als Regen- und Sonnenschirm hier dieselbe Form vor, die man in Ostelbien auf dem Lande noch in Gestalt von Kartoffelsäcken bei Regenwetter beobachten kann. Aus Pandanusblättern nähen die Frauen in den Mussestunden diese Dinger zusammen und damit haben wir hier schon die Anfänge zur sogenannten weiblichen Handarbeit, mit der heute leider nur noch wenige Damen die viele Zeit ausfüllen, in der sie beim besten Willen nichts anderes anzufangen wissen.

Mehr Schmuck als Kleidung sind wohl schon die in zierlichen Mustern geflochtenen Gürtel, die aus derselben Gegend herstammen, in der auch die schön beflochtenen Speere gefertigt werden.

Daneben kommen schmale, lange Streifen von rot gefärbtem Rottan vor, mit denen sich namentlich junge Männer in einer schon vom Ramu als wunderbare Unsitte europäischen Geschmacks erwähnten Weise einschnüren. Auch hier wie dort scheinen die Frauen vernünftiger zu sein, denn bei ihnen giebt es diese Dinger nicht.

In derselben Weise wie die geflochtenen Gürtel werden auch in hübschen Mustern gehaltene Armringe getragen, sonst ist Schmuck gerade nicht reichlich vertreten und die Leute scheinen keinen grossen Wert darauf zu legen. Zum Kriege schmückt sich der Mann mit einem Kopfputz und weissen und gelben Kakadufedern,

hängt sich längs des Rückens ein Bündel bunte Blätter und dann nimmt er seine Waffen.

Auch der Salomon-Insulaner durchbohrt gern sein Nasenseptum und steckt sich einen kürzern oder längern (10 cm und darüber) Pflock aus der sauber abgeschliffenen und geglätteten Tridarun-Muschel hinein. Dagegen fehlen die sonst so beliebten riesigen Ohrgehänge und nur selten trifft man Stäbchen mit aufgereihten Schneckengehäusen als Ohrschmuck.

Brustschilde kommen in der schon bekannten Form der abgeschliffenen Tridarun-Scheibe vor, die bald durch Einritzen von Figuren bald durch Aufheften eines Schildpatt-Ornamentes vervollständigt wird.

Ganz seltene, äusserst wertvolle Brustschmucke kommen in wenigen Stücken auf den Shortland-Inseln vor; sie sind aus dunkelroten, schwarzen und weissen Muschelplättchen zusammengesetzt. Der alte Gorai soll davon drei hinterlassen haben und eines erhandelte vor Kurzem der Graf Festetics für — — ein Repetirgewehr nebst Patronen. Wenn diese Angabe des Herrn Parkinson richtig ist, so haben wir hier einen Beweis für die Art und Weise, wie auch heute noch trotz des Verbotes der Waffeneinfuhr Schiesswaffen in die Hände der Eingeborenen kommen. Leider wird der Herr Graf nach dem Untergange seiner Yacht „Tolna“ nicht mehr Gelegenheit haben, seinen Verstoss gegen die Gesetze am eigenen Pelze zu spüren.

An Armschmuck kommen neben den schon erwähnten Geflechten noch breite Ringe aus Tridacna vor, die jedoch nach den deutschen Salomonen auch im Wege des Tauschhandels über die Nissa-Gruppe kommen.

Dass heute in den Schmucksachen der Salomons-Inseln auch die europäische Glasperle eine bedeutende Rolle spielt und den einheimischen Sachen durch ihr Einschleichen viel von ihrer Originalität raubt, braucht kaum erst erwähnt zu werden. Hoffentlich entwickelt sich aber unter der neuen Ägide des Reichs-Gouvernements resp. unter seinem Schutze ein lebhafter Handel und es finden auch noch andere Zweige als nur die Stahl-, Kattun-, Perlen- und Tabaksindustrie ein Absatzgebiet. Das Beispiel des ungarischen Grafen mag lieber noch nicht nachgeahmt werden, denn sonst dürfte ein kräftiges Strafmandat mit kurzer Ausweisung hoffentlich die Folge sein.

Die Tierwelt von Neu Guinea.

Wer den Urwald von Neu Guinea zu verschiedenen Tageszeiten durchschreitet, wird von dem Leben und Treiben, das in demselben herrscht, einen sehr verschiedenen Eindruck haben.

Noch vor Tagesanbruch erhebt das Buschhuhn seinen pfeifenden Ruf und bald ist der ganze Wald ein Durcheinander von unzähligen Vogelstimmen.

Sobald sich jedoch die Sonne mehr dem Mittag nähert — schon gegen 10 Uhr — verstummt alles, wie ausgestorben ist der Wald, nur hin und wieder fliegt eine aufgescheuchte Taube über den schmalen Pfad. Erst in der letzten Tagesstunde — zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags wird es wieder etwas bewegter.

Was in dem Gesamtbilde absolut fehlt, sind Säugetiere; wohl hat Neu Guinea davon ein Wildschwein, einige Arten kleiner Känguruhs und nicht zahlreiche Exemplare kleinerer oder grösserer Beutelratten, aber alle diese Vierfüssler sind seltener und scheu, sodass sie der schwerfällige Europäer nur selten in der Freiheit wird zu sehen bekommen. Für Jagdliebhaber ist also Neu Guinea kein Feld der Bethätigung, denn auch das Federwild ist nach heimischen Begriffen nur in einigen Arten als jagdbares zu bezeichnen.

König der Neu Guinea-Wälder an Grösse ist der Kasuar in verschiedenen, für den Laien kaum wesentlich unterschiedenen Variationen.

Weithin durch die Wälder schallt der dumpfe, trommelnde Ruf dieses an den Strauss erinnernden schwarzen Laufvogels. Sein Gefieder besteht aus schmalen, geschlossenen, straffen Federn, deren tiefes Schwarz durch reichlichen Schmutz einen Stich ins Braune bekommt, das auch in verschiedenen schmutzigen doch helleren Schattierungen die Farbe des Jugendkleides ist. Wunderbar aus diesen dunklen Tönen sticht der namentlich in der Balzzeit lebhaft gefärbte lange Hals mit dem helmgekrönten kleinen Kopfe ab, der in blau, rot, orange und grün schattiert ist.

So scheu der Vogel im allgemeinen ist, so wenig verschmäht er es — in die Enge getrieben oder angeschossen — den Menschen anzunehmen und er ist bei den Eingeborenen in solchen Situationen sehr gefürchtet. Nicht nur, dass er durch den Schlag seiner Läufe Bäume in der Stärke eines Handgelenkes zu knicken vermag, auch die lange, spitze Mittelkralle versteht er nach Aussagen der Eingeborenen meisterhaft als Schlitzmesser zu verwenden, mit dem er instinktiv die Weichteile seiner Feinde angreift. Das Fleisch ist bei Farbigen wie Europäern geschätzt, wenngleich es für die Kau-

muskeln der letzteren erst mit Hülfe einer Fleischmaschine vorbereitet werden muss.

Junge Kasuare werden sehr leicht zahm, man findet sie oft in den Dörfern der Eingeborenen und den Häusern der Europäer, doch kommt schnell eine Zeit, in der sie als Allesfresser auch kleine Küken und Enten verschwinden lassen und damit ist gewöhnlich der Augenblick gekommen, wo sie die Reise nach Europa antreten, um entweder garnicht dorthin zu gelangen oder doch bald nach Ankunft in ein besseres Jenseits abzugehen.

Auch einige Arten Wildhühner kommen in den Wäldern Neu Guineas vor, die durch ihre wunderbaren Brutstätten die Aufmerksamkeit fesseln, auch wenn man die Tiere selbst nicht zu Gesicht bekommt.

Es sind dies die Megapodien oder Grossfusshühner, die grosse Haufen von Erde und Laub zusammenscharren und der sich darin entwickelnden Gährungshitze ihre Eier anvertrauen. Es ist das eine Marotte der Natur, denn wenn man die riesigen Haufen sieht, muss man zu der Ansicht kommen, dass der Vogel mindestens ebenso schwierige Arbeit hat, als die brütenden Schwestern. Oft findet man ganze Kolonien von solchen Hügeln, die bei einer Höhe von 3 bis 5 Fuss einen Basisdurchmesser von 6 bis 10 Fuss aufweisen, und Eingeborene gaben dem Verfasser die Erklärung, dass das eine Vorsichtsmassregel eines einzelnen Paares sei, denn nur einer dieser Haufen enthielt die Eier. Dass die Tiere viele Störenfriede ihres ehelichen Glückes haben, konnte ich daraus ersehen, dass ich in mehreren Dutzend von Hügeln zu verschiedenen Zeiten niemals auch nur 1 Ei gefunden habe.

Mehrere kleine Wachtelarten, einige Teichhühnchen und mehrere Arten Sumpfhühnchen kommen als nahe Verwandte der vorigen vor, sind aber keineswegs häufig.

Am zahlreichsten — sowohl nach verschiedenen Arten als auch in ihrem Vorkommen überhaupt — sind die Wildtauben, die auch gleichzeitig die nützlichsten Vögel sind, weil sie sich für die Küche wenigstens mit einiger Sicherheit — es giebt auch darin arme Distrikte — in Rechnung ziehen lassen.

Von einer kleinen, grünen Art in etwas mehr als Sperlingsgrösse bis zu der blaugrauen, mit hohem Federkamm geschmückten Kronentaube in der Stärke eines sehr grossen Huhnes, sind alle Grössen vertreten und ebenso hat der gesamte Tuschkasten der Natur ausgiebigste Verwendung gefunden, — schneeweiss, dunkelschwarz, grün, braun, rot, blau — in allen Schattierungen.

Die imposanteste ist zweifellos die grosse Kronentaube, die ursprünglich so wenig scheu ist, dass ich mit dem Flussdampfer oft dicht daran vorbeifahren konnte, ohne dass sie Anstalten zum Fort-

fliegen traf. Ein an die Pute erinnerndes, weisses, zartes Fleisch macht sie zu einem der angenehmsten Braten.

Am farbenprächtigsten ist wohl die grünbronzefarbene Kragentaube — so genannt nach einem kragenartigen langen Halsbehang. Ihr grünlich-braunes Gefieder schillert in der Sonne in allen möglichen Bronzetönen. Dieser, durch ihren ganz kurzen, weissen Schwanz originell aussehenden Art steht als Extrem die einfach zimmetbraune kleine Schweiftaube gegenüber, deren Schwanz die Körperlänge übertrifft.

Die bunteste Spezies ist die Prachttaube (Ptilopus superbus), die Prof. Reichenow folgendermassen beschreibt: „Sie hat einen rotvioletten Scheitel, rotbraunen Nacken, weisses Kinn, grauen Vorderhals, blaue Brustbinde und grünen Rücken."

Bisher sind einige siebzig Gattungen von Wildtauben für Neu Guinea bekannt, doch dürfte sich diese Zahl wohl noch wesentlich erhöhen, denn auch die faunistische Forschung erstreckt sich nur über kleine Gebiete der Südsee und ist auch für diese nur als eine oberflächliche zu bezeichnen.

Ein farbenprächtiges Gesindel sind die vielen Arten kleiner und grosser Papageien. Der grösste ist der schwarze Ara-Kakadu (Microglossus aterrimus) mit schwarzem Federkamm, roten, unbefiederten Backen und einem kolossalen Zangen-Schnabel, dessen oberer Teil als grosser Haken viel über den unteren herübergreift.

Nur selten ist er bisher nach Europa gekommen, wo er immer nur ein kurzes Dasein gefristet hat.

Ihm folgt an Körpergrösse der weisse Triton-Kakadu (Cacatua triton) mit gelber Haube und blauen, kahlen Augenkreisen.

Er gehört zu den hauptsächlichsten Spektakelmachern im Neu Guinea-Walde und wenn er auch äusserst schlau den ganzen Wald durch sein Kreischen vor einem annähernden Feinde warnt, so ist er infolge seines eigenen dreisten Wesens doch ein ständiger Faktor im Suppentopfe. Für Interessenten sei gesagt, dass eine Papageiensuppe zu den kräftigsten und wohlschmeckendsten Brühen zählt und ein junger Kakadu auch mit jedem Suppenhuhn den Wettstreit aufnehmen kann.

Neu Guinea hat den Vorzug, die meisten Arten Papageien nebeneinander zu beherbergen, und von diesen kommen nur wenige ausserdem noch in benachbarten Gebieten vor, von den kleinen, zierlich-bunten Fledermauspapageien, so genannt, weil sie sich des Nachts mit dem Kopf nach unten an den Zweigen aufhängen, bis zu dem Edelpapageien in der Grösse einer kräftigen Taube. Dieser ist der am häufigsten in das Auge fallende nur paarweis lebende Repräsentant der grösseren Papageien, — das Weibchen dunkelrot mit blau, das Männchen grün mit rot — und kommt häufig auch in die Hände der Europäer. Wie alle Neu Guinea-Papageien ist

auch er ein stumpfsinniger Geselle und zeigt nichts von der Gelehrigkeit seiner afrikanischen Vettern.

Die kleinen Papageien kommen bis auf einige wenige in dem Waldleben garnicht zur Geltung; in grossen Schwärmen fliegen sie in grosser Höhe über dem Wald dahin, und nur der schrille Schrei tönt wie ein geheimnisvoller Gruss aus einer anderen Welt zur Erde, oder sie schiessen mit solcher Schnelligkeit über eine Lichtung, dass man weder Farbe noch Gestalt unterscheiden kann.

Mit grossem Raffinement bauen die Papageien und Kakadus ihre Nester in die Höhlungen sehr hoher Bäume, deren unterer Stammesumfang es dem Hauptfeinde — dem Menschen — fast unmöglich macht, in das Familienleben störend einzugreifen.

In den meisten — namentlich den kleinen — Papageien wohnt ein starker Zerstörungstrieb; nicht nur, dass sie junge Triebe vernichten, ich konnte auch 6 Stück von der Grösse einer Lerche beobachten, die in wenigen Tagen die Krone einer Kokuspalme so zerzausten, dass nur noch die Blattrippen blieben.

Sind die bisher aufgeführten Vogelfamilien für den Laien keine besonders auffallenden Erscheinungen, so ist das jedoch mit der artenreichen Familie der Paradiesvögel der Fall, die ausser auf Neu Guinea nur noch in einigen Arten auf den benachbarten Molukken vorkommen.

Alle sind in ihren männlichen Repräsentanten ausserordentlich farbenprächtig ausgestattete Vögel, während die Weibchen die Extreme an Schlichtheit des Gefieders sind. Einige vierzig Arten sind bisher bekannt geworden, deren schönste Exemplare zu beschreiben allein den Umfang dieses Werkes ausmachen würde; der zierlichste unter ihnen ist wohl der kleine Königsparadiesvogel (Cicinnurus regius), der etwas kleiner als ein Star — eine intensiv dunkelrote Oberseite, weisse Unterseite mit smaragdgrün schillerndem Band und aus dem kurzen Schwanz zwei lange dünne Federkiele (ca. $2^1/_2$ cm hohe Länge des Körpers) mit tellerartig gedrehter Endspirale in schillerndem dunkelgrün.

Bald ist der Schmuck, der jährlich sich erneuert, ein Büschel langwallender, zierlicher Federn in gelb, weiss, rot, braun und blau, bald sind es grün oder blau schillernde Kragen oder Brustschilder, die in der Balzzeit aufgerichtet werden, — bei den meisten Arten finden sich ein oder mehrere Paare ähnlicher Federkiele, wie schon beschrieben, doch ohne die Endspirale, die bald einfach herunterhängen, bald — wie beim Fadenhopf — nach dem Körper zu umgelegt sind. Das merkwürdigste Spielwerk der Natur ist wohl der Wimpelparadiesvogel, dem von der Mitte des Kopfes zwei lange, schmale Federn weit über den Schwanz hinausragen.

Eine andere, zwar nicht farbenprächtige aber auch bunte Gesellschaft sind die in anderer Weise eigenartigen Laubenvögel; in

der Balzzeit bauen sich die verschiedenen Pärchen zu ebener Erde lange laubenartige Gänge aus Zweigen, belegen sie mit Gräsern, treten den Boden fest wie eine Scheunentenne und zieren den Platz an den Eingängen mit bunten Ringen und Muscheln, — wenn alles schön zur Hochzeit gerichtet, so beginnen in diesen Gängen die Balzspiele.

Die Flussläufe werden durch Reiher und Kormoran, Strandläufer und — leider — nicht sehr zahlreiche Wildenten belebt, während eine Anzahl kleiner und kleinster nicht buntgefärbter Vögelchen dem Wald das eigentliche Leben geben — prächtige Eisvögel, kleine schillernde Blumensauger, Fliegenfänger, Schwalben und Salagare, kleine Stare und Velevögel, und die stets muntere, lebhafte Bachstelze erinnert dreist-zeitweilige Linalien u. a. m.

Den Sperling finden wir wunderbarer Weise nicht und auch die Krähen sind nur schwach vertreten in einer schwarzen und einer braunen, kahlköpfigen Art, — beides höchst unangenehme Tiere mit ihren verhöhnenden „Oho's".

Zwei Vogelarten sind noch besonders zu erwähnen, — die plumpen Nashornvögel mit ihrem weithin hörbaren Flugrauschen und der Lederkopf (Tropidorhynchus), in der Grösse einer schwachen Taube, der unermüdlich in seinem Pfeifen selbst in den Mittagsstunden von irgend einem kahlen Ast herab seinen Spektakel treibt.

Raubvögel sind in einigen Adlern, Weihen, Habichten, Bussarden und Wilonen vertreten, deren seltenster der schneeweisse Habicht (Astur Novae-Guineae) mit rotem Schnabel, und deren häufigster Vertreter der oft in Massen vorkommende Wilonen ist, der zwar auch ein arger Hühnerfeind ist, aber trotzdem auf den Pflanzungen geschont wird, weil er allerhand Feldungeziefer in Massen vertilgt. Wunderbar sieht es aus, wenn ein Stück niedergelegter Urwald verbrannt wird und allenthalben in und über dem Rauch die Wilonen zu 40 bis 50 und mehr Stück schweben, sich bald dicht neben einem Feuer niederlassen oder zwischen brennenden Stössen hindurchschiessen, um die von der Hitze herausgejagten Opfer zu fassen.

Säugetiere sind nur wenige in Neu Guinea vertreten; keine Löwen oder Tiger, nichts von Rhinoceros, Büffel, Antilopen, Gazelle, — ja sogar die sonst in den Tropen üblichen Affen sind hier nur in der Species vertreten, die man auch in der kalten und gemässigten Zone als Folge von zu reichlichem Bier- und Weingenuss antrifft.

Die grössten Säugetiere sind Wildschwein und Känguruh.

Da ersteres in die übrige Formation (nur Beuteltiere) nicht hineinpasst, so ist wohl anzunehmen, dass das Suipopneuris vor langer Zeit von irgend vorher eingewandert ist, ebenso wie der zahme Papuahund, der gleichfalls kein Beuteltier ist, und sein verwildeter Vetter vom australischen Kontinente.

Unter den Känguruhs — sämtlich nur kleine Tiere von 50 bis 60 cm Körperhöhe — ist am eigenartigsten das in verschiedenen Variationen vorkommende Baumkänguruh, so genannt, weil es seinen eigentlichen Standplatz in hohen Baumkronen hat, von deren Früchten es sich nährt. Dem reisenden Europäer werden diese Arten kaum jemals in der Freiheit zu Gesicht kommen, da sie ebenso wie ihre auf dem Boden lebenden Genossen sehr scheu sind.

Ein Mittelding zwischen dem Affen und dem Bären scheint — wenigstens für den Laien — der sogen. Baumbär zu sein, der durch seine Greifhände und den kahlen Greifschwanz an den Affen, durch seine plumpe Gestalt an den Bären und durch sein rotes, kahlfleischiges Gesicht an eine alte Frau mit krauser Haube erinnert. Die Tiere sind so langsam und unbeholfen, dass häufig beim Baumfällen einer mit dem Baum herunterfällt; anfangs leben sie in der Gefangenschaft ganz gut, doch nach wenigen Wochen oder Monaten versterben sie meist ganz plötzlich ohne irgend welche vorherige Anzeichen.

Da fast alle Beuteltiere Neu Guineas erst des Abends mobil werden, macht keines von ihnen in der Gefangenschaft irgend welches Vergnügen, wenn schon einige von ihnen — wie das silbergrau und schwarz gestreifte Zuckereichhorn — recht niedliche Tierchen sind. In dem Urwaldleben fällt keines irgendwie auf und nur durch Zufall wird man welche erhalten können.

Mehr in die Erscheinung tritt schon die Fledermaus-Familie namentlich mit ihren grössten Repräsentanten — den fliegenden Hunden.

Vornehmlich im Innern des Landes sieht man diese wundersam gestalteten Tiere zu Hunderten und Tausenden auf Raub ausziehen und daher den Fruchtbäumen, welche gerade tragen oder den Bäumen, die frische, saftige Traube holen. Lautlos umkreisen ihn einige, um sich dann anzusaugen und bis zum Morgengrauen ihr Zerstörungswerk im Schutze der Dunkelheit zu betreiben. Wehe aber auch dem armen Erforscher, der in der Nähe eines solchen Rendezvousplatzes der Ruhe pflegen will! Laut schreiend — bald kläglich wie kleine Kinder, bald wie aufgeregte Katzen — balgen sie sich dreist in unmittelbarer Nähe der Häuser. Was hilft es, wenn man dazwischen schiesst, — einer fällt und schon nach wenigen Minuten hängen die übrigen mit einigen aus der Nachbarschaft gleichfalls aufgestörten Genossen wieder an der gleichen Stelle.

Es sind auserlesene Feinschmecker und ihr massenhaftes Vorkommen in Neu Guinea, wo ihnen der Urbewohner mit seinen primitiven Waffen nicht viel anhaben kann, ist vielleicht einer der Gründe, warum man in Neu Guinea verhältnismässig wenige genissbare Früchte findet.

Und nun erst ein Standquartier solcher Gäste! Bald ist es ein grosser Baumriese mit gewaltiger Krone, bald ein ganzer Komplex anderer Bäume; kein Blatt wird grün noch welk, nur Haus an Haus die schwarze Lappen, die von irgend einem festen auf Erde geschlagen zu sein scheinen. Mit den Köpfen nach unten hängen sie dicht neben einander, die Flughäute lose ausgespannt, sich in der Morgensonne wärmend oder am Mittag sich Kühlung zufächelnd. Da fällt einer vom Ast, reisst einige Nebenmänner mit und schreiend geht es um den Baum herum, bis ein neuer Platz gefunden ist oder durch Schreien und Beissen andere verdrängt werden konnten.

Die einzigen Störenfriede sind die Riesenschlangen, von denen sich oft einige in die vogelgefüllte Fleischkammer einschleichen.

Die absolute Harmlosigkeit, die sich in den Farmen der Säugetiere und Vögel gezeigt hat, verschwindet bei den Reptilien.

Zunächst ist das Krokodil ein nicht gerade häufiger, aber bei aller seiner — wohl wegen der Nachstellung seitens der das Fleisch liebenden Eingeborenen — Scheu ein keineswegs angenehmer Genosse. Dann weisen auch die Schlangen neben einer ganzen Reihe harmloser Geschöpfe eine nicht unbedeutende Anzahl von Giftschlangen auf.

Da man nie etwas von einem Todesfalle infolge von Schlangenbiss gehört hatte, nahm man vielfach an, dass auch diese Giftschlangen harmlose Tiere seien, doch sind neuerdings mehrere Fälle von Vergiftung durch Schlangenbiss (einer tötlich) zur Evidenz erwiesen und andernfalls wäre auch die ganz ungeheure Furcht der Eingeborenen (namentlich des Bismarck-Archipels) vor Schlangen unerklärlich, denn da schon bei dem sensiblen Europäer die Aversion gegen Schlangen eine allgemeine ist, würden Naturvölker sich noch weniger davor scheuen, wenn keine Gefahr vorhanden wäre.

Die Schlangen sind in Neu Guinea durchaus keine Plagen und selbst im Walde bekommt man sie nur selten zu Gesicht; es kommen einige Arten Riesenschlangen vor — die grösste dürfte die vom Verfasser zusammen mit dem Grafen Zeitz geschossene von $15^1/_2$ Fuss sein, — Nattern, Baum- und Wasserschlangen.

Fast auf jedem Stamme sehen wir schillernde kleine Eidechsen sich tummeln, die unter dem feuchten Laube des Bodens ein auserlesenes Sortiment von wunderlich gestalteten und gefärbten Genossen haben. Ueberlassen wir es den Gelehrten, zu unterscheiden zwischen wirklichen und falschen Eidechsen, Voraus etc., für den Laien sind es alles Eidechsen und ihre grössten Neu Guinea-Vertreter sind die ca. 60 cm langen intensiv-grünen Wamus uud die Geckos, deren einige einen Ruf haben wie das zweimalige, kurze Anschlagen eines heiseren Hundes — die Eingeborenen nennen sie nach diesem Laut Pukpuk und verstehen darunter alle ähnlich gestalteten Tiere vom Krokodil bis zur kleinsten Eidechse.

Frösche sieht man zwar nicht so häufig und nicht in solchen Massen wie bei uns, doch sind sie auch keine Seltenheiten; es kommen grüne Laubfrösche in recht stattlichen Grössen vor, auch mehrere Arten Kröten, dagegen sind bisher noch keinerlei Salamander oder Molche gefunden worden.

Noch weniger harmlos als die der Reptilien ist die Fischwelt, die durch das häufige Vorkommen der Haifische eine unangenehme Beigabe erhalten hat.

Die Flüsschen sind reich an Aalen und kleinen Seefischen, in den Strömen findet man auch grössere Sorten von Seefischen, — eigentliche Süsswasserfische hat man bisher noch nicht feststellen können, da man auch unter den Seefischen noch keine Arten gefunden hat, die nicht auch sonst im Indischen Ocean vorkommen.

Auch hier hat die Natur verschwenderisch mit dem Farbenkasten gewirtschaftet, — nur schade, dass die buntesten davon nicht ganz einwandsfrei für den Magen sind. Wenn man in die Lage kommt, sich entscheiden zu müssen, ob ein Fisch giftig ist oder nicht, so wird man am sichersten gehen, wenn man die farbigen Begleiter fragt. Da die Küsten von Neu Guinea und den Inseln sehr ungleichmässig in ihren Tiefenverhältnissen sind, ist es schwierig mit Netzen zu fischen, zumal diese an den spitzen Korallenzacken rücksichtslose Feinde finden.

Man ist somit für den Fischfang entweder auf die Methode der Eingeborenen, d. h. auf das Legen von Reusen angewiesen oder — wenn man nicht angeln will — auf die bisher übliche Methode der Europäer, d. h. Dynamit.

Diese Art ist ebenso interessant wie — viel versprechend. In der Spitze eines leichten Seebootes nimmt der Schütze mit den diversen halben oder ganzen Patronen Platz und hält eine Cigarre in flottem Brand, — für Nichtraucher empfiehlt sich ein glimmendes Holzscheit. Mit möglichst leisem Ruderschlage fährt man die stillen Buchten und flachen Stellen ab und schaut nach etwaigen Schwärmen aus, die in der Sonne ihr Spiel treiben. Ist man an einen Schwarm auf Wurfweite herangekommen, so wird die Zündschnur der Dynamitpatrone an der Cigarre entzündet und zwischen die Fische geworfen; sobald der Knall erfolgt ist, ziehen ein par kräftige Ruderschläge das Boot bis an die Schussstelle und alle farbigen Insassen springen über Bord und verschwinden unter der Oberfläche. Hat der Schuss gut gesessen, so kommt einer nach dem andern wieder hoch, in jeder Hand und dem Munde $^1/_2$ Dtzd. handgrosser Fische haltend. Das wird solange wiederholt, als noch betäubte oder getötete Fische da sind. Mit einer halben Patrone kann man auf diese Weise oft 3 bis 4 Centner Fische erhalten.

Nicht selten ist die Wirkung aber eine andere, weniger angenehme; mehrfach ist es vorgekommen, dass der nervöse im

Dynamitfieber sich befindende Schütze die Cigarre fortwirft und erst zu spät daran denkt, sich auch der zischenden Patrone zu entledigen und dann fliegt in der Regel eine Hand oder ein Arm als freischwebender Körper durch die Lüfte. Eine im Verhältnis zu den wenigen Europäern unverhältnismässig hohe Zahl von einarmigen Händlern im Bismarck-Archipel ist der beste Beweis dafür, dass die Dynamitfischerei kein ungefährlicher Sport ist.

Auch der Fischwelt fehlen nicht die eigenartigen, unseren heimischen Gewässern fremden Formen; so giebt es als Pendants zu den langen Federkielen der Paradiesvögel kleinere, bunte Fische, deren sehr hohe Rückenflosse in einen dünnen, die Körperlänge mehrmals messenden Faden ausläuft, — manche Arten sind wieder in ihren Lebensgewohnheiten eigenartig.

Bekannt, wenn auch in der Heimat noch immer als Münchhausiaden der Reisenden aufgefasst, sind die in allen warmen Meeren vorkommenden fliegenden Fische, die, von dem durch das Wasser arbeitenden Dampfer oder einem Raubfische aufgeschreckt, hundert und mehr Meter über dem Wasser hinschwirren.

Andere schnellen sich mit dem Schwanze 5 und mehr Meter kerzengerade aus dem Wasser heraus, machen eine scharfe Wendung und tauchen in derselben geraden Linie wieder in das Wasser zurück.

In früheren Zeiten war die Südsee reich an Walfischen und ihren Jägern erst folgte das Handelsschiff; — jetzt ist der Walfischfang kein Geschäft mehr, denn nur selten sieht man die Fontainen eines oder mehrerer Potwale.

Häufig wie überall in warmen Meeren sind die Tummler oder Schweinsfische, Tiere von breiter, runder, mehrere Fuss langer Gestalt, die in Scharen beständig springend wie das stark besetzte Feld eines Hindernisrennens dahinjagen. Oft sieht man zwei lange Reihen, deren jede mehrere hundert Meter lang ist, aus weiter Ferne aufeinander losattaquieren und ich glaube, dass es sich um ernstere Sachen als nur ein lustiges Spiel in den Wellen handelt und dass diese Attaquen regulär angesetzte Kesseltreiben auf kleine Fische sind.

Das Fleisch des Baritos soll weniger an Fisch als an ein weiches, fettes Schweinefleisch erinnern und wird auf den Schiffen als immerhin angenehme Abwechselung hingenommen, wenn es einmal gelingt, einen zu angeln oder wenn von 1000 Karabinerschüssen einmal einer seinen Zweck erreicht haben sollte.

Schildkröten kommen namentlich auf resp. in der Umgebung solcher kleiner Inseln vor, die etwas Sandstrand besitzen; es sind einige Arten recht respektabel grosser Seeschildkröten bekannt.

Sie sind recht angenehme Küchenabwechselungen, doch kann ich vor dem Genuss der traditionell schön schmeckenden Eier nur warnen; in der Not soll ja sogar der Teufel noch andere Sachen

Lichter Kokospalmenwald bei Pangani.

essen, aber solche Klösse aus Gries und Olivenöl kann man jedenfalls nicht als Genuss bezeichnen. In manchen Gegenden des Bismarck-Archipels kommen Schildkröten so oft vor, dass man in längeren Zwischenräumen nicht unbeträchtliche Mengen des gerade nicht sehr starken Schildpatts verschicken kann. Die Eingeborenen fangen die Schildkröten nicht nur bei den nächtlichen Besuchen auf dem Lande, sondern auch tauchend im Wasser, wenn ihnen vom Boot oder Canoe aus Hilfe geleistet werden kann.

Krebse kommen als Taschenkrebse von z. T. sehr beträchtlicher Grösse, Lanzisten und Gammlen vor; in ersterer Art recht zahlreich, in letzteren beiden lange nicht so häufig resp. so leicht erhältlich, als es für die Küche wünschenswert wäre.

Als letztes der für den — wenigstens einigermassen kultivierten Menschenmagen in Betracht kommenden Tiere sind die Seegurken alias Zeganz, bêche de mer, „sea slug", eine Holothurin von dem Aussehen einer in einen dicken Fettdarm gestopften braun-gelben Leberwurst von ca. 35 cm Länge, mit Einkniffen, Warzen und dunklen Flecken. Sie liegen in flachem Wasser auf sandigem Korallengrund, fast unbeweglich und nur ein Zusammenziehen oder Ausdehnen des kopflosen Körpers verrät das Leben. Nimmt man solch eine Seegurke in die Hand, so fühlt sie sich schleimig und ledern an, aus allen möglichen Öffnungen spritzt auf leisen Druck das Seewasser heraus und bald folgt, dem Gesetz der Schwere folgend, in langen schleimigen Fäden das ganze Eingeweide. Es sind dies die berühmten Regenwürmer, deren Genuss den Chinesen so in Misskredit bezüglich seiner Venus gebracht hat. Sie werden geöffnet, gesäubert, getrocknet und so verschickt; der Chinese unterscheidet zwischen geringen, feinen und prima Qualitäten und danach richtet sich auch der Preis, der bis zu 2000 Mark pro Tonne (20 Centner) beträgt.

Lässt sich überall in der Tierwelt — ausser bei den Säugetieren — ein grosser Reichtum an verschiedenen Arten sowohl als auch an Menge feststellen, so kann man bei den Insekten von einem mehr als reichlichen Überfluss sprechen. Diese Tierklasse leidet ja überall unter dem Fluche, dass der beschränkte Menschenverstand die Nützlichkeit nur in wenigen Repräsentanten einsieht, — alle übrigen sind vom Übel und nur der Zoologe und der Sammler findet ein Wohlgefallen daran.

Wie sollte es auch anders sein, zumal in der Südsee! Geht man durch den Busch, so zwacken einen grosse gelbe Ameisen von $1^1/_2$ cm Länge, die man ahnungslos von irgend welchen überhängenden Zweigen abstreift, im Grase sammelt man eine winzig kleine rote Zerke (Buschmucker) gleich zu Dutzenden auf und geht man nicht mit scharfen Sachen gegen dieselben vor, so giebt es böse Wunden.

Setzt man sich auf trockene Baumstümpfe, so kann man auf Skorpione und Skolapender (Tausendfüssler) mit ihren oft sehr starke Schwellungen des ganzen getroffenen Gliedes verursachenden Giftsäften rechnen, will man sich ausruhen, so stören die Mosquitos — bei Tage diese, bei Nacht jene Arten — oder man hat sich gerade in die Nähe eines Wespennestes plaziert und muss vor diesem retirieren. Schwitzt man, so findet sich sofort eine ganz kleine, auch ganz nett und zierlich aussehende und an sich harmlose Schweissbiene, die mit Vorliebe in die Augen und Nasenlöcher kriecht. Will man essen, lo liegen in der Suppe zweifellos einige Fliegen — das Bierglas ist schon mehr Sammelbassin — in der Zuckerdose — wenn man sie nicht in ein grösseres Bassin mit Wasser gestellt hatte — ist es schwarz von Ameisen, die Cigarre ist mehrfach durchlöchert und leidet an zu starker Nebenluft, die Wäsche ist von Schwaben durchlöchert, die Bücher von irgend welchem Ungeziefer mit einem harzigen Stoff verkleistert, in den Gewehren haben sich Wespen oft vom Schloss bis zur Mündung ihre Lehmbaute angelegt, im Korkhut sitzen einige Bohrkäfer — aber wirklich solche und keine andere Tiere — und bohren von Zeit zu Zeit aus ihrem Versteck auf die Hirnschale.

Kein Schloss oder Schlüsselloch ist offen — überall die emsige Wespe; die Hausbalken zerfressen oder von Termiten unterminiert, — kurz, wo man hinsieht, ein fortwährender Kampf der Menschen gegen niederes Gewürm, in dem aber der Herr der Welt stets den Kürzeren ziehen wird.

Dazu — gleichsam als Schlachtmusik — das wie auf Kommando einsetzende und verstimmende schrille Zirpen von überall sitzenden Cicaden und Grillen und das geheimnisvolle Singen der Mosquitos alias Mücken, das Tiere wie Menschen — mit und ohne Tropenkoller — nervös macht. Und dann kann man von alle dem Gelichter noch nicht einmal etwas verwerten — ausser für die Sammlungen, die aber mit dem häufigsten Gesindel auch nichts mehr anzufangen wissen — wenn auch der Eingeborene und sein Magen vielleicht eher Rat wissen.

Wäre nicht eine Unzahl herrlich gefärbter Schmetterlinge, die am Tage und durch das Lampenlicht angezogen, das Auge erfreuen, trieben des Abends nicht tausende von Leuchtkäfern um die Baumkronen ein wunderbares Wechselspiel und wären nicht viele der kleinen Plagegeister bei näherer Bekanntschaft so interessant in ihren Lebensgewohnheiten — so könnte man in Versuchung kommen, mit der Schöpfung wegen des Zuviel zu hadern.

Der Bio-Zoologe findet jedenfalls ein interessantes Feld in jedem Fuss breit Landes, der Laie findet sich mit den Verhältnissen bei Zeiten nach dem Beispiele älterer Kollegen zurecht, kümmert sich um das ganze Gelichter, das sich ausserhalb der Behausung

aufhält, garnicht und bekämpft nur die, welche ihm in seinen vier Wänden das Leben unerträglich machen wollen.

Gegen die Termiten helfen die kleinen schwarzen Ameisen, die man mit Hülfe von Streuzucker an die gefährdeten Stellen zieht, diesen wieder entzieht man Speise und Trank, indem man das Vorratspinde, den Esstisch etc. mit den Füssen in wassergefüllte Blechteller stellt. Spinnen werden nur entfernt, wenn sie das aesthetische Gefühl gar zu sehr beleidigen und die kleinen weisslich gelben Eidechsen, die des Abends an den Wänden die Jagd gegen Mücken und Fliegen aufnehmen, sind wohlgelittene Hausgenossen. Der Tabak wird hier mehr als nur Genussmittel, denn eine echte Havanna aus Pfälzer Deckblatt, Vierradener Umblatt und — sagen wir — Tiergarten Einlage kann sicher nicht als Genuss angesehen werden, wirkt aber gegen Mosquitos besser als eine Upmann oder Henry Clay.

Die Betten umhüllen dichte Gazevorhänge und gegen etwaige Eindringlinge spielt man den Leibdiener aus, der im Interesse seiner eigenen Nachtruhe jeden Abend einen sorgfältigen Lokaltermin mit sofortiger Execution abzuhalten hat.

Will man des Abends noch plaudernd im langen Stuhl zubringen, so steckt man die Hosen in die Strümpfe und zieht über das zu dünne erste Paar noch ein zweites.

Der erste Grundsatz muss im täglichen Leben sein: „Humor verloren — alles verloren!“ und wie in allen anderen Situationen — wo man oft mit höher organisierten Blutsaugern und Parasiten zu thun hat — hilft dieser Satz auch über die Insektenplage fort, die zu Zeiten recht unangenehm werden kann.

Im Anschluss an die Ausführungen über die einheimische Tierwelt Neu Guineas dürften einige Angaben über die bisherigen Erfahrungen mit den im Gefolge des Europäers herübergekommenen Haustieren sein; es liegen darüber schon so reichliche Erfahrungen vor, dass man das Urteil ziemlich abschliessen kann.

Im allgemeinen kann man sagen, dass alle Tiere, die von Westen d. h. also aus den indischen Gebieten kommen, keinerlei Schwierigkeiten vorfinden und vorzüglich gedeihen, dass dagegen australische Tiere immer zweifelhaft sind.

Die indischen Pferde, Zebus in den verschiedensten Racen und Abarten, Ziegen, Schweine, Hühner, Enten, Tauben gedeihen gut und vermehren sich vorzüglich, falls sie auf der langen Seereise nicht einen Krankheitsstoff in sich aufgenommen haben. Gänse scheinen träge zu werden und Truthühner scheinen dort — vielleicht, die Versuche sind noch gering — noch weicher zu sein als gewöhnlich.

Auch indisches Wild scheint günstige Lebensbedingungen vorzufinden, denn 2 Transporte Malacca-Hirsche haben sich vorzüglich

gehalten und vermehrt; wenn in Kaiser Wilhelms Land trotzdem der Bestand mit der Zeit eingehen wird, so liegt das z. T. an den nicht genügend gewarnten Eingeborenen, z. T. an den vielen unerzogenen Europäerhunden.

Hunde und Katzen! Ganz im Gegensatz zu allen indischen Distrikten akklimatisieren sich auch direkt aus Europa mitgebrachte Hunde und Katzen ganz vorzüglich und vermehren sich mehr als gut ist. Racehunde zeigen einige Neigung zu degenerieren und Katzen bekommen im Alter von 6 Monaten eine längere Zeitperiode mit krampfartigen Erscheinungen, nach deren Überstehen sie immun zu sein scheinen.

Hühner erliegen in einer bestimmten Jahreszeit fast gleichzeitig überall — und deshalb ist es nicht ausgeschlossen, dass es vielleicht auf die Blüte gewisser Pflanzen zurückzuführen ist — vielleicht auf eine Krankheit, die in einer dicken Verschwellung der Augen besteht und nach Überstehen derselben häufig Erblindung zurück lässt.

Weniger günstig verhält sich australisches Vieh.

Das australische Pferd lebt in Neu Guinea ganz gut weiter und kann alt und grau dabei werden, — wenn es geschont wird und ihm keine grossen Affekte zugemutet werden; es ist ebenso wie auf Java und Malacca in der feuchten Hitze sehr weich.

Dasselbe gilt von australischem Rindvieh, das ausserdem — es sind ursprünglich Niederungsschläge, die schon an und für sich sehr dazu inklinieren — Hang zur Tuberkulose zeigt.

Australische Schafe werden in dem feuchten Neu Guinea-Klima nicht mit Glanz bestehen und würde sich vielleicht eine Akklimatisation der Individuen allmählich erzielen lassen, so ist doch mit Sicherheit auf eine gänzliche Dezimierung der Wolle zu rechnen, wie ja auch das Vliess der in Indien vorkommenden Schafe mehr einem Haarkleide als einer Wolldecke gleicht.

Weder in der Fleisch- noch in der Wollproduktion hat unsere heimische Landwirtschaft jemals aus Neu Guinea eine Konkurrenz zu erwarten und die Landleute können somit ruhig unseren dortigen kolonialen Bestrebungen mehr Sympathien entgegen bringen, als es bisher der Fall war.

Einige Betrachtungen zur Botanik von Neu Guinea.

Die gewaltige Triebkraft des Neu Guinea-Bodens hat eine Flora gezeitigt, wie sie — vielleicht gewaltiger — jedoch üppiger nicht gedacht werden kann.

Wie schon bei der Bodengestaltung erwähnt, ist der weitaus grösste Teil des Landes mit dichtem Urwalde bis hoch hinauf auf die Berge bedeckt, gegen den die Savannen, d. h. die Grasflächen nur einen kleinen Raum einnehmen.

Auch da, wo der Boden aus zu Tage liegender oder nur schwach bedeckter Koralle besteht, haben die Tropen Vegetationsformen, die an Üppigkeit dem übrigen Walde nichts nachgeben.

Der Pflanzer umgeht die mit Gras bestandenen Flächen in der aus der Praxis gezogenen Erfahrung, dass solcher Boden minderwertiger und für edle Tropenpflanzen nicht geeignet sei; der Botaniker dagegen erklärt den Bestand der Grasflächen anders.

Der Eingeborene liebt es, die Grasflächen in der Trockenzeit abzubrennen, um das viele in denselben versteckte Wild herauszutreiben und zu erlegen, und diese sich jährlich wiederholenden Brände sollen das Aufkommen von Waldbeständen verhindern. Das würde die Minderwertigkeit des Bodens keineswegs ausschliessen, denn wenn seit Jahrhunderten auf einem gewissen Terrain nur immer zur Verbrennung kommendes Gras gestanden hat, so sind die Ablagerungen verwester Pflanzenstoffe gleich Null gegenüber der Fülle von Rückständen des Urwaldes.

Ob diese Annahme der Botaniker nicht doch etwas gewagt ist, wird eine genauere Forschung wohl mit der Zeit noch ergeben.

Über den Habitus der Grasflächen lässt sich wenig sagen; mehrere Meter hohe, fingerdicke Stengel mit schmalen, langen, behaarten Blättern und in grossen Zwischenräumen — oft auch garnicht — kleine Bäume mit sehr lichten Kronen.

Das Passieren solcher Grasflächen gehört zu den anstrengendsten und unangenehmsten Vorkommnissen, denn nicht nur dass man auf den schmalen Pfaden, über denen die Halme wieder zusammenschlagen, wie in einem mit dumpfer Trockenhitze angefüllten Tunnel geht, auch trockene Blattteile, die glasartigen Härchen und mit ihnen eine Menge der schon erwähnten keinen Zecken dringen durch alle Kleideröffnungen und verursachen auf der ohnehin schon empfindlicheren Haut unangenehmes Jucken.

Der verdienstvolle Doktor Finsch erwähnt in seinen Berichten die Neu Guinea-Grasflächen öfters als vorzügliche Weideflächen — ganz so optimistisch denkt man nun nicht mehr, wenn man die aus der Ferne wie ein saftiger Rasenteppich aussehenden Grasflächen aus der Nähe gesehen hat, aber immerhin hat Finsch nicht so Unrecht, als vielfach von Charlatanen gespottet wird. Hält man eine niedergebrannte Grasfläche — ohne irgend wie den Boden zu rühren — auf die eine oder andere Weise kurz, so bildet sich bald eine dichte Grasnarbe, die das grobe Lalang in Schach hält; und je länger man darin fortfährt, desto besser wird die Fläche als Weideland.

Mit dem Einrücken des Europäers ist auch das australische Kautsch-Gras, ein kleinblätteriges, stark rankendes niederes Kraut, in bester Absicht aber vielleicht sehr zum Schaden der Kolonie eingeführt und folgt nun nicht nur — alles überwuchernd und erstickend — den Pflanzungen, sondern wandert auf eigene Hand weiter, und es ist die Behauptung eines alten Pflanzers, dass der erste Durchquerer Neu Guineas dieses Gras sein werde, garnicht eine solche Absurdität, als es auf den ersten Blick scheint.

Der Neu Guinea-Wald entfaltet seine äusserste Üppigkeit an der Lisiere, also an der Seekante, an Flussufern, Buchtungen etc., wo das sonst von dem dichten Blätterdach der Baumkronen abgefangene Sonnenlicht auch die niedere Vegetation treffen und entfesseln kann; grüne Wände scheinen es zu sein, die sich bei genauerer Betrachtung als ein wirres Durcheinander von Baumlaub, Lianen und anderen Schlinggewächsen, Schmarotzern und niederem Gebüsch entpuppen.

Zu Zeiten, wenn feuerrote ca. 1 Fuss lange Traubenblüten allentalben hervorschauen, macht sich solch eine Wand ganz prächtig, dem Laien wird jedoch für gewöhnlich wenig Besonderes auffallen und muss er sich einen Weg hindurch bahnen, so wird er dies sehr bald mit gemischten Gefühlen thun. Wie bei den Insekten wird man sich auch in der Flora Neu Guineas sehr bald und oft fragen, wozu wohl diese und jene unangenehme Pflanze auf der Welt sei.

Hinter solchen Lisieren wird der Wald bedeutend lichter und schon in geringer Höhe auf den Bergen macht er den Eindruck eines dem europäischen ähnlichen Laubwaldes.

Uns interessieren nur die Pflanzenarten, welche zu irgend welchem Nutzen verwendet werden können und darauf wollen wir uns den Neu Guinea Wald auch nur ansehen und im Übrigen es den Botanikern überlassen, sich mit ellenlangen lateinischen Namen — unter denen nur sie sich etwas denken können — herumzuplagen.

Da die meisten bisher bekannten Hölzer Neu Guineas ein sehr weiches Holz haben, so sind sie auch bis auf wenige Arten für die Schneidemühle oder sonst zu Bauzwecken durchaus ungeeignet; — man kann sich wohl auch daraus ein Haus zimmern, wird aber die Freude erleben, dass man schon nach 6 Monaten durchgreifende Erneuerungen und Reparaturen vornehmen muss.

Es sind hauptsächlich vier Arten von Bäumen, die schon bei oberflächlicher Betrachtung von der See aus sich von den anderen abheben.

Zunächst die hohe, schlanke Kokospalme, die nirgends in der Südsee wild vorkommt und deren grössere oder kleinere Bestände ein sicherer Anhalt dafür sind, dass dort ein Dorf ist oder doch vor einiger Zeit war; jede Kokospalme — mag sie auch in einem noch so entlegenen Winkel stehen — hat ihren Besitzer und je nach der Anzahl der einem einzelnen gehörenden Bäume regelt sich dessen Anspruch auf die Bezeichnung reich, gut situiert, arm.

Die Kokospalme ist der Zukunftsbaum der Südsee, der für alle Pflanzungsunternehmen — ganz gleich ob zuerst für Tabak, Kaffe, Baumwolle etc. — die bei kleinen Unkosten dauernde Einnahmequelle bilden wird. Allerdings braucht er 8 Jahre bis zur Ertragsfähigkeit, liefert dann aber bis zu 80 und mehr Jahren sichere Einnahmen durch den zur Oelfabrikation etc. auf den Markt

gebrachten Kern — die Kopra. Bekannt sind auch — als weitere Produkte — die Matten und Seile aus Kokosfaser.

Der Reichtum an Kokospalmen ist sehr verschieden: in Kaiser-Wilhelms-Land weisen nur vereinzelte Distrikte grossen Bestand auf, während der Bismarck-Archipel unendlich viel mehr davon besitzt und dadurch auch die Händler an sich zog.

Unter den Kokosbeständen findet man in der Regel auch noch eine andere, nicht so hohe aber äusserst schlanke Palme vor, die von den Eingeborenen nutzlos gemacht wird; es ist die Betelpalme, deren Früchte nicht nur bei den Eingeborenen der Südsee, sondern auch in Indien die Stelle des Kautabak vertreten.

In der Frucht — äusserlich einer grossen grünlich-gelben Pflaume ähnelnd — liegt unter einer Faserschale ein nussartiger Kern, der mit gelöschtem Kalk und diversen grünen Blättern, die wohl nach der Örtlichkeit verschieden sind, zusammen gekaut wird. Der Geschmack ist scharf und säuerlich adstringierend, nicht gerade angenehm aber erfrischend. Lippe, Zunge, Zähne und Speichel färben sich ziegelrot — der Fruchtkern ist ursprünglich weiss — und ein grosser Hang zum Spucken macht sich geltend, weshalb es in der Nähe einer betelkauenden Gesellschaft recht wenig appetitlich aussieht.

Die Zähne werden mit der Zeit davon tiefschwarz, bleiben aber dabei gesund, wie überhaupt dieser Brauch das beste Desinfectionsmittel für Mundhöhle und Zahnfleisch sein soll.

Vielfach wird in der Südsee die Betelnuss bei Zusammenkünften als Zeichen des Friedens gereicht.

Die zweite Art sind die Mangroven, — eine deshalb unangenehme Baumart, weil sie in ungesundem Terrain wächst, in Buchten mit niedrigen Ufern, die bei Flut unter Wasser treten und bei Ebbe ziemlich frei kommen. Mangrovengebüsche sieht man als Malariaherde par excellence an. Um einen heimischen Baum zum Vergleich heranzuziehen sei die Erle genannt; wie diese in bescheidenen Verhältnissen so hat die hochstämmige, schlanke Mangrove einen weit ausgreifenden, zu Tage dringenden Wurzelstock und eine nicht sehr weite, leichte Krone. Das Holz ist hart und fest, aber spröde, — es ist das beliebteste Baumaterial, das noch am besten von den häufigen einheimischen Hölzern dem Wurmfrass und der Fäulnis widersteht. Leider ist die Mangrove, deren abgeholzte Bestände noch ungesunder sind als die stehenden, in den letzten unserer Hafenplätze mehr als gut vertreten. Am üppigsten tritt sie an solchen Orten auf, wo sich in stillen Buchten durch einen Fluss oder Bach Brackwasser bildet. Lianen nnd andere Schlinggewächse finden in den Mangrovebeständen keinen Nährboden und fehlen dort gänzlich.

Die dritte Art wären die dunkelgrünen, rotstämmigen Kasuarinen, die mit ihren schmalen, winzigen Blättern selbst in der Nähe noch den Eindruck von Nadelhölzern machen. Sie kommen in grösseren Beständen an den Mündungen der grösseren Flüsse vor und in einzelnen Exemplaren auch hier und da an den kleineren Bächen.

Die Stämme sind kerzengerade und eisenhart.

Die drei aufgeführten Arten sind mehr oder weniger an die Seeküste gebunden, denn auch die Kokospalme scheint Seeklima zu verlangen und hört im Innern Neu Guineas ganz auf.

Noch einige andere nützliche Baumarten sind auf den Küstengürtel beschränkt — da noch keine deutschen Namen dafür existieren, muss ich die lateinischen anführen — Calophyllum inophyllum, Aphzelia bijuga und Cordia subcordata, jene drei Hölzer, die sich als Luxushölzer in der Möbelfabrikation einen Namen gemacht haben.

Die Bäume stehen leider nur vereinzelt, sind ziemlich krumm gewachsen und es giebt ein anscheinend sehr grosser Stamm nur einen kleinen Versand-Block.

1 u. 2 sind harte, rötliche Hölzer von feiner Natur, 3 gleichfalls hart aber braun geadert. Der Norddeutsche Lloyd hat die Hölzer mehrfach für seine Salondampfer verwendet und auch der Bundesratssaal des Reichstags-Gebäudes weist in der Wandtäfelung und dem Mobiliar diese Kolonialhölzer auf. Leider stehen die Hölzer nur sehr sporadisch, sind schwer versandfähig zu machen, noch schwerer zu transportieren, so dass sich trotz des hohen Preises (Cubikmeter ca. 200 Mk.) ein Export von nennenswerter Bedeutung kaum wird entwickeln lassen. Das Harz der Calophyllen ist für die eingeborenen Küstenbewohner von äusserster Wichtigkeit, — benutzen sie es doch, um die Bordbretter auf ihren Kanoes wasserdicht mit dem Rumpf zu verkitten.

Nicht gerade nützlich aber desto auffallender sind die selten als Bäume, meist strauchartig vorkommenden Pflanzen mit bunten Blättern; lange Zeit dienten einige ganz hell weiss-gelb gefärbte Bäume in der Astrolabe-Bai den Dampfern als Ansegelungsmarken. Man findet die verschiedenen Arten meist in den Dörfern ohne irgend eine bestimmte Ordnung angepflanzt, denn die Eingeborenen bedienen sich der Blätter und Zweige als Schmuck bei Festlichkeiten.

Nicht direkt an der Küste aber doch in ihrer nächsten Nähe findet man einige Palmenarten, die entweder in eigenen Beständen oder mit anderen Bäumen gemischt vorkommen und von hohem Nutzen sind. Zunächst die an Flussläufen in der Region des Brackwassers stehende Nipa-Palme, aus deren Blättern das weitverbreitete Dachdeckungsmaterial, der Atag, gefertigt wird. Es sind niederstämmige Palmen mit langen, gefiederten Wedeln. Leider findet sich die Palme in Neu Guinea nicht in solchen Beständen, dass

R. Hellgrens

man — auch bei dem jetzigen geringen Plantagenbetriebe — eine Zufuhr aus Sumatra ganz hätte entbehren können.

In gleicher Weise nutzbringend ist eine andere in sehr grossen Beständen namentlich in den Flussniederungen des Innern vorkommende Palmenart, die Sagopalme, die gleichzeitig durch ihr Mark für weite Gebiete der Südsee zum Hauptnahrungsmittel wird. Ihre nähere Bekanntschaft ist höchst zweifelhafter Art und jedes Vergnügen hat unzweifelhaft ein Ende, wenn man einen grösseren Sago - Sumpf — denn nur in feuchten Niederungen wächst sie — zu passieren hat. Der Boden ist morastig und schlüptrig, von halbvermoderten Stümpfen durchsetzt und wehe dem, der in der Nähe einer Sagopalme Halt sucht, — die ganzen Blattstiele sind mit fingerlangen, gruppenweise zusammengestellten, nadelspitzen Stacheln besetzt, gegen die auch ein derber Tropenschuh nicht einmal die Füsse schützen kann, während der dünne Anzug überhaupt keinen Schutz gewährt. Zur Gewinnung des Sagos ist es nötig, den ganzen Stamm niederzulegen, aus dem dann die Stärkekörper durch Auswaschen und Scheuern gewonnen werden, natürlich auf primitivste Art — wie bei der Fabrikation der Kartoffelstärke.

Eine andere sehr nützliche Palmenart ist die hochstämmige, zwischen anderen Bäumen stehende, schlanke Nippon-Palme, deren äusserer Stamm der Länge nach gespalten einen vorzüglichen Ersatz für Latten und Bretter giebt und ausserdem den Vorzug hat, von Bohrwürmern nur in krankem Zustande angegangen zu werden.

Um bei den palmenähnlichen Pflanzen zu bleiben, so sei zunächst ein höchst auffallendes und charakteristisches Gewächs der feuchten Niederung erwähnt — der Pandanus.

An einem mittelhohen, mit wenigen, kurzen Verästungen versehenen Stamm sitzt eine kleine Krone aus langen, spitzen Blättern, die unmittelbar am Stamm oder den Aststumpfen sitzen. Alle Blätter sind in der Mitte geknickt und hängen nach unten; die ganze Krone macht den Eindruck, als ob sie der Rest einer durch Hagelwetter zerstörten Krone sei. Das wunderbarste sind die aus halber Stammeshöhe schräg seitwärts nach unten abzweigenden armstarken Lufttriebe, die oft eine Länge von mehreren Metern erreichen, — der Zweck derselben ist wohl z. Z. noch nicht bekannt.

Eine der schönsten Palmenarten — wenigstens in ihren niedrig-stämmigen, noch vollen Exemplaren — ist die dunkelgrüne Cycas, die man namentlich an feuchten, niederen Berghängen antrifft, sie ist bei uns wohlbekannt durch ihren ursprünglich japanischen Vetter, der als der bekannte Palmenwedel in Trauerkränzen eine Rolle spielt.

Bei einer Wanderung durch den Wald fallen auch den Laien noch mancherlei absonderliche Baum- und Pflanzen-Formen auf.

Da sind die grossen — verschiedenen Gattungen angehörenden

— Bäume mit den vom untersten Stammende abzweigenden Brettwurzeln, die den Riesen gleich Pfählen zu stützen scheinen. Bis über Manneshöhe gehen sie an dem Stamm hoch und greifen seitwärts oft mehrere Meter weit aus, zwischen sich Raum lassend, in dem ein halbes Dutzend Menschen bequem Platz haben. Auch diese Brettwurzeln finden ihre Verwertung, — die Eingeborenen fertigen sich aus ihnen ihre runden oder länglichen Schilder.

Von den Schlingpflanzen drängt sich namentlich eine der Beachtung auf, indem sie mit ihren kleinen, scharfen Widerhaken an lang herabhängender Angelschnur sich dem sorglosen Wanderer einhängt — auch in der Botanik nennt man sie „Wart ein Weilchen." Die nebensächlichsten Dinge kann sich der intelligente Mensch zur Stütze machen, und so werden diese Hakenfäden zu kleinen Trichtern verarbeitet, in denen man angeköderte Fische fängt.

Ungleich nützlicher ist ein anderer Baum — der Rottan; er nimmt eine bedeutende Stelle im Weltmarkt ein und täglich und stündlich kommen wir mit unserem ganzen „Ich" mit ihr in Berührung, denn von ihr stammt das Material zu den Stuhlgeflechten. Neu Guinea beherbergt eine Menge davon, aber, wie es scheint, nur in minderwertigen Sorten.

Auch eine Bambusart macht sich das Vergnügen, sich rankend durch die Krone anderer Bäume hindurchzuschlängeln und den unbedacht daran Rüttelnden mit einem Regen von trockenen Blattteilchen und spitzen, spröden Härchen zu überschütten.

Der uns aus mancherlei Gegenständen bekannte Bambus ist dagegen eine prächtige Gruppierung von 20 und mehr eng bei einander stehenden, hervorragenden Stämmen von 15 und mehr Meter Höhe, deren dünne Spitzen sich graziös zur Seite neigen.

Leider scheint die Südsee — soweit bisher bekannt ist — von diesem vorzüglichen Baumaterial nur recht wenig zu haben und auch dieser ist minderwertig infolge zu dünner Stammwände.

Ein Baum, der gleichfalls eine grosse Rolle spielt, den man an der Küste weniger, häufig dagegen im Innern in grossen Beständen trifft, ist der Brotfruchtbaum mit seinen grossen, tiefgefiederten Blättern. Die Früchte ähneln einer kleinen, grünen Melone, doch ist die Oberfläche gleichmässig pickelig; man röstet sie am Feuer und isst entweder nur die ca. 20 grossen, an Wannen erinnernden Kerne oder — wie die Eingeborenen — auch das umgebende Faserfleisch. Der Baum wird nicht angepflanzt, aber von den Eingeborenen geschont; er würde im Innern von Kaiser Wilhelms-Land infolge seines massenhaften Vorkommens eine erste Stelle in der Ernährung der Leute einnehmen, wenn nicht — wie Verfasser selbst beobachtete — die Tausende von fliegenden Hunden die weitaus meisten Früchte vernichteten, ehe sie verwendbar sind.

Auch sonst beherbergt der Neu Guinea-Wald noch eine ganze Anzahl von Bäumen, deren Früchte essbar sind, doch wird man diese nur zufällig oder bei längerem Aufenthalte kennen lernen. Einige aromatische Früchte mit zartem Fleischkern erinnern an die wohlschmeckenden indischen Rauputans; eine Terminalie — grosse, schöne Bäume — liefert Früchte wie grosse blaue Pflaumen, doch ist die Schale eisenhart und birgt nur einen kleinen, aus mehreren ungleichmässigen Stücken zusammengesetzten, angenehm mandelartigen Kern. In einem neueren Werk finde ich den deutschen Namen „Strand-Mandelbaum", der mir nicht ganz richtig erscheint, da ich den Baum mit seinen willkommenen Früchten über 100 Kilometer landeinwärts getroffen habe. Ähnliche Früchte liefert auch ein Inocarpus — jetzt Strand-Kastanie — die man zu gewissen Zeiten von den Eingeborenen an der Küste in Massen angeboten erhält.

Erwähnt sei auch der Mangobaum mit seinen aromatischen, jedoch nach Terpentin schmeckenden, vielfach beliebten Früchten.

Vorhanden sind auch Muskatnussbäume, doch wird es erst mit der Zeit möglich sein, festzustellen, ob er irgendwo im deutschen Gebiet in solchen Mengen vorkommt, dass sich eine Ernte lohnt. Aus Holländisch Neu Guinea hat die Ausfuhr einen auf mehrere Hunderttausend zu veranschlagenden Wert angenommen.

Ein dem Zimtbaum nahestehender Verwandter ist der Massoi-Baum mit einer äusserst aromatischen Rinde; unter den Eingeborenen des Guinea-Golfes gilt sie als Mittel gegen Fieber und neuerdings hat man sie zur Destillation kräftig aromatischer Schnäpse und als Gewürz zu Backwaren benutzt.

Wie überall in den noch unerforschten Tropen hofft man auch für Neu Guinea auf die Produkte, die mit fortschreitender Elektrotechnik von Jahr zu Jahr wertvoller werden — Kautschuk und Guttapercha.

Dass davon vorhanden ist, stellen die bisher erhaltenen Proben ausser allem Zweifel und dass man mit der Zeit vielleicht marktfähige Mengen davon erhalten wird, lässt sich solange erhoffen, als es nicht erwiesen ist, dass unser Schutzgebiet in diesem Produktionszweig minderwertiger ist, als der engliche Teil Neu Guineas, aus dem schon ganz ansehnliche Mengen exportiert werden. Bisher hat man — optimistisch wie immer — geglaubt, dass sich das Geschäft ganz von selbst, gleichsam im Schlafe anbahnen müsse und hat für die Klärung der Frage nichts gethan; die bisher erhaltenen Proben beziehen sich demnach nur auf wenige, eng begrenzte Gebiete und können noch keinerlei Anhalt weder nach der hellen noch der dunklen Seite hin geben.

Ehe wir zu den eigentlichen Kulturpflanzen übergehen, seien kurz noch einige Arten erwähnt, die sich dem Auge des Beschauers aufdrängen.

Imposant sehen jene Baumriesen aus, die ein mehrere Meter im Durchmesser haltendes Gewirr eng nebeneinander und durcheinander gewachsener Bäume zu sein scheinen, die aber doch ein einheitliches Ganze sind; ursprünglich war es ein einzelner, nicht allzustarker Stamm, aus dessen Krone sich Luftwurzeln zur Erde senkten, die dann bei der Berührung mit dem Boden selbst wieder Wurzeln schlugen.

Schön sehen durch die zierliche Fiederung ihrer dunkelgrünen, grossen Blätter die Formen aus, namentlich wenn sie — wie man das oft sieht — ihre mehrere Meter über dem Boden auf schlankem Stamme ruhende Krone an einer Lisiere aus dem Einerlei hervorstecken.

Prächtig auch machen sich die in vielen Arten vorkommenden Orchideen, die bald durch die Farbentöne bald durch die originelle Gestalt ihrer Blüte fesseln; dem flüchtigen Beschauer des Neu Guinea-Waldes werden sie aber kaum auffallen, da sie epiphytisch auf Bäumen wachsen, d. h. auf einem Baume gewurzelt haben, ohne jedoch aus demselben den Nährstoff zu nehmen wie die Parasiten.

Auch eine Anzahl Farne mit meist sehr grossen und wunderlich geformten Blättern vegetieren auf gleiche Weise.

Was den Neu Guinea-Wald im allgemeinen trotz seiner Üppigkeit langweilig und tot erscheinen lässt, ist das immer gleichbleibende Grün der Bäume, denn nur wenige wechseln das Laub, indem sie es bis zur Kahlheit abstossen, meist geht der Wechsel unbemerkbar vor sich. Dann fehlen die schönen Frühjahrs- und Herbst-Schattierungen und schliesslich giebt es nur wenige Bäume, die in einem wirksamen Blütenschmuck prangen, denn meist blühen die Urwaldriesen in kleinen, nur schwach gefärbten Blüten. Auch die schöne Verästung unserer Eichen oder Buchen wird man vergebens suchen; alles macht einen weichen, müden Eindruck, es fehlt das Kraftvolle, Wuchtige!

Wir kommen nunmehr zu den Kulturpflanzen, deren Zahl grösser ist, als es dem oberflächlichen Beschauer erscheint.

Die Haupt-Nahrungspflanzen sind Taros und Jams. Der Taro ist eine langgestielte Pflanze mit nur einem grossen, herzförmigen Blatt an jedem Stiel — man findet sie auch in unseren Gärten resp. Treibhäusern (Collocasium). Die braun-weisse Knolle wird am Feuer geröstet und erhält dann Konsistenz und Geschmack einer groben Kartoffel. Auch die scharfen, adstringierenden Blätter werden unter mehrmaliger Erneuerung des Wassers zu einem wohlschmeckenden, spinatartigen Gemüse verarbeitet.

An einen kleinen Weinstock erinnern aus der Ferne die an einem Pfahl oder Baumstumpf hochgezogenen Ranken der Jam (Dioscorea), deren wunderlich geformte, mehligen Knollen oft eine kolossale Grösse und Schwere erreichen. Nach den Jamsernten

rechnen die meisten der Südseebewohner ihre Zeit und haben auf diese Weise den ungefähren Zeitbegriff unseres Jahres.

Um bei den kartoffelartigen Früchten zunächst zu bleiben, sei noch die Batate erwähnt, eine am Boden rankend wuchernde Süsskartoffel, die bei einer langen, gurkenartigen Form einen schliffigen, an erfrorene Kartoffeln erinnernden Geschmack hat.

Sie wird nicht überall angebaut, scheint aber — falls die Annahme richtig ist, dass sie aus dem indischen Archipel herübergekommen ist — ihren Weg längs der grossen Flüsse besser gefunden zu haben, als an der Seeküste. In der Bedeutung für die Ernährung steht sie zweifellos sowohl hinter der vierten Kulturpflanze, der Banane, als auch hinter manchen wilden Nährpflanzen zurück.

Die grossen Trauben der Banane mit den schotenartigen Früchten sind genügend bekannt, weniger dagegen die häufig in den Arrangements unserer Gärten vorkommende Staude mit den $1^1/_2$ Meter langen und 1 Fuss breiten, ovalen Blättern. Nach den Früchten unterscheidet man über 100 verschiedene Sorten, deren Wert nur der schätzen kann, der die herrlichen Früchte an Ort und Stelle gegessen hat und nicht nur jene armseligen Dinger kennt, die unreif abgepflückt und nach Europa geschickt werden. Die feinste Sorte hat Neu Guinea — abgesehen von den jetzt importierten Arten — zweifellos nicht aufzuweisen gehabt, aber die Annahme ist falsch, dass dort nur die groben, geschmacklosen sogenannten Kochbananen vorkommen, denn am Ramu fanden sich tief inlands recht wohlschmeckende vor. Für solche, die gern gastronomische Experimente machen, sei gesagt, dass man in Indien die Banane vielfach als Unterlage zu Käse benutzt, was der Verfasser nur empfehlen kann. Die Banane ist überhaupt meist ausserordentlich modulationsfähig — als Salat, gebacken, kandiert etc.

Weniger Nahrungs- als Genussmittel ist das allenthalben in unbedeutenden Mengen angebaute Zuckerrohr, das in Neu Guinea recht wenig saftreich ist.

Eine kleine Melone von gurkenartigem Geschmack wird stellenweise kultiviert und auch der Maniok — wahrscheinlich aus Indien importiert — scheint sich mehr und mehr einzubürgern.

Ganz vorzügliche Gemüse (Palmkohl) sind die Herzen der Kokos- und Nipon-Palme, die von Farbigen wie Europäern gleichmässig geschätzt werden, da das Ausbrechen derselben aber gleichbedeutend mit der Vernichtung des ganzen Baumes ist, gehört namentlich ersteres zu den selteneren Genüssen.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielt eine Pflanze — wenn ich nicht irre, auch gleich dem Zuckerrohr eine Graminee, — die ungefähr aussieht, wie ein sehr langer und sehr dünner Maiskolben; nach der Loslösung der trockenen, äusseren Hülle entpuppt sich ein feiner, weissfleischiger Kern noch unentwickelter Blätter, die sich

ganz vorzüglich als Spargel zubereiten lassen. Die Eingeborenen rösten die Kolben in der Asche.

Namentlich im Innern Neu Guineas werden die Kolben viel in den Handel gebracht.

Der Papua liebt keine scharfen Speisen und so sind der Gewürze auch recht wenige; das häufigste sind kleine Ingwerknollen, während der erst in jüngster Zeit aus dem indischen Archipel eingeführte spanische Pfeffer wohl mehr wegen seines netten Aussehens denn als thatsächliches Gewürz eine so schnelle Verbreitung gefunden hat.

Verfasser kann sich nicht entsinnen, jemals in den Speisen der Papuas die Verwendung der roten Pfefferschoten gefunden zu haben.

In den Plantagen und Dörfern findet man häufig stark aromatisch duftende Kräuter angepflanzt, dieselben mögen teilweise auch in den Speisen verwendet werden, weit mehr jedoch wegen ihres Wohlgeruches und als Mittel gegen Insektenplage und Arzeneien.

Von Genussmitteln findet sich der Tabak namentlich in den westlichen Teilen unseres Schutzgebietes; er wird nicht sonderlich kultiviert, sondern nur in einigen Stauden neben der Hütte oder in einem Winkel der Plantage gehalten.

Im Gefolge des Europäers haben eine Menge Gewächse ihren Einzug gehalten, die früher gänzlich fehlten oder doch nur in anderen, unbedeutenden Arten vertreten waren.

Zunächst die Handelsgewächse Tabak, Baumwolle, Kaffee, Kautschuk, Gambir, Kapok (Baumwollenbaum), — sie alle finden in Neu Guinea durchaus günstige Lebensbedingungen und wenn sie z. T. noch keine Bedeutung erlangt haben, so liegt das auf anderem Gebiete. Auch Ramiak ist vorhanden, doch lassen sich noch keinerlei Schlüsse ziehen, ob sie ein günstiges Feld bieten wird oder nicht.

Zu wiederholten Malen wurden die wunderbaren indischen Fruchtsorten eingeführt, trotzdem sieht man ausser Limonen, Bananen und Ananas recht wenig; — teils brachte man sie auf den Verwaltungsstationen auf ungenügendem Korallenboden unter, teils gingen die Anpflanzungen mit der Aufgabe der diversen Plantagen verloren, teils auch hatte man nicht genügend Interesse dafür.

Die europäischen resp. ostasiatischen Gemüse verhalten sich z. T. der Einbürgerung gegenüber ablehnend.

Gurken, Bohnen, Radieschen, die Eierfrucht, die Wassermelone gedeihen gut und Tomaten werden in kurzer Zeit zum Unkraut ebenso wie der auf allen Stationen frei wuchernde Portulak. Salat und Kohlrabi gedeihen auch noch, dann ist es aber mit der Herrlichkeit aus und wenn von Zeit zu Zeit mal auch noch weiteres gemeldet wird, so ist das ein Glücksfall gewesen, der sich alle Jubeljahre wiederholt.

Kartoffeln wachsen, setzen aber keine Knollen an; Kohl wächst, schiesst aber ohne Kopfbildung in die Höhe.

Von Halmfrüchten gedeiht Mais vorzüglich — man findet ihn im holländischen Neu Guinea auch schon bei den Eingeborenen — und Reis würde unzweifelhaft eine Zukunft haben, wenn die nötigen Arbeitskräfte vorhanden wären.

Im Allgemeinen wird man annehmen können, dass alle Tropenpflanzen, die ein feucht-heisses Klima vertragen, in Neu Guinea die denkbar besten Lebensbedingungen finden werden, — ob sie lukrativ sein werden, — ist dagegen von so vielen Nebenumständen abhängig, dass unter Berücksichtigung der bisher ausschlaggebend gewesenen Faktoren nur ein Versuch entscheiden kann.

Welche Aussichten bietet Neu Guinea für die Auswanderung?

Als man sich in Deutschland zur Erwerbung von Kolonien entschloss, waren drei Gesichtspunkte dafür massgebend gewesen

Man wollte die Auswanderung von Amerika und Australien ablenken in deutsche Gebiete und damit Tausende von Deutschen, deren Nationalität im Auslande leider nur zu schnell verloren geht, dem Mutterlande erhalten.

Man wollte ferner der deutschen Industrie neue Absatzgebiete erschliessen und wollte einen Teil der alljährlich für tropische Kolonialprodukte ausserlands gehenden Millionen wenigstens für deutsche Interessen retten.

Die letzten beiden Punkte lassen sich mit der Zeit zweifellos verwirklichen.

Der erste und wichtigste Punkt ist für die Kenner unserer Tropenkolonien schon erledigt, — ein kathegorisches Nein ist die Antwort auf diese Frage. Trotzdem scheut man sich noch, in weitere Schichten der Bevölkerung darüber Klarheit zu tragen, und noch ab und zu taucht bald von hier bald von dort die Nachricht auf, dass nach Ansicht dieser oder jener Landstrich sich für europäische Ansiedelungen eigene.

Es dürfte daher auch für weitere Leserkreise nicht ohne Interesse sein, wenn die Aussichten Neu Guineas für die deutsche Kolonisation hier in Kürze von den verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden.

---

a) Welche Aussichten findet der Ansiedler?

Unter Ansiedler versteht man richtiger nur den kleinen Bauer, der sich und seine Familie nur durch seine und seiner Angehörigen Arbeit ernährt und zu Wohlstand zu bringen sucht ohne nennenswerte Verwendung fremder Arbeitskräfte.

Dafür bietet Neu Guinea nirgends Raum! Warum? — Weil auch die gesundeste, kräftigste Natur in dem Kampfe mit dem Urwalde unter den schlechten gesundheitlichen Verhältnissen in Kaiser Wilhelms-Land sehr bald und im Bismarck-Archipel nicht viel später unterliegen wird. Nach den bisherigen Erfahrungen ist Kaiser Wilhelms-Land für europäische Frauen namentlich verderblich und dass über das Gedeihen europäischer Kinder noch keine Erfahrungen vorliegen — ein anscheinend ganz günstiger Fall ausgenommen — ist jedenfalls kein günstig auszulegendes Faktum. Selbst Frauen, die nur den häuslichen Geschäften nachgehen brauchten und sich darin noch durch farbige Diener und Dienerinnen konnten unterstützen lassen, fielen entweder bald dem Klima zum Opfer oder kehrten krank und vorzeitig alt dem Lande den Rücken. Der Ansiedler hat nicht die Mittel, sich selbst zur Erholung auf Reisen zu begeben, oder Frau und Kind auf Monate in die Heimat zu senden und so hiesse es für ihn und seine Angehörigen: aushalten — und sterben! Das Marquis de Ray'sche Fiasko, das durch Betrug allerdings erst seine ganze Tragik erhielt, würde in jedem auch noch so reell angelegten und fundamentierten Unternehmen, das sich die Ansiedlung europäischer Farmer in Neu Guinea zur Aufgabe machen würde, unzweifelhaft eine Nachfolgerin finden.

Eine Frage, die sich eher diskutieren liesse, wäre die, ob mit einigem Kapital, das die Verwendung farbiger Arbeiter in geringem Umfange gestattet, etwas anzufangen ist.

Für Kaiser Wilhelms-Land muss auch das entschieden verneint werden, denn einmal ist einem jeden Unternehmen, das nur auf 2 Augen ruht, ein glattes Fiasco sicher und dann bedingt die Beschaffung der Arbeitskräfte von auswärts — (Bismarck-Archipel, Java, China), die häufigen Ergänzungen derselben infolge von Tod, Krankheit etc. sowie die von den meisten in Frage kommenden Tropengewächsen bedingte Wartezeit einen Aufwand, der auch bei geringer Ausdehnung des Unternehmens die Grenze des Kleinkapitals überschreiten würde.

Anders im Bismarck-Archipel! Dort hat der Europäer die Aussicht, 15 bis 20 Jahre aushalten zukönnen und in dieser Zeit lässt sich ein Unternehmen — s. Ralum — zu bedeutendem Wohlstande entwickeln. Aber auch zu diesem Ziele führt heute nicht leicht mehr ein direkter Weg. — Es ist auch jetzt noch derselbe Weg anzuraten, den die dort schon ansässigen und ausnahmslos

florierenden Finnen gegangen sind, — eine Verbindung von Handel und Plantagenbau. Die ganzen Südseeinseln haben als ihr vornehmstes Gewächs die Kokospalme anzusehen, die zur ertragsfähigen Entwickelung 7 bis 8 Jahre gebraucht, — das ist eine lange, kostspielige Zeit in einem Lande, in dem fast sämtliche Lebensmittel von auswärts eingeführt werden müssen. Man baut zur besseren Ausnutzung der aufgewendeten Arbeit des Waldrodens mit der Kokospalme gleichzeitig Baumwolle und lässt letzteres Produkt fallen sobald die Palmen nach mehreren Jahre das Land allein beanspruchen, — auf diese Weise können Grossbetriebe, die mit vielen Kräften, arbeiten, wohl den grössten Teil der Betriebsunkosten decken und später in den Erträgen der Kokospalmen das klare Fett abschöpfen, doch ist das nichts für Kleinbetriebe.

Für diese heisst es, die Zwischenzeit mit Koprahandel auszufüllen. Wohl wird es noch eine ganze Anzahl von Plätzen in der Südsee geben, an denen noch keine der bestehenden Firmen den lohnenden Koprahandel in Händen hat, — diese Plätze werden aber für den Neuling noch unzugänglicher sein als für die Firmen, die eine schon bedeutende Konkurrenz zu reger Umschau nach neuen Quellen zwingt. Sind solche Plätze jedoch schon bekannt und trotzdem noch nicht in Arbeit genommen, so ist mit Sicherheit auf einen grossen Haken zu rechnen. Dagegen werden die Firmen wohl immer den einen oder andern Händlerposten frei haben; das ist zwar kein Leben auf Rosen und unter den Herrn Kollegen wird man viele finden, auf die auch gesellschaftlich bescheidene Gemüter nicht gerade mit freudiger Genugthuung und Stolz blicken würden, — aber es wäre das nur eine Übergangszeit. Hat man Land und Leute genau kennen gelernt, so wird sich auch bei einiger Aufmerksamkeit eine günstigere Perspektive eröffnen und ohne gegen seine Firma unfair oder undankbar zu handeln, wird man sich ganz auf eigene Füsse stellen und mit seinen finanziellen Hülfsmitteln das erreichen können, was einige auch mit ganz geringen Ersparnissen fertig gebracht haben.

Um das verständlicher zu machen, sei hier kurz die Art des Verhältnisses der Händler zu ihren Firmen erwähnt. Die vielen kleinen Handelsstationen im Bismarck-Archipel gehören einer der grossen Firmen, die auf jede derselben einen Händler nicht als Beamten sondern als selbstständig Handeltreibenden hinsetzt. Haus, Boot und sonstige Einrichtung, den nötigen Proviant — Getränke nicht zu vergessen — und die Tauschartikel bekommt der Händler, ohne einen Pfennig baaren Geldes zu besitzen, auf Credit. Als Gegenleistung auf sein somit recht ansehnliches Schuldconto hat er sich zu verpflichten, seine Kopra, Trepang, Perlschale etc. nur an seine Firma gegen so und so viel in neuen Tauschwaaren, Proviant etc. und so und so viel an Abschreibung auf sein Schuldkonto oder

— das ist in den meisten Fällen eine Illusion — in Gutschrift abzuliefern. Trotzdem bei der Berechnung der Waaren etc. Aufschläge in Ansatz gebracht werden, auf die hiesige Kaufleute mit Neid blicken können, hat sich doch schon mancher frei von Schuld gearbeitet und Überschüsse erzielt, — bei anderen heisst es „wie gewonnen, so zerronnen"; es sind die, denen in keinem Falle zu helfen ist. Es sei nochmals bemerkt, dass der Weg nicht leicht und meist sehr gefahrvoll ist, und wenn jemand ihn beschreiten will, so treffe er möglichst schon vor seiner Ausreise feste Arrangements, halte an Ort und Stelle die Hand auf die Tasche, Augen und Ohren offen und sei niemals — — vertrauensselig.

b) Welche Aussichten hat der Kaufmann?

In Kaiser Wilhelms-Land ist vorläufig dafür überhaupt kein Feld, da die Eingeborenen nichts zu handeln haben und Europäer noch nicht da sind. Die bedeutenden Verluste, welche die Neu Guinea-Compagnie mit ihren „Stores" gehabt hat — ihrer Beamten und Arbeiter wegen muss sie dieselben halten — legten derselben mehrfach den Wunsch nahe, ihre diesbezüglichen Geschäfte an einen Privatmann abzugeben. Noch ist nichts daraus geworden und sollte es sich mal realisieren, so kann man auf den Ausgang gespannt sein.

Einer jeden Kalkulation entzieht sich noch der Fall, dass in Kaiser Wilhelms-Land Gold in bedeutenden Mengen gefunden wird; auch dann ist grosse Vorsicht am Platze, da dann wohl auch die Neu Guinea-Compagnie mit ihren bedeutenden Subsidien auf dem Platze zu bleiben den Wunsch haben wird.

Im Bismarck-Archipel ist z. Z. und noch für lange Jahre weder ein Bedürfnis nach neuen Kaufhäusern noch auch sind neben der Konkurrenz der schon fest im Sattel sitzenden Firmen irgend welche Aussichten vorhanden. Die Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen regeln sich in der schon oben ausgeführten Weise und sind ohne besondere kaufmännische Vorkenntnisse von jedem zu betreiben, der den nötigen Takt im Verkehr mit Farbigen hat. Geschulte Kaufleute finden nur als Angestellte einer der bestehenden Firmen Verwendung, — es sind das so wenige, dass das Nähere darüber hier nicht weiter ausgeführt werden braucht.

c) Welche Aussichten findet der Handwerker?

Die erfolgreiche Ausübung des Handwerks setzt eine gewisse Entwicklung des sonstigen geschäftlichen Lebens, ein Vorhandensein genügender Auftraggeber voraus. Der Handwerker kann nur da

existieren, wo es ein notwendiges Bedürfnis ist. Das ist weder in Kaiser Wilhelms-Land noch im Bismarck-Archipel der Fall. Stellenweise ist wohl schon jetzt ein kleines Bedürfnis nach verschiedenen Handwerkern vorhanden, doch ist dasselbe noch zu gering, um einen Europäer nähren zu können — man hat deshalb Chinesen einwandern lassen. Da sich Leute von bedeutendem Einfluss mit dem Gedanken tragen, Chinesen auch als Ansiedler in das Land zu holen — die Geschichte San Franziskos und Australiens scheint nicht zu existieren, — so ist wohl erst recht nicht darauf zu rechnen, dass man im gegebenen Momente dem Chinesen zu gunsten des deutschen Handwerkers die stillschweigenden Konzessionen entzieht, und damit verliert der deutche Handwerker auch jede Aussicht für die Zukunft. Es giebt eine ganze Anzahl von Handwerken (Schuster, Schneider, Barbier etc. etc.), die auch in den Tropen wohl von Europäern auszuüben sind, andere wären wenigstens deutschen Meistern zu reservieren, die sie mit farbigen Hülfskräften versehen könnten.

d) Was bleibt uns somit zu thun übrig?

Den Bismarck-Archipel können wir getrost seiner ruhigen weiteren Entwickelung überlassen, falls die kürzlich verbreitete Nachricht von der Übernahme der Ralum-Plantagen durch ein australisches Finanzkonsortium nur eine soche bleibt und nicht überhaupt der deutsche Handel in kurzer Zeit durch den australisch-englischen tot gemacht wird.

Für Kaiser Wilhelms-Land kommt voll und ganz das Wort eines sonst stark kolonialfeindlichen Parlamentariers zur Geltung, das ungefähr folgendermassen lautet: „Es kommt jetzt nicht mehr darauf an, ob die Erwerbung von Kolonieen für uns ein Glück oder ein Unglück ist, sondern es kommt darauf an, dass wir zur Wahrung unseres deutschen Ansehens nunmehr etwas daraus machen und daran haben alle Parteien ein gleiches Interesse.“ Mit einem Wort, — wir haben Pflichten!

In Kaiser Wilhelms-Land gehen diese Pflichten dahin, dass wir dem schwach bevölkerten Lande, dessen in weiterem Rückgange befindliche Bewohner nur zum geringsten Teil sich werden zu brauchbaren Arbeiten erziehen lassen, eine neue farbige, arbeitsfähige — und arbeitswillige Bevölkerung zu schaffen versuchen, um die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens wenigstens einigermassen in unserem und des Landes Interesse auszunutzen und in späteren Jahren einen festen Arbeiterstand zu haben.

Es giebt zu diesem Ziele verschiedene Wege, — dass die Einwanderung der Chinesen nicht das richtige sein kann, geht schon daraus hervor, dass nur ein verschwindend kleiner Teil dauernd

sesshaft bleiben würde, während der weitaus grössere sich auf Kosten des Landes bereichern und dann mit den gesammelten Schätzen nach China ziehen würde. Dass auch bei diesem Geschäft etwas für die deutsche Verwaltung übrig bleiben würde, sei keinen Augenblick geleugnet, — es ist das aber nicht der eigentliche Zweck. Auch noch anderswo in Asien giebt es zu dicht bevölkerte Landstriche, deren Bewohner sich nach Ansicht von Kennern für den gedachten Zweck vorzüglich eignen und trotzdem nicht die Gefahren der Chinesen mit sich bringen. Der dortigen Auswanderung entgegenstehende Gesetze lassen sich wohl auf diplomatischem Wege ausser Kraft setzen oder auch durch vorhandene Hinterthüren umgehen. Ueber das „Wie" wünsche ich aus leicht begreiflichen Gründen mich einstweilen noch nicht zu äussern.

Ratschläge für solche, die nach Neu Guinea reisen.

Der Deutsche hat im allgemeinen recht wenig Talent zum Reisen; fährt jemand von Berlin nach Königsberg oder sonst wohin, so macht er Umstände, als ginge die Reise nach einem andern Planeten. Diese Neigung zur Umständlichkeit steigert sich naturgemäss mit der Entfernung, und enthält das Programm gar eine Fahrt über das grosse Wasser, so heisst es schon wochenlang vorher alle möglichen überflüssigen Effekten anschaffen und unnötig das Geld ausgeben, das man später in „bar" besser gebrauchen kann.

Nachdem ich die Reise nach der deutschen Südsee dreimal hin und ebenso oft zurück gemacht habe, glaube ich mir Urteile erlauben zu dürfen, und so will ich hier für solche, die vor ihrer ersten Reise stehen, einige Winke geben, für die mir der eine oder andere Leser vielleicht dankbar ist.

Zum Reisen gehört vor allen Dingen Geld, Geld und nochmals Geld; hat man davon reichlich, so kann man sich eine Reise nach Neu Guinea wohl zu der angenehmsten Seefahrt überhaupt machen, keine andere Tour läuft nämlich eine Reihe so interessanter Punkte an, wie die Ostasiatische Linie, von der sich ja die Neu Guinea-Linie nur abzweigt. In den meisten Fällen wird man das Budget viel zu niedrig bemessen, was sich im späteren Verlaufe der Reise störend bemerkbar macht. Die wenigsten Leute, die nach Neu Guinea gehen, werden auf eigene Kosten reisen, fast alle gehen als Beamte für das Gouvernement oder eine der dortigen Firmen

hinaus, und vorteilhaft unterscheiden sich die ersteren in ihren Reisegeldern von den letzteren.

Desto angenehmer wird es vielen sein, auf Grund sachkundiger Ratschläge auch die Ausrüstungsgelder, die meist als Vorschuss gegeben werden, zusammen halten zu können und sich nicht mit unnützen Sachen zu belasten.

Im übrigen kann man in keinem Hôtel ersten Ranges besser aufgehoben sein, als auf einem Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd, es kommen aber trotzdem allerlei Ausgaben, die man vorher übersieht, aus Unkenntnis vergisst, oder zu niedrig ansetzt.

Zunächst pflegt auf einem Dampfer der Tag länger zu sein, als man es namentlich aus der Grossstadt her gewöhnt ist; man wird meistens froh sein, wenn man um 6 Uhr aus der heissen, dumpfen Kabine an Deck in die frische Morgenluft hinaus kann, um die schönsten Stunden des Tages zu geniessen.

Man hat somit bedeutend mehr Zeit zu berechtigter Durstentwicklung, die natürlich, so preiswert auch die Getränke des Lloyd sind, ins Geld läuft.

Da man nicht die ganze Reise nur lesen und schlafen kann, so wird man, will man nicht ganz im Flirt aufgehen, schon in den ersten Tagen eine der Skatgesellschaften begründen helfen, die sich bei ca. siebenstündiger Arbeit ebenso gut zu einer Einnahme- wie Ausgabequelle gestalten kann, wenn auch bei den üblichen niedrigen Spielsätzen nicht viel herauskommt und ein guter Spieler sich ziemlich im Gleichgewicht halten wird.

Dann ist es naturgemäss, dass man in jedem angelaufenen Hafen an Land geht, — man will doch etwas sehen und sich einmal wo anders wie auf den Deckplanken auslaufen; ausserdem ist beim Einnehmen von Kohlen der Aufenthalt auf dem Schiffe unmöglich, und an Land braucht man natürlich Geld — in den meisten Fällen mehr, als dafür vorgesehen ist, kurz Geld ist die Hauptsache, und wenn man für alle Fälle gerüstet sein will, so ist es gut, neben dem Billet noch einen braunen Lappen für die Ausgaben mit auf die Reise zu nehmen.

Wegen der Fahrkarte setzt man sich, wenn man als Privatmann reist, mit der Lloyd-Direktion zunächst direkt in Verbindung, um sich über den Preis zu einigen; sehr wenige Reisende zahlen den tarifmässigen Fahrpreis. Jeder Reisende kann mit seiner Fahrt einen Zweck verbinden, wie wissenschaftliche Sammlungen, Informationen über die Verhältnisse für Plantagenbau etc. In diesem Falle kann man auch hier eine bedeutende Ermässigung (25—33$^1/_3$ %) bekommen, wie sie das Reich, die Handelsfirmen des Schutzgebietes Missionen sämtlich haben. Tritt man die Rückreise nach Europa innerhalb eines Jahres an, so mache man die Agentur, bei der man

das nötige Billet löst, darauf aufmerksam, da dann eine tarifmässige Reduzierung des Fahrpreises um 2 % stattfindet.

Es mag für den Fall, dass von der Lloyd-Direktion eine Ermässigung nicht zu erhalten ist, hier auch noch zu vielleicht lohnendem Versuche ein mir von sehr autoritativer Seite gewordener Ratschlag Platz finden. Man soll dann nämlich auf Umwegen zum Ziele kommen, indem man das Billet bei einer Lloydagentur in England löst, wo man daran gewöhnt und wegen der Konkurrenz gezwungen ist, Ermässigungen ohne lange Verhandlungen zu gewähren.

Es empfiehlt sich, wie das auch stets gethan wird, die Seereise von Genua anzutreten; die Kosten sind ungefähr die gleichen, man spart ca. 14 Tage und die Seefahrt Bremen-Genua bietet wenig Interessantes, ja der Hinweg kann durch schlechtes Wetter sogar sehr ungemütlich werden.

Sämtliches Gepäck mit Ausnahme der für die Landreise nach Genua notwendigen Stücke sende man rechtzeitig zu dem in Aussicht genommenen Dampfer nach Bremen, von dort geht es frachtfrei nach Genua, wo man die Stücke schon in seiner Kabine vorfindet, wenn man sich der von allen Agenturen gratis abzugebenden Klebeetiketts bedient und sie genau ausfüllt.

In Ermangelung solcher Etiketts klebe man einen Zettel mit grosser, deutlicher Schrift auf in folgender Weise:

Ernst Schultze
D. „Prinz Heinrich“
von Genua nach Singapore.
I. Kajüte. Platz 157.

zum Gebrauch auf der Reise	(diese Stücke werden in einem täglich
oder	2 Stunden zugänglichen Gepäckraum
	untergebracht).
in die Kajüte	(diese Gepäckstücke werden in die
	Kabine gestellt, können somit nur
oder	kleineren Umfanges sein.)
auf der Reise nicht gebraucht.	(Diese Stücke werden in den grossen
	Gepäckraum gebracht, der für ge-
	wöhnlich nur in Hafenplätzen geöffnet
	wird.)

Man hat in der ersten Kajüte 1 Kubikmeter Freigepäck, doch wird sehr liberal verfahren und auch einiges mehr frei befördert, falls es nicht zu viel des Guten ist.

Will man grössere Beträge auf die Reise mitnehmen, so thut man gut, das Geld an die Direktion des Lloyd einzuzahlen und sich dafür einen Kreditbrief ausstellen zu lassen, den man an allen Hafenplätzen honoriert bekommt.

Das in bar mitgenommene Geld übergiebt man im eigenen Interesse dem Zahlmeister des Schiffes; ausser der grösseren Sicherheit hat man auch noch den Vorteil, kleinere Beträge davon an den einzelnen Plätzen in der landesüblichen Münze zurück erhalten zu können.

Es hat sich auf den Lloyd-Dampfern die Unsitte der Trinkgelder, die am letzten Tage vor Verlassen des Schiffes gezahlt werden, in einer Weise herausgebildet, dass nicht bemittelte Reisende das immerhin unangenehm empfinden. Durch die sichere Erwartung derselben ist die Bedienung allerdings mit seltenen Ausnahmen ganz vorzüglich, und man kann sich, will man nicht ungerecht sein, der Unsitte nicht gut entziehen, falls man nicht auf späteren Reisen den Unterschied zwischen freiwilliger und vorgeschriebener Leistung spüren will. Es ist schon viel darüber geschimpft worden — auch offiziell, — aber während die Lloyd-Direktion die Notwendigkeit ableugnet, sanktioniert sie durch Aufhängen von Büchsen das Unwesen.

Es ist übrigens Sitte, die Gelder an den betreffenden Steward direkt zu geben, da bei einer allgemeinen Teilung die Sache etwas ungerecht zugehen soll.

Zur Orientierung seien hier die üblichen Sätze angegeben, die ein einzelner Herr bis Singapore für Bedienung etc. in der I. Kajüte zahlt:

An den	Kabinensteward	Mk. 10,	er hält die Kabine in Ordnung, die Wäsche pp.
„ „	Tischsteward	„ 10,	bedient während der Mahlzeiten.
„ „	Rauchzimmersteward	„ 10,	sorgt für die Getränke und ist meist überlastet.
„ „	Gehülfen desselben	„ 5,	
„ die	Musik	„ 10,	
„ den	Badesteward	„ 5,	
„ „	Gepäcksteward	„ 5,	verhilft den Reisenden an sein grösseres Gepäck.
„ „	Deckmatrosen	„ 5,	schleppt die Stühle nach Bedarf an einen andern Platz, bedient bei Gesellschaftsspielen etc.
„ „	Obersteward	„ 20,	bei diesem ist eine knappere Bemessung angebracht, denn der Obersteward leistet persönlich nichts, ist meist sehr würdevoll impertiment und auf den meisten Schiffen der eigentliche Herr der innern Verwaltung, da sich die Kapitäne oft ganz auf diese ihre Stütze verlassen und einen Konflikt mit demselben fast als eigene Beleidigung auffassen.

Nachdem Neapel verlassen ist, findet ein Umquartieren statt, falls Kabinen leer geblieben und andere doppelt belegt sind. Das

ist für das Wohlbefinden und die Bequemlichkeit des einzelnen von grösster Wichtigkeit, deshalb halte man sich heran. Der sicherste Weg dazu führt mittels eines Geldstückes durch die stets offene Hand des Ober-Stewards, wenn man nicht mit der Intervention des Kapitäns sich das allerhöchste Wohlwollen des „Herrn Ober“ verscherzen will.

Je zeitiger man seine Fahrkarte löst, desto besser kann man die Nummer seines Platzes wählen, zu diesem Zwecke legen die Agenturen Schiffpläne vor. Man nehme, wenn man kann, stets Kabinen auf Deck, sonst in der oberen Reihe unter Deck möglichst weit nach vorn.

An anderen Vorbereitungen ist nichts mehr nötig, als wenn man seine Sommerferien in einem Seebade zubringen will, die eigentliche Tropenausrüstung bekommt man in kurzer Zeit in hiesigen Geschäften wie auch in Singapore. Ich werde hier das einzelne genauer aufführen.

A. Für das Schiff.

Es kommt darauf an, ob man erster oder zweiter Kajüte reist, obgleich die Etikette in letzterer keine so steife ist und man im allgemeinen sagen kann, dass jeder zu jeder Tageszeit so kommt, wie es ihm passt, wenn er nur vollständig angekleidet und sauber ist.

Für die erste Kajüte ist ein gewisser Zwang nötig, wenn man in der Gesamtheit nicht störend auffallen will; ich werde die Winke nach den Tageszeiten geben.

Morgens in der Zeit von 6 bis 8 Uhr haben die Herren die — auch voll ausgenutzte — Berechtigung, in einem ganz leichten Schlafanzuge, der aus dünner farbiger Hose und gleichfarbiger weiter Jacke ohne Kragen sowie Pantoffeln besteht, an Deck zu erscheinen, (kein Hemd, keine Strümpfe.) Damen erscheinen auf den deutschen Dampfern in der Regel nicht vor 8 Uhr auf Deck, jedenfalls aber gleich in der Toilette, die für den Tag beibehalten wird.

Herren haben sich also mit einer Anzahl von Schlafanzügen zu versehen; wer an Magen- oder Darmkrämpfen leidet, nimmt am besten einen leichten wollenen Stoff. 4 Anzüge genügen bis Singapore, wo man den weiteren Bedarf decken kann.

Von 8 Uhr vormittags bis 7 Uhr nachmittags trägt man einen leichten, meist hellen, Sommeranzug, farbiges oder weisses Faltenhemd mit möglichst weitem und gestärktem farbigen Kragen, gelbe Schuhe, bequeme Mütze, aber auch nicht zu dünnen Stoff. Bei Landbesuchen kleidet man sich ebenso, jedoch aus sanitären Rücksichten unbedingt mit Hut, Schlapphut in heller Farbe, Tropenhut.

Helle (Tennis)-Anzüge müssen natürlich häufig gewechselt werden, und wenn man diese — allerdings kleidsamste — Tracht wählt, so ist es nötig, sich mit mehreren (4 Stück) zu versehen, sonst giebt es aber auch in ganz leichten Tuchstoffen in einfarbigem Blau oder Grau praktischere Anzüge.

Für Hemden empfiehlt sich ein loser, weitmaschiger, krepp-artiger Stoff, der nach jeder Wäsche weicher und angenehmer wird, immer gut aussieht, sich vorzüglich hält und auch später das beste Gebrauchshemd abgiebt. Da man mindestens jeden Tag ein Hemd braucht, beim Landaufenthalt aber häufig Tage kommen, an denen man 2 und 3 nötig hat, so kann der Vorrat niemals zu gross sein, besonders, weil ein späterer Ersatz umständlich ist. Auf den Post-dampfern befinden sich allerdings auch Wäscher, doch sind diese meist so mit Arbeit überhäuft, dass man oft längere Zeit auf die Rücklieferung warten kann, und so ist allein aus diesem Grunde auch für die Seefahrt schon der volle Vorrat erwünscht. 2 Dutzend solcher Hemden sind durchaus nötig, ersparen dann aber andere Sorten daneben (s. unten.)

Man lasse möglichst gar keine Knöpfe fest anbringen, da sie in der Wäsche verdorben werden, vermeide aber unter allen Umständen Metallknöpfe, die infolge des Zusatzes von Seewasser zum Wasch-wasser unbedingt Rostflecken geben. Die Handpasse nehme man nicht zu schmal und lasse verschiedene Knopflöcher anbringen, da es bei Märschen durch den Busch zweckmässiger ist, dass der Ärmel unten eng anschliesst, während in der Ruhe wegen der Luftzuführung weite Ärmel angenehmer sind.

Damen tragen eine hellfarbige Bluse mit einfachem glatten Rock in beliebiger Farbe, Gürtel, leichte gelbe oder schwarze Lederschuhe, kleine leichte Mütze, am Lande englischen Strohhut oder breiten Panama mit leichtem Stoff und Blumen garniert.

Für die Zeit von 7 bis 8 Uhr abends und damit man sich dem Genusse des vorzüglichen Diners des Norddeutschen Lloyd mit ganzer Ruhe hingeben kann, hat das reisende Publikum gemeinsam mit der Direktion die Gesellschaftstoilette eingeführt, d. h. da der Kapitän, der erste Ingenieur und erste Offizier in blauem Tuchrock erscheinen müssen, steckt sich auch der Passagier in dunkles Kostüm. Dieser Umkleidezwang — wenn man sich ihm nicht fügt, läuft das Schiff allerdings auch nicht aus dem Kurs — ist namentlich deshalb sehr unangenehm, weil die Schiffsräume gerade um diese Zeit recht schön durchhitzt sind, aber es hilft nichts. Herren erscheinen in schwarzem, ausgeschnittenem Jackett (Smoking), dunkler, ganz heller oder weisser Hose, Lackschuhen, schwarzen Strümpfen, Ober-hemde mit weissem Kragen und Manschetten, statt mit der Weste meist mit breitem seidenen Gurt.

Damen tragen Promenadentoilette oder helle, seidene Bluse mit dunklem Rock, schwarze Lackschuhe, schwarze Strümpfe, etwas Schmuck.

Man hat auch ein salonfähiges weisses Dinner-Jaquet, das zu dunklen oder weissen Beinkleidern getragen wird, das man aber auf deutschen Schiffen weniger antrifft und das keinesfalls schön aussieht; das leinene Jackett sieht aus, als ob man von einem weissen Kanevalsfrack die Schösse abgeschnitten hätte — fürchterlich!

Nach 10 Uhr ist wieder Schlafanzug mit Pantoffeln gestattet, bei grosser Hitze erscheinen auch die Damen noch an Deck und tragen dann leichte Morgenröcke in hellen Farben.

An Taschentüchern und Strümpfen kann man nie genug haben und von beiden nimmt man gleich das ganze Quantum sich am besten und billigsten aus Deutschland mit.

Oberhemden, Kragen und Manschetten nehme man nicht mehr mit, als man bis Singapore unbedingt braucht, — auf der weiteren Fahrt und im Schutzgebiet ist wenig Verwendung dafür und selten wird nach einigen Jahren noch etwas davon brauchbar sein. Dasselbe gilt von Unterkleidern, die meist schon im roten Meere ganz fortgelassen werden.

Frack, Gehrock und chapeau méchanique lasse man zu Hause, wenn man nicht genötigt ist, bei hohen Würdenträgern an nichtdeutschen Plätzen offizielle Besuche in irgend einer Mission zu machen.

Damen werden für grosse Gesellschaftstoilette kaum jemals Verwendung haben; nur in bevorzugter Stellung und rein zufällig würden sie gelegentlich auf eine Einladung in Singapore, Batavia oder sonstwo zu einem Balle oder grossen Empfange rechnen können und daraufhin eine kostbare Toilette mitzunehmen, die in einem Jahr unfehlbar dem Tropenklima anheimgefallen ist, lohnt sich kaum.

An sonstigen Utensilien sind mitzunehmen ausser den notwendigen Toiletteartikeln: einige Flaschen Kölnisches Wasser — namentlich für stark transpirierende Leute sehr angenehm und stärkend.

2 wollene Leibbinden, — vorzüglich bei allen Magen- und Darmerkältungen.

1 gutes Doppelfernglas und 1 Perthes'scher Taschenatlas, da man im allgemeinen uns Deutschen das Prädikat „Geographie schwach" nachsagen kann, und es sehr peinlich ist, wenn man mitten im roten Meer noch glaubt, im Persischen Meerbusen zu sein, und darauf Wetten verliert — (Namen thun nichts zur Sache).

Durchaus nötig ist ferner ein bequemer Klappstuhl oder noch besser ein langer Korbstuhl, die man häufig vom Steward wird bekommen können, denn von rückreisenden Leuten werden solche oft der Einfachheit wegen auf dem Dampfer zurückgelassen.

Die „von Schiffswegen“ auf Deck vorhandenen Sitzgelegenheiten beschränken sich auf einige lange Holzbänke, die meist von den Kindern in Beschlag genommen und beschmiert werden und jedenfalls nicht dazu geeignet sind, den halben Tag der beschaulichen Bequemlichkeit zu dienen.

Wenn nicht eher, so kann man diese Stühle in Port Saïd erhalten; zwar ist die Ware dort mangelhaft, aber für die Reise halten sie aus. Wenn man sich ein kleines Kissen dazu mitnimmt, werden die Schläfchen zu den verschiedensten Tageszeiten nicht schlecht ausfallen.

Singapore ist der beste Platz für wirklich gute Longchairs, die man zum Preise von 3 bis 5 $ = ca. 6 bis 10 Mk. fertig bekommt oder bei einigen Tagen Aufenthalt am besten nach Mass bestellt; auf jeden Fall besorgt man sich dort für die weitere Reise und den späteren Landaufenthalt solch ein Ding in solidester Form, denn auch am Lande ist der lange Stuhl unentbehrlich.

B. Für den Landaufenthalt in der Kolonie.

1) Garderobe.

Die übliche Tracht ist der „weisse Anzug,“ den man sich in Singapore bei einem der auf das Schiff und in die Hotels kommenden chinesischen Schneider bestellt.

Bei knappen Ausrüstungsgeldern kann man sich zunächst mit 1 Dutzend Anzügen behelfen, doch werden diese bald in den häufigen Wäschen von schwarzer Hand hinüber sein. Will man sich genügend ausrüsten, so sind für längeren Aufenthalt (als Beamter etc.) 2 Dutzend Anzüge durchaus nötig. Der Preis beträgt 32 $ = 64 Mk. pro Dutzend.

Ebenso bestellt man sich $^1/_2$ Dutzend weissleinene niedrige Schnürschuhe, das Paar $1^1/_2$—2 $.

In 24 Stunden kann man alles nach Mass haben und selten lässt ein Chinese den Besteller im Stich.

Für Tropenhüte ist Colombo der günstigste Platz; man nehme den einfachen, weissen, runden Hut, nicht die unbequeme Helmform. Auch hiervon sind mindestens 2 Exemplare mitzunehmen.

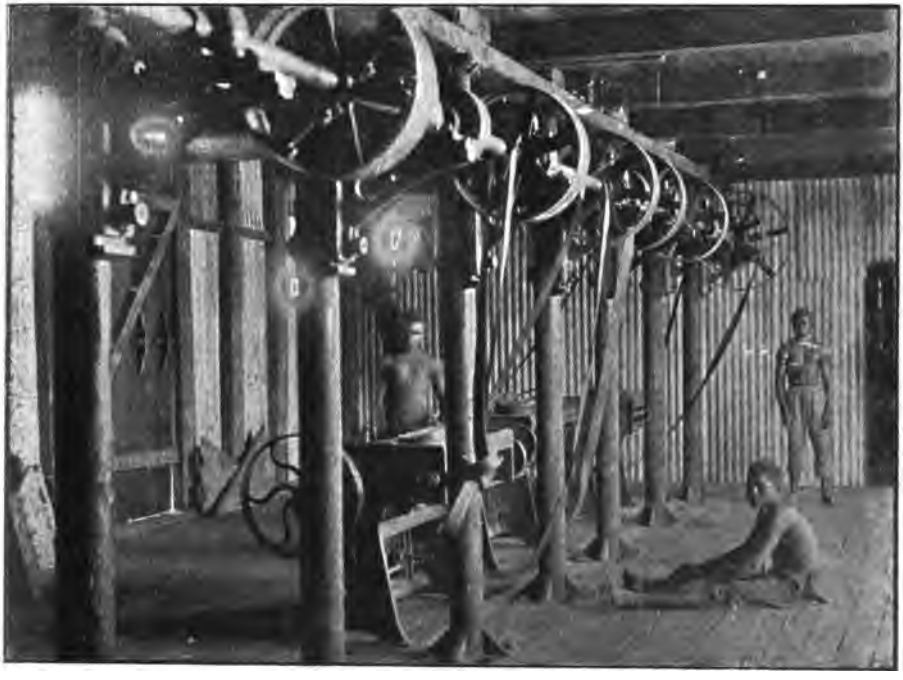
2) Mobiliar etc.

Was man unter allen Umständen mitnehmen muss, — ist ein gutes, breites Tropenbett. Man lasse sich durch keinerlei Möglichkeiten, dieses Möbel billig im Schutzgebiete von abgehenden Beamten erhalten zu können, davon abhalten, denn diese Betten werden in

den häufigen Fieberanfällen stark mitgenommen und auch gesundheitlich dürfte es keineswegs vorteilhaft sein, auf durchgeschwitzten Matratzen mit Baumwollefüllung zu schlafen. Wer das Schutzgebiet verlässt, wird für sein Bett auch unter den Chinesen Abnehmer finden, der Europäer soll sich jedenfalls ein neues Möbel mitbringen.

Über die wohlfeilsten Bezugsquellen orientiert man sich in Singapore durch seinen Hotelier, dem der Neuling am besten die Besorgung ganz überlässt.

Es sind das ganz übliche Gefälligkeiten, die mit 5% Kom-



Inneres des Maschinenhauses (Gin-Raum) in Vunatali.

missionsgebühren honoriert werden; — man wird sich dabei sehr gut stehen.

Europäische Bettwäsche passt zu den üblichen Tropenbetten nicht und so hat man sich mindestens 3fache Wäsche zum Bett passend zu besorgen, desgleichen auch mehrere Mosquitonetze. Es ist durchaus nötig, dass man sich für Ankauf von Bett nebst Zubehör mindestens 100 $ in Reserve hält.

Im Übrigen ist man mit seinen Ansprüchen im Schutzgebiete sehr bescheiden, besonders, da es infolge des vielen Ungeziefers und

der heissfeuchten Luft durchaus unangebracht ist, sich wirklich gute oder stilvolle Möbel zuzulegen. Das Notwendigste wird man jederzeit im Schutzgebiete auftreiben können, — dass Tische und Stühle an ungleichen Beinen leiden und etwaige Spinden an Hinfälligkeit der Thüren, macht nichts zur Sache. Es empfiehlt sich jedenfalls für den nur mit knappen Mitteln ausgestatteten nicht, für Möbel noch etwas auszugeben, sobald Bett und Longchair erstanden sind, es sei denn höchstens noch ein einfacher Waschtisch mit Service.

Da man als gebildeter Mitteleuropäer gewöhnt ist, an gedecktem Tisch zu speisen und es auch sonst vorteilhaft ist, auf eine gewisse Etiquette zu halten, empfiehlt es sich, ein einfaches, ganz billiges Tischzeug für kleinste Verhältnisse mitzunehmen, — lange dauert die reine Freude doch nicht, und unzählige Stockflecke geben bald Tischtuch und Servietten ein ungewaschenes Aussehen, — also so billig als möglich.

Geht jemand in bevorzugterer Stellung hinaus und hat er Lust an Geselligkeit oder auch die Pflicht, zu repräsentieren, so kann er sich zu einer standesgemässen Einrichtung verhältnismässig billig aufschwingen. Der weitaus grösste Teil des geselligen Lebens spielt sich auf der Veranda ab, zu deren Ausstattung lediglich die in allen möglichen geschmackvollen Mustern ausgeführten Rohrmöbel verwendet werden, die man in Singapore lächerlich billig erhält. Einige Longchairs, ein oder zwei runde Tische mit Marmoreinlage und $^1/_2$ Dutzend bequeme Korbstühle bilden schon eine elegante Einrichtung und sind für 60 $ = 120—125 Mk. zu haben. Für Esszimmer-Einrichtung genügt ein grosser, einfacher Tisch, einige Stühle (am besten einfache Wiener) und als recht zweckmässig eine einfache Anrichte. Man nehme alles möglichst einfach und in glatten Formen.

Es haben sich in der chinesischen Möbeltischlerei in Singapore und Batavia ganz feste Formen ausgebildet, die trotz ihrer Einfachheit nicht eines gefälligen Aussehens entbehren und für ihre Zwecke durchaus genügen. Ein geräumiger Wäscheschrank hat seine grossen Annehmlichkeiten und hat gegenüber der für einfachere Bedingungen genügenden Kiste auch noch den Vorzug der besseren Konservierung der Wäsche und Kleidungsstücke.

Auch billige aber gefällige Schreibtische — deren Anschaffung unter den bisherigen Verhältnissen von der Kritik des lieben Nächsten sofort als der erste Schritt zum Tropenkoller aufgefasst worden wäre — sind in Singapore oder Batavia zu haben; zum Aufbewahren von Wertsachen und Dokumenten sind sie aber ebenso wie alle Spinde — ausser eisernen Geldschränken — nicht zu gebrauchen, da alle Schlösser bald das Zeitliche segnen.

3) Geschirr.

Glas und Porzellan sind ja bekanntlich auch schon in unseren europäischen Verhältnissen nicht für die Ewigkeit, — noch weniger jedoch in den Kolonien.

Allerdings wird sich die Grenze der Dauerhaftigkeit sehr nach der Art der Bedienung verschieben. Hat man einen Melanesen zur Bedienung, so dauert die Freude nicht lange; ein geschulter chinesischer Boy ist dagegen gegen ein modernes Berliner Dienstmädchen ein Wunder an Geschicklichkeit. Natürlich wird ihm auch mal ein Unglück passieren — dafür ist er eben auch ein „fehlender Mensch."

So ist an Ess- und Trink-Gerät im Schutzgebiet niemals ein Überfluss gewesen und wenn auch immer noch so viel da war, dass man nicht aus dem Kochtopfe zu essen brauchte, so war es doch „eitel Stückwerk."

Meissener Zwiebelmuster, einfache weisse Teller, alle möglichen Blumen- und Arabesken-Muster stehen in buntem Durcheinander gemeinsam im Haushalte und auf dem Tische umher und auch davon war das meiste nicht ganz ohne Scharte aus dem ständigen Kampf mit einem Melanesen hervorgegangen.

Es ist nun nicht jedermanns Sache, seinen neuen Haushalt mit einer an kolonialgeschichtlichen Reminiscenzen vielleicht nicht ganz uninteressanten Scherbensammlung anzufangen, — es wird sich das auch ganz nach der einzunehmenden Stellung richten. Will oder muss man sich einigermassen angenehm in dieser Richtung ausstatten, so nehme man jedenfalls kein teures Service, sondern eines, das mit der Wohlfeilheit und etwas derben Formen auch eine wohlthuende Gefälligkeit verbindet.

Mit Gläsern stand es oft recht misslich und es war keine Seltenheit, dass man ein Glas Sekt im Becher, der Nebenmann in der Schale und der dritte im Kelch vorgesetzt erhielt; guter Sekt schmeckt schliesslich aus jedem Gläse gut, und schlechter wird auch durch den schönsten Kelch nicht besser, — aber die Hälfte des Geschmackes hängt vom Auge ab. Wo es sich ermöglichen lässt, nehme man einfache Becher (Bier, Sekt, Liqueur), für Weisswein derbe Römer und für Rotwein Gläser mit möglichst niedrigem und dickem Fuss.

Das Quantum hängt von der Häufigkeit und der Kopfzahl der Besucher ab; im allgemeinen kann man annehmen, dass das Neu Guinea-Dutzend sich nach vier Wochen nur noch zwischen 7 bis 8, nach einem halben Jahre nur noch zwischen 2 bis 3 und sehr bald später zwischen 0 und 1 bewegt. Für Essbestecke ist das gegebene Metall Nickel; man vermeide Messer und Gabeln mit Holzgriff.

Wer so verwöhnt ist, dass er ohne „massiv Silber“ nicht auskommen kann, der soll lieber die Finger von den ganzen Kolonien lassen; Alfenide und sonstige Versilberungen oder Plattierungen sind durchaus ungeeignet, weil der kleinste Schaden unter der Einwirkung des Klimas sich schnell vergrössert und es mit dem „Silberschein“ dann bald vorüber ist. Wenn Nickel-Essgeräte richtig gehalten werden, so bieten sie stets ein anständiges, das Auge sehr sympathisch berührendes Äussere.

4) Kochgeschirr und Küche.

Küchenluxus kennt man in Neu Guinea noch nicht; man kennt dort überhaupt nur in vereinzelten Fällen eine richtige Küche nach europäischem Begriff, d. h. mit einem Kochherd. In der Regel wird auf einem offenen Feuer gekocht und da sich der Rauch einen Ausweg nach Belieben zu suchen hat, so ist von grosser Reinlichkeit nicht die Rede — alles räuchert mehr oder weniger an. Obgleich man heute schon recht billige und leichte Kochmaschinen bekommt, sind doch nur vereinzelte in das Schutzgebiet gekommen, — leider, denn es ist nicht zu leugnen, dass die Speisen von einem Kochherde viel angenehmer schmecken, als von einem offenen Feuer. Im allgemeinen kümmert man sich um die Kücheneinrichtung garnicht, sondern überlässt das seinem Koch, der, falls es ein Chinese sein kann, mit sehr geringen Hülfsmitteln auskommt; in Ermangelung von Töpfen und Pfannen finden sich leere Conservenbüchsen in allen Grössen.

Man thut ja schon in Europa gut, wenn man auf Restaurationskost angewiesen ist, sich auf den Standpunkt zu stellen: „was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss!“, das ist in Neu Guinea namentlich dann gut, wenn man wegen zu geringen Gehaltes die Fürsorge für den Magen — zu einem gesunden Wohlbefinden zweifellos der wichtigste Faktor — einem Melanesen überlassen muss, den man sich womöglich erst noch selbst zum Koch anlernen soll. Für diesen Fall versehe sich der in der Kochkunst unbewanderte bei Zeiten mit einem einfachen Kochbuche als wirtschaftlichem Beirat! Niemand, der in die Kolonien geht, versäume es, vor seiner Abreise bei jeder Gelegenheit in die heimatlichen Kochtöpfe zu sehen, man wird das oft verwerten können.

5) Bedienung.

Eine schlechte Bedienung kann einem bekanntlich das Leben sehr verbittern und eine aufmerksame Bedienung ist in den Tropen doppelt wertvoll. Man wird sich in dieser Hinsicht ganz nach seinen Einkünften zu richten haben. Die billigste aber auch unzuverlässigste Bedienung sind die Melanesen und Papuas, die von den Stationen für 10 Mk. pro Monat gestellt werden. Man begegnet bei der

Erledigung dieser Frage zuerst dem rührenden Entgegenkommen seiner Nebenmenschen, denn meist versuchen sich die Herren Pflanzer immer der minderwertigsten Kerle zu entledigen unter ganz besonderer Anpreisung aller möglichen nicht vorhandenen guten Eigenschaften. Im allgemeinen sind kleinere Jungen von 12 bis 14 Jahren doch die brauchbarsten, denn sie haben auch den meisten Sinn für die Handarbeiten und lassen sich leichter anlernen.

Ganz auf die Bedienung durch Melanesen resp. Papuas zu verzichten und dafür sich mit Chinesen oder Javanern zu umgeben, ist deshalb nicht ratsam, weil man dann überhaupt nicht lernt, den Volkscharakter zu verstehen, deshalb halte auch der pecuniär gut Gestellte sich wenigstens für nebensächliche Zwecke einen Südsee-Insulaner. Sonst ist es ratsam, sich aus Singapore oder einem anderen Hafen zunächst einmal einen chinesischen Koch gleich mitzubringen und — falls es das Budget gestattet — auch einen chinesischen Boy. Das sind namentlich für Neu Guinea teure Artikel, — ein Koch verlangt für Neu Guinea 30 bis 40 $ = 60 bis 80 Mk. monatlich und ein chinesischer Boy 20 bis 30 $ = 40 bis 60 Mk. Nur wenige werden in der Lage sein, sich beides leisten zu können und vielen wird auch schon der Koch allein sehr hoch vorkommen, doch wird er sich durch unser besseres körperliches Wohlbefinden jederzeit bezahlt machen. Der Chinese ist auch nicht so an scharfe Arbeitsteilung resp. Abgrenzung gewöhnt, wie z. B. der Javaner, und so wird er willig auch noch kleine häusliche Geschäfte besorgen, wenn er einer richtigen guten Behandlung auf die Dauer sicher sein kann.

Durch gemeinschaftliche Haushaltung mehrerer Herren lassen sich die Kosten natürlich sehr verringern, doch kommt dabei nach meinen Erfahrungen selten mehr heraus als eine baldige Uneinigkeit. Der Chinese will nur einen Herrn haben, der ihm befiehlt, nicht mehrere; der eine Europäer findet den Haushalt schon zu teuer und luxuriös und der Compagnon findet, dass er für seinen Zuschuss nicht gut genug beköstigt wird, — davon lassen sich Wunderdinge berichten! Wer es kann, der bleibe für sich, halte seinen chinesischen Koch gut und er wird sich in jeder Beziehung wohl dabei finden, falls er nicht beim Engagement reingefallen ist und ein ausgesprochenes Rauhbein bekommen hat.

Die Beschaffung guter chinesischer Köche für Neu Guinea ist nicht leicht — häufig war sie überhaupt unmöglich —; man wende sich an den Hotelier, der durch seine Köche etc. noch am ehesten einen finden wird.

Dasselbe gilt von chinesischen Boys, — beides sind Vertrauensposten; ein mit permanenten Hieben regierter Chinesenboy ist ein Unding. Der einzige Übelstand ist der, dass man sehr bald zu

bequem wird, denn thatsächlich braucht man sich bei einem guten Boy um nichts zu kümmern.

Ein sonst noch im Haushalte figurierender Geist ist der Waschmann, der die Wäsche zu waschen und plätten hat; dafür geeignete Kräfte sind wohl stets im Schutzgebiete zu haben, wenn es nicht überhaupt auf der Station jemanden giebt, der als freier Gewerbetreibender das Geschäft für jedermann besorgt. Darüber orientiere man sich an Ort und Stelle.

Wenn man auf der Ausreise zurückkehrende Beamte trifft, so wird man häufig hören, dass da oder dort im Schutzgebiet ein vorzüglicher Koch, ein Boy oder sonst ein dienstbarer Geist von hervorragenden Eigenschaften zu haben ist, — dadurch lasse man sich nicht beirren, sondern werbe sich seine benötigten Kräfte schon vorher, dann weiss man, was man hat. Zwischen der Abreise der Heimkehrenden und der eigenen Ankunft liegen ca. 7 Wochen und in der Zeit kann manches geschehen; wirklich gute Kräfte werden dann auch schon längst gegen minderwertigere ausgewechselt sein, so dass man in den meisten Fällen damit reinfallen wird. Die ganzen Überfahrtskosten für einen Chinesen betragen von Singapore Mk. 35 für Passage nud Mk. 15 für Verpflegung; das wird z. T. für die eigene Bedienung auf der Reise ausgeglichen.

6. Proviant, Getränke p. p.

Die verschiedenen Lager — oder wie sie es auf gut deutsch heissen, Stores — sind nicht gerade mit Delikatessen ausgerüstet, aber liefern im grossen und ganzen doch alles, was man braucht. Das Streben eines jeden muss es sein, sich so viel als möglich von allen Konserven frei zu machen, was bei einiger Vorsicht bezüglich der Fleischkonserven radikal durchzuführen geht. Von ganz eminenter Bedeutung ist ein eigener Geflügelhof, denn abgesehen davon, dass trotz aller gegenteiligen Behauptungen von den chinesischen Kadehs nur in Ausnahmefällen Schlachtgeflügel zu haben ist (Kulis und Javaner bezahlen dafür Preise, die der Europäer als Herr der Situation nie zahlen wird und im Interesse des allgemeinen geschäftlichen Gleichgewichts auch nicht zahlen darf), fällt auch der Genuss frischer Eier, die namentlich für den durch Fieber resp. Chinin geschwächten Magen von ganz hervorragender Bedeutung sind, ganz fort, denn wenn der chinesische Kaufmann von einem Javaner 20 und 25 Pfg. für das Ei bekommt, wird er sich hüten, den Europäer damit für 8 oder 10 Pfg. zu versorgen. Geflügelhaltung ist in Neu-Guinea ausserordentlich billig, da die Tiere an Würmern etc. sich vollauf sättigen können, wenn sie eine Kleinigkeit an Reis oder Paddi als Mischfutter bekommen. Die hohen Preise, die in Kaiser Wilhelms-Land noch immer für Hühner und Enten gezahlt werden (Schlachthühner 3 und 4 Mk.), zeigen, dass die

Nachfrage noch bedeutend die Produktion übersteigt und deswegen ist es sehr zweifelhaft, ob man sich im Schutzgebiete selbst Geflügel beschaffen kann. In Singapore ist solches billig zu haben — Legehühner 60 cts = 1,20 Mk., Enten noch billiger — und da bei nicht zu schlechtem Wetter auf See und einiger Pflege sich beide (namentlich aber Hühner) leicht überbringen lassen, auch die Transportkosten nicht hoch sind (1 Käfig = Mk. 6,00 von Singapore nach Friedrich Wilhelms-Hafen), so wird man keinen Schaden haben, wenn man der Sicherheit wegen sich einen Stamm von 1 Dtzd. Hühnern mitnimmt. Kleine chinesische Enten, die beinahe so gute Eierleger sind als die Hühner, sind meist auf dem Postdampfer vom chinesischen Kulikoch zu haben — wenn auch verhältnismässig teurer.

Voraussetzung für die Mitnahme von Geflügel ist, dass man über die künftigen Wohnungsverhältnisse klar ist und genau weiss, ob man Nebenräume zur Unterbringung von Geflügel hat. Provisorien bei Nachbarn — namentlich wenn diese juristisch vorgebildet sind — sind unzweckmässig.

Die Haltung von Geflügel ist von Jahr zu Jahr dringender anzuraten, da das jagdbare Küchenwild (Tauben, Buschhühner, Kakadus, Nashornvögel) in erreichbarer Nähe um die Stationen immer seltener wird. Auf den meisten Stationen giebt es wöchentlich 2 mal Rind- oder Schweinefleisch.

Gemüsekonserven sind in guten Qualitäten jederzeit im Schutzgebiet zu haben, sofern nicht frische Gemüse vorhanden sind; Fleischkonserven — in bekannter, minderwertiger, australischer Form — sind als Notbehelfe auch erhältlich. Wenn man ein Freund von kleinen, pikanten Sachen oder, öfter Essen geben zu müssen, in der Lage ist, kann man sich bei guter Dotierung der Börse durch periodische Nachsendungen manche Vorzüge schaffen, doch sei man auch darin bescheiden und in der Auswahl vorsichtig, denn die meisten unserer Delikatessen halten sich nicht. Mixed Pickles und ähnliche Sachen sind fast immer im Schutzgebiet zu haben, daneben kommen nur noch in Frage Sardellen, Anchovis und dergl., Sardinen sind meist in Massen da und gelten kaum noch als Delikatesse. Kaviar hält sich in einer anständigen Form nicht, Presskaviar ist nur ein auf Selbsttäuschung beruhender Notbehelf.

Schinken waren früher häufig in ganz vorzüglicher Qualität vom Postdampfer zu haben, wenn derselbe einige Rückpassagiere erhielt, dagegen ist Mangel an Würsten, die man mit Genuss wirklich als solche essen kann. Neuerdings kommt eine neue Konservierungsmethode auf den Markt, die darin besteht, dass die Würste in eine doppelte Schicht von Paraffin und irgend einem anderen Stoffe inkrustiert werden. Die Kamerun-Hinterland-Gesellschaft hat grössere Versuche damit angestellt, wozu allerdings noch keine Bestätigung der in China damit gemachten günstigen Erfahrungen vorliegt.

Freunde eines edlen Tropfens werden in Neu Guinea kaum ihre Rechnung finden; an Getränken aller Art ist zwar niemals ein Mangel gewesen, aber in der Hauptsache sind die Qualitäten den Verhältnissen angemessen. Edle, vollblumige Weine bedürfen der Kühlung mehr als leichte Landweine, um einen Genuss zu bilden, und daran fehlt es vorläufig noch, resp. beschränkt sich auf eine oberflächliche Kühlung mit Salpeter.

Sekt für Mk. 2,50 pro $^1/_1$ Flasche inkl. Transport und Zoll ist natürlich ein Unding, wofür man in Ermangelung anderer Sorten moussierende Limonade trinkt, aber immerhin sind die besseren deutschen Schaumweine vollauf genügend, denn nur frappiert werden die feinen Nuancen zur Geltung kommen. Sekt ist von allen Weinen der am meisten gefragte und er ist nach der Überzeugung vieler ruhig und ernst denkender Leute eine direkte Notwendigkeit auch in fieberfreien Zeiten, um den mannigfachen Ärger zu dämpfen und die allgemein zur Müdigkeit neigenden Nerven von Zeit zu Zeit anzureizen.

Bezüglich derjenigen Weine, die höhere Temperaturen haben sollen, hat man allerdings vielfach den Standpunkt vertreten, dass das Minderwertigste für Kolonialleute noch reichlich gut ist und so ist dem, der einen guten Rotwein liebt, anzuraten, selbst dafür zu sorgen; dasselbe gilt von Portwein, Sherry, Madeira etc. die mehr getrunken werden, als man nach der Tagestemperatur meinen sollte.

Wer den Bismarck-Archipel als Wohnsitz erhält, kann sich dort eher decken, da ihm verschiedene Firmen zur Verfügung stehen.

Auch guter Cognac ist ein fast unbekannter Artikel in Kaiser Wilhelms Land, wogegen häufig Kollektionen von Erven Lucas Bols anzutreffen sind.

Cigarren werden in den Lagern garnicht geführt und jeder muss sich selbst damit versorgen. Da man stets dankbare Abnehmer für gute, preiswerte Cigarren (8 bis 12 Pfg.) finden wird, ist hier keinerlei Risiko zu fürchten. Man nehme möglichst kleine Verpackung und jede Kiste kommt in eine Blechhülle, sonst kommen sie verstockt an oder werden sehr bald von Würmern angegangen.

Dasselbe gilt von Cigarretten; wer Egypter liebt, kauft in Port Saïd an der Quelle.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier nochmals darauf hingewiesen, dass jeder Hinausgehende selbst wissen muss, was er seinem Budget zumuten darf, und danach auch allein sich aus den hier niedergelegten Ratschlägen die Nutzanwendung ziehen muss.

ge v. Greenwich 148

Gegründet 1713. *Gegründet 1713.*

Nicolaische Buchhandlung.

Borstell & Reimarus

NW. Dorotheenstr. 75. ***Berlin*** *W. Potsdamerstr. 123b.*

Reichhaltiges Lager

von Werken aus allen Zweigen der Litteratur.

Grosse Auswahl elegant gebundener Geschenklitteratur und Jugendschriften.

Einrichtung und Ergänzung

von Vereins-, Volks- und Mannschafts-Bibliotheken.

Unser umfassendes Lager ermöglicht sofortige Ausführung umfangreichster Aufträge auch nach dem *Ausland.*

In unserem Leihinstitut gelangen die hervorragenden Erscheinungen aus *allen* Gebieten der *deutschen* und *ausländischen* Litteratur in grosser Anzahl zur Ausgabe. Wir liefern zu bedeutend *ermässigten* Preisen *gelesene* Werke, die jedoch durchweg gut erhalten sich besonders zur *Ergänzung und Einrichtung von Bibliotheken* eignen. Auf Wunsch beschaffen wir dauerhafte und solide Einbände zu billigen Preisen.

Unsere in weiten Kreisen bekannten

Angebote für Bücherfreunde

senden wir auf Verlangen unberechnet und postfrei.

Heinrich Schultze Nachf.

Papierhandlung

Geschäftsbücherfabrik, Buch- und Steindruckerei.

Berlin W., Behrenstr. 28.

Briefpapier extra leicht (überseeisch) mit oder ohne Namenaufdruck in Blockform, besonders geeignet zum Gebrauch im Freien.

Briefumschläge aus überseeischem Papier, ganz leicht und undurchsichtig, in Blockform.

Anhänge-Etiquetten mit unzerreissbaren Oesen in Blockform für Sammlungszwecke.

Etiquetten für zoologische Sammlungen.

Tagebücher zum Durchschreiben für eine und zwei Copien.

Copierbücher zum Copieren der Briefe in **verschliessbarer** leichter Copierpresse.

Routenbücher in grau Segelleinen.

Reiseschreibmappen in Segelleinen.

Dokumentenmappen in Segelleinen.

Sämtliche Bureau- und Schreibmaterialien.

Füllfederhalter.

L. G. Kleffel & Sohn

Berlin W. 35.

Potsdamerstrasse 29.

empfehlen

Photographische Apparate

aller Grössen

in zuverlässigster Ausführung,

speziell für die Tropen.

(Langjährige Erfahrungen).

Vorzügliche Objektive für sämtliche Zwecke.

Teleobjektive.

Sämtliche Artikel und Utensilien für das Negativ- und Positiv-Verfahren.

Photographische Platten

nur anerkannt guter Fabriken

(Auf Wunsch zur Gewichtsersparnis auf extra dünnem Glase.)

Unterricht wird durch Fachleute erteilt.

Rob. Reichelt

Berlin C., Stralauerstr. 58.

Telegramm-Adresse: **Zeltreichelt Berlin.**
Telephon: **Amt I 7965.** **Reichsbank Giro-Conto.**

Zelte-Fabrik

Spezialität: Tropenzelte.

Besonders leicht und tadellos gearbeitet.

Zelte-Einrichtungsgegenstände wie

Tropenbettstellen mit Moskitonetz, Klapptische, Klappstühle, Hängematten, Wassersäcke, Waschbecken, Badewannen, Kameelhaar-Schlafdecken, etc.

Wasserdichte Segeltuche bis 3 m breit, Wagenplanen, Bagagedecken — Persennings — Wollene Tauschdecken.

Lieferant des Kgl. Kriegsministeriums. des Auswärtigen Amtes und der meisten Kolonial-Gesellschaften.

Illustrierte Preislisten gratis und frei.

Fabrik und Lager

von

Glas-Perlen

Metall-Perlen

Wachs-Perlen

und Flittern

für Schmuck und Stickereien.

Lager von

Isolir-Perlen

für elektrische Zwecke.

A. Feiertag

Berlin, Brüderstr. 37.

P. Raddatz & Co.

Königl. Hoflieferanten.

Berlin W. Leipzigerstrasse 123.

Magazin für Glas, Porzellan,
Haus- u. Küchengeräte

empfehlen ihre vielfach bewährten
Tropen- und Expeditions-Ausrüstungen,

speziell Feldmenagen

in entsprechend leichter aber solider
Ausführung für jede Personenzahl,

leichte Feldapparate,

Sturmlampen und Laternen

in marschfertiger Verpackung,

**wasser- und luftdicht schliessende Koffer
und Transportkisten,**

Feldbetten leicht zusammenlegbar, geringes
Gewicht (ca. 25 Pfd.) im **wasserdicht. Futteral.**

H. Leue

Hofbüchsenmacher • Berlin W.

Friedrichstr. 82.

W. W. Greener u. Leue,

Birmingham-London-Berlin.

Waffen und Munitionsausrüstung

für unsere Kolonien gemäss langjähriger Erfahrung.

Jagdgewehre und Büchsen jeden Calibers in allen Preislagen.

In- und ausländische Revolver.

Original Mauser Repetirbüchsen und Selbstlade-Repetirpistolen.

Sämmtliche Jagd-Utensilien.

Anfertigung und Versand aller gangbaren Patronen nur in frischer Laborirung, da Lagerpatronen wegen ihrer Minderwertigkeit überhaupt nicht geführt werden.

Zuverlässigste seetüchtige Verpackung in starken Zinkkartons und Holzkisten.

Geschäft begründet 1804.

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers u. Königs.

Berlin W. 64. · · Unter den Linden 24.

Cigarren
Cigaretten
Rauchtabake
} **in allen Preislagen.**

Für die **Tropen** werden die **Cigarren** etc. auf Wunsch in Blechkisten verlötet.

Billigste Preise. **Beste Bedienung.**

Preisliste kostenfrei.

Telegr. Adresse: Cagusgerol — Berlin.

Carl Schlieper,

REMSCHEID,

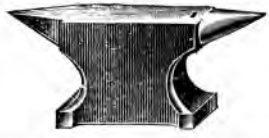
Batavia und Soerabaja.

Fabrik-Zeichen.

fabricirt alle Artikel für den

Plantagen-,
Minen- und
Eisenbahnbau.

Handtiefbohrapparate (incl. Futteral)
bis zu Tiefen von 20 Meter
für Löcher von 33 und 50 mm
Gewicht complett 16 und 36 Kilo.



Paul Engemann

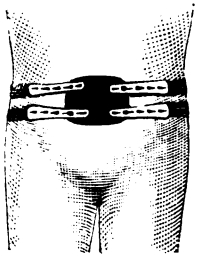
Eigene Fabrik chirurgischer Instrumente, Bandagen u. künstl. Gliedmassen.

Berlin NW.,

No. 4. Charité-Strasse No. 4.

Teleph. Amt III No. 339. **Teleph. Amt III No. 339.**

Langjähriger Lieferant
für die Hospitäler der Neu Guinea-Compagnie
sowie der Kolonial-Arzte
empfiehlt
sämtliche chirurgischen Instrumente in bester Tropenausführung.
— stark vernickelt — — nicht rostend. —
desgl. complette Bestecke
zum Präparieren und Conservieren von Vögeln
und Säugetieren.



v. Tippelskirch & Co.

Berlin NW 7., Neustädtische Kirchstr. 15.

Einziges Spezial-Geschäft Deutschlands für komplette Tropenausrüstungen.

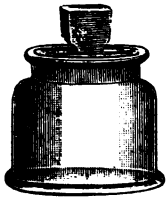
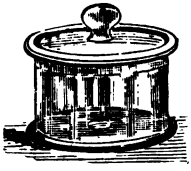
Briefe von Karoline von Schiller

Mk. 1.50, geb. Mk. 2,30.

Diese soeben erschienenen Briefe der ältesten Tochter Schillers, herausgegeben von Freiherr Dr. B. von Maltzan, sind für alle Litteraturfreunde, namentlich die Psychologen unter ihnen, von höchstem Interesse.

Berlin W. 35.

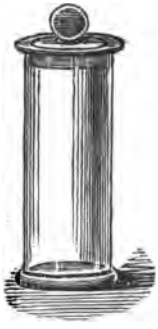
Wilhelm Süsserott, *Verlagsbuchhandlung.*

Warmbrunn Quilitz & Co.

Glashüttenwerke.

Berlin C. u. Tschernitz i. L.

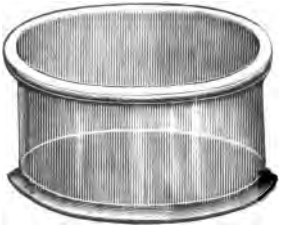
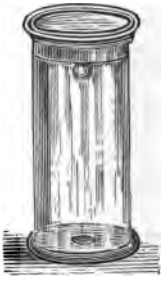


Präparatengläser.

Chemische, Pharmaceutische,

Chirurgische Apparate

und Geräte.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 42.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Schriftleiter A. Seidel.

Preis für das Heft 60 Pf., für das Jahr (20 Hefte) Mk. 10.—, Ausland Mk. 12.—.
Preis des I. Jahrganges gebunden Mk. 13.—

Inhaltsverzeichnis des I. Jahrganges.

Seite.

Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn. Von Dr. Wilhelm Oechelhäuser 1
Zur Samoafrage. Von H. von Kusserow. 7
Der Reichstag und Deutschlands Südseepolitik. Von Erich Prager 13
Unsere schwarzbraunen Landsleute in Neuguinea. Von Dr. med. Schnee 27, 61, 88, 117
Über die Handelsunternehmungen in unseren Südsee-Kolonien. Von Dr. M. Krieger 33
Die Zukunft unserer Kolonie Kamerun. Von Dr. S. Passarge 51
Kautschuk-Expeditionen nach Westafrika. Von R. Schlechter . 56
Deutschlands Weltpolitik und Welthandel in den letzten dreissig Jahren. Von Konsul Monaghan 65
Über geographische Ortsnamen in Afrika. Von Dr. S. Passarge 71
Witterungsverhältnisse in Kiautschou. Oktober 1898—März 1899. Von R. A. 76
Südamerikanische Einwanderung. Von Dr. G. B. 80, 113
Zur wirtschaftlichen Vorbildung höherer deutscher Kolonialbeamter. Von Prof. Dr. Richard Ehrenberg 97
New-Germany. Von H. C. Nebel 99
Über Handel und Verkehr auf Neuguinea. Von Dr. M. Krieger 104
Neufundland. Von Dr. Ernst Lukfiel 109
Die Wegebauten in Tsingtau. Von Hans Gerstenberg 128
Der Konflikt Grossbritanniens und der Südafrikanischen Republik. Von Herm. Frobenius 129
Der Wert des Oranjeflusses für Deutsch-Südwestafrika. Von Prof. Th. Rehbock 156
Land und Leute in Bàsari. Von Fr. Hupfeld, Bergassessor . . 161
Das Deutschtum in Queensland. Von Dr. M. Schneider 177
Zur wirtschaftlichen Lage Dahomeys. Von Erich Prager . . 190
Der Bau der deutsch-ostafrikanischen Zenralbahn. Von Geh. Reg.-Rat a. D. Schwabe 193
Bedarf Deutschland in Zukunft einer Kolonialtruppe? Von Major Gallus 197
Die Vermessungen in den Kolonien. Von Reg.-Landmesser P. Gast 205
Praktische Winke für südbrasilische Siedelungsgesellschaften. Von Robert Gernhard 208
Die englische Weltherrschaft. Von L. Frobenius 214
Die Entwickelung des Kamerun-Schutzgebietes unter der deutschen Schutzherrschaft. Von Landrat R. von Uslar 217, 225, 270, 302
Die deutschen Kapitalinteressen in der ostasiatischen Inselwelt und die gegenwärtige politische Lage. Von Prof. Dr. Ernst von Halle 242
Die japanische Kudzu. Von Alfred Unger 247
Winke für die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas, Dr. R. Endlich 249

Seite

Der Islam und die europäische Kolonisation. Von Missionsinspektor Dr. Schreiber 257
Zur Frage der Genussscheine. Von Chr. von Bornhaupt . . . 267
Die kulturelle Entwickelung Paraguays und seine jetzige Bedeutung für europäische Kolonisation. Von E. Pfannenschmidt 285, 315, 347, 369
Deutsche Post in Übersee. Von H. Herzog 289
General Gallieni über Kolonialpolitik. Von Rud. Rabe . . . 294
Zur Frage der Genussscheine. Bemerkungen der Herren: Geh. Justiz- und Kammergerichtsrat Dr. Keyssner, Reichsgerichtsrat Förtsch, Prof. Dr. Karl Lehmann, Rechtsanwalt Dr. Scharlach und Chr. von Bornhaupt 321
Die landwirtschaftliche Regierungsstation Johann-Albrechts-Höhe. Von L. Conradt 332
Das französische Kolonialbudget für 1900. Von Dr. G. K. Anton 353
Stand der Eisenbahnbauten in den deutschen Schutzgebieten Afrikas. Von Postrat E. Ewerlien 361
Kiautschou. Von Leutnant Fritz von Bülow 365, 395
Die Terrainlehre Kleinasiens in ihren allgemeinen Beziehungen zur Bodenkultur des Landes. Von Prof. Dr. O. A. Avédissian 377, 403, 442, 462, 499
Zur Geschichte der deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika. 385
Die Entdeckung des Bismarck-Archipels vor 200 Jahren durch William Dampier. Von Dr. Paul Verbeek 389
Die Rechtsverhältnisse der deutschen Kolonialgesellschaften. Von Prof. Dr. Frhr. K. von Stengel 417
Die Kolonialgesellschaften und ihre Eintragung in das Handelsregister. Von Reg-Assessor Dr. R. Leist 424
Militärische Massnahmen Frankreichs im Hinterland von Algier. Von Oberstleutnant z. D. Hübner 426, 559
Die Handelsabteilung, insbesondere die Kolonialausstellung des Städtischen Museums in Bremen. Von Dr. A. Beyer . . 431
Deutschtum in Südbrasilien. Von Pastor H. Faulhaber . . . 435
Ein Vorschlag zur Hebung der Jagd in Deutsch-Südwestafrika. Von Dr. Rud. Endlich 439
Das britische Konsularwesen. Von * * * 449
Die Beförderungsbedingungen für die französischen Konsuln. Von Dr. Pierre Decharme 454
Deutsche Kolonisation in Südamerika. Von M. H. Klössel . . 457
Ein Vorkämpfer deutscher Überseepolitik. Von Dr. A. Zimmermann 486
Die forstlichen Verhältnisse im Nordosten Deutsch-Südwestafrikas bis zum Okavango. Von Forstkandidat E. Düttmann 493
Das deutsche Kolonialheer nach dem Etat 1900/1901. Von Major Gallus 517
Englands Herrschaft in Indien. Von Dr. E. Jung 534
Streifzüge in die Tierwelt Nordkameruns. Von Hauptmann Hutter 552
Die Italiener im Benadir-Gebiet. Von Hauptmann a. D. K. von Bruchhausen 570
Der Strike der Schafscherer am unteren Darling-Fluss. Von Dr. med. Franz Kronecker 580
Australische Rindvieh-Züchtereien. Von G. von Reiche . . . 588
Eine Wanderung nach dem Omatako (2680 m) in Deutsch-Südwestafrika. Kurt Dinter, Windhoek 604
Kiautschou in französischer Beleuchtung. Von Pr. 609
Sollen wir Buren in Südwestafrika zur Ansiedlung zulassen oder nicht? Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander . . . 610

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 42.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft

Herausgegeben von der deutschen Kolonialgesellschaft. Schriftleiter A. Seidel.

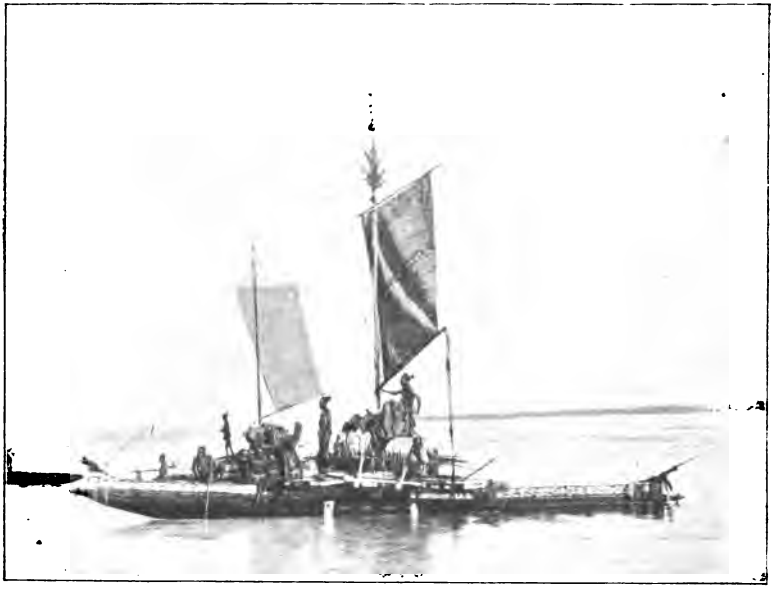
Preis für das Heft 60 Pf., für das Jahr (20 Hefte) Mk. 10.—, Ausland Mk. 12.—
Preis des I. Jahrganges gebunden Mk. 13. —

Aus dem Inhaltsverzeichnis des II. Jahrganges.

Seite.

Die Kolonialbehörden, deren Zuständigkeit und Verfahren. Bernhard von König, Geheimer Legationsrat und vortragender Rat in der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes . . 1
Bagamoyo. (Mit 10 Abbildungen). A. Leue, Hauptmann a. D. . 11
Die Beamten in den Schutzgebieten. Bernhard von König . . 33
Volk und Inseln der östlichen Karolinengruppe. M. Prager, Kapitän 47
Land- und Forstwirtschaftliches aus Kiautschou. E. Ewerlien 60
Litteraturverzeichnis über die Philippinen. Maximilian Brose, Hauptmann a. D. Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft 63, 95, 114
Die Domanialpolitik des Unabhängigen Kongostaates. Dr. R. Vauthier, Brüssel 65
Militär und Marine in den deutschen Schutzgebieten. B. von König 70
Statistik der fremden Bevölkerung in den deutschen Schutzgebieten. D. R. Hermann. 86, 210, 268, 364
Koloniale Studien. Arthur A. Brandt-Soerabaja 97
Die Bagdadbahn und die deutschen Interessen in Kleinasien. (Mit 1 Skizze.) Max Schlagintweit, Major a. D. 102
Die Ackerböden Deutsch-Südwestafrikas. Prof. Th. Rehbock . 109
Die Finanzen der deutschen Schutzgebiete. B. von König 123, 146, 177
Treibende Kräfte amerikanischer Kolonialpolitik. Carl Stroever-Chicago 129
Bizerta und die Phosphatlager von Thala. (Mit einer Karte). Hübner, Oberstleutnant 133
Im Golf von Guinea. Hutter, Hauptmann a. D. 137, 172
Der Wollhandel des Jahres 1899. E. Hermann-Nantsas . . . 161
Neuseeland. (Mit 4 Vollbildern). 165
Ernste Betrachtungen über die „Perle unserer Kolonien" Kamerun nach langjähriger eigener Erfahrung. E. von Carnap-Quernheimb 193
Militärische Massnahmen Frankreichs im Hinterlande von Algier. III. (vgl. Jahrg. I.) (Mit 1 Karte) Hübner, Oberstleutnant 204
Gold in Erythraea. Karl von Bruchhausen, Hauptmann . . . 225
Bericht über die französischen Kolonien auf der Weltausstellung 1900. Graf von Zech, Kaiserlicher Bezirksamtmann und Königlich bayerischer Kämmerer 231, 281, 301. 342
Droht der deutschen Landwirtschaft aus einer zunehmenden Besiedelung Südbrasiliens Gefahr? Robert Gernhard . . 241
Handel und Verkehr in den deutschen Schutzgebieten. B. von König 247, 284, 313
Verwaltung und Fremdenbehandlung in Indochina. Moritz Schanz 257
Statistisches über den Post- und Telegraphenverkehr der deutschen Kolonien. H. Herzog, Ober- Postdirektionssekretär 265

Der Kampf um Südafrika und die deutschen Interessen. Prof. Dr. Kurt Hassert 257, 321, 330
Handel, Kulturen und Industrien Indochinas. Moritz Schanz . 294
Udjiji. A. Leue, Hauptmann a. D. 321
Eisenbahnpläne in Indochina. Moritz Schanz 335
Künstliche Bewässerung und ihre Anwendung in unseren Kolonien. Dr. E. Jung 353
Frankreichs Unternehmungen in der Linie St. Louis-Massenga. Oberstleutnant Hübner 385
Deutsch Samoa. (Mit 3 Abbildungen) Dr. Reinecke 397
Die englische Armee unter besonderer Berücksichtigung ihrer Verwendung als Kolonialheer. Major Gallus . . . . .
Die Französische Kolonialarmee. Major Gallus . . . . . .
Ein Blick auf die wirtschaftliche Entwicklung von Tunesien. Major G. A. Kannengiesser . . . . . .



Australien und die Südsee.

Kolonial-Studien

von

Moritz Schanz.

22 Bogen gross Oktav mit zahlreichen Illustrationen.
Preis Mk. 8,—. In künstlerisch
ausgeführtem Originalband Mk. 10,—.

Einige Urteile der Presse:

Globus: „Ein vortreffliches Handbuch, das bleibenden Wert haben wird."

Hamburger Fremdenblatt: „Das Werk bietet für den Gelehrten wie den Laien, für den Leser, der lediglich Unterhaltung sucht, wie für den Kaufmann, welcher praktische Belehrung sucht, ein reiches u. m. Geschick geordnetes Wissensmaterial."

Vossische Zeitung: „Ohne Zweifel eines der besten Werke über den fünften Erdteil."

Münchener Allgemeine Zeitung: „Ein ernstes streng wissenschaftliches Werk."

Rheinisch- westfälische Zeitung: „Es giebt wohl kaum ein Werk über Australien, das sich mit diesem messen kann." „Wer eine wirklich gediegene Reisebeschreibung lesen will, der schaffe sich Schanz an."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Es verdient recht viele Leser."

Deutsche Kolonialzeitung: „Wir wünschen Herrn Schanz, was er sicher haben wird, viele Leser, dem Kolonialpolitik lesenden Publikum wünschen wir, was schwieriger zu erfüllen ist, viele solche Autoren."

Ähnlich äussern sich in längeren Besprechungen „Deutsche Zeitschrift", „Hamburger Nachrichten", „Das Echo", „Der deutsche Kulturpionier", „Darmstädter Zeitung", „Leipziger Zeitung", „Kölnische Volkzeitung", „Deutsche Welt," „Kreuzzeitung" u. s. w.

Berlin W. 35, Potsdamerstr. 42.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung.

Deutsch-Suaheli-Taschenwörterbuch v. Otto Graf v. Baudissin.

Preis geb. Mk. 3.—

Prof. D. von Sowa in der Deutschen Kolonialzeitung: Das handliche kleine Buch bildet in zweckmässiger Auswahl eine garnicht unbedeutende Zahl von Wörtern, hie und da auch kurzer Phrasen. Da der Autor auch der Zuverlässigkeit seiner Suahelisprache besondere Vorsicht zugewandt hat, wird sein Buch dem praktischen Zwecke, für den es bestimmt ist, gewiss entsprechen".

Die Deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1898

von **Maximilian Brose**, Hauptmann a. D. **60 Pfg.**

Ein vollständiger Katalog aller in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Bücher.

Die Deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1899

von **Maximilian Brose**, Hauptmann a. D. **Mk. 1.—**

Deutschsüdwestafrika im Zusammenhang mit Südafrika

von **Dr. Georg Hartmann**, **50 Pfg.**

Britische und deutsche Handelspolitik

von **Fritz Bley** und Dr. **Max Grabein**, **50 Pfg.**

Neu-Yorker Staatszeitung: „Die Brochüre ist offenbar von sachkundigen und sehr gut unterrichteten Verfassern geschrieben und verdient die weiteste Verbreitung in gut deutschen Kreisen".

England u. der Transvaal

von **Wm. Fred. Regan**,
Mitglied d. kgl. irischen Akademie und der kgl. geolog. Gesellschaft.
Umgearbeitet und vervollständigt von
R. O. Füsslein, Mk. 1.—

Wilhelm Süsserott,

Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35.

Bei Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35 erschienen

Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt

für die unteren Klassen höherer Lehranstalten
von **Dr. R. Wagner**, Oberlehrer.
Preis Mk. 1.—. *Kart. Mk. 1.25.*

Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte.

Im Auftrage einer Sektion
des Vereins Meckl. Schulmänner unter Mitwirkung von
Oberlehrer **Dr. Beltz—Schwerin**, Oberlehrer **Kraner—Doberan**,
Oberlehrer **Dr. Wagner—Schwerin.**
Herausgegeben von
Gymnasialprofessor **Dr. A. Rudloff—Schwerin.**
Se. Hoheit der Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg
hat die Widmung anzunehmen geruht.
Preis geb. Mk. 2.—.

Grundriss der Mecklenburgischen Geschichte

für den Schulgebrauch bearbeitet
von
Carl Benjes, Lehrer in Rostock.
Preis cart. 80 Pfg.

Mecklenburgische Geschichte für Volks- u. Bürgerschulen

von **C. Benjes.**
Sechste Auflage. Preis 20 Pfg.

Zeittafel zur
Mecklenburgischen Geschichte
nebst
Stammbäumen und Wappen
von **Carl Benjes.**
Preis 10 Pfennig.

Im Verlage von Wilhelm Süsserott in Berlin erscheint:

Mecklenburgische Geschichte
in Einzeldarstellungen.

Heft I. **Vorgeschichte Mecklenburgs,**
Oberlehrer Dr. R. Wagner-Schwerin und
Oberlehrer Dr. Beltz-Schwerin.

„ II. **Die Wendenzeit,**
Oberlehrer Dr. R. Wagner-Schwerin.

„ III. **Die Germanisierung Mecklenburgs,**
Professor Dr. Rudloff-Schwerin.

„ IV. **Mecklenburgs Kampf um den Vorrang an der Ostsee (die Hansa),**
Oberlehrer Rische-Ludwigslust.

„ V. **Mecklenburg im Zeitalter der Reformation,**
Oberlehrer Dr. Schnell-Güstrow.

„ VI. **Mecklenburg im Jahrhundert des Großen Krieges,**
Oberlehrer Dr. Wagner-Schwerin.

„ VII. **Mecklenburgs Verfassungsstreit im 18. Jahrhundert,**
Oberlehrer Dr. Wagner-Schwerin.

„ VIII. **Die neuere Geschichte Mecklenburgs,**
Regierungsrat Dr. Carl Schröder-Schwerin.

„ IX. **Mecklenburgische Litteraturgeschichte,**
Regierungsrat Dr. Carl Schröder-Schwerin.

Bisher erschienen von der

Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen,

1. **Vorgeschichte Mecklenburgs** von Oberlehrer Dr. Beltz und Oberlehrer Dr. R. Wagner. Mk. 6.—, Subskriptionspreis Mk. 5.—.
2. **Die Wendenzeit** von Oberlehrer Dr. R. Wagner. Mk. 3.25, Subskriptionspreis Mk. 2.60.
3. **Mecklenburg im Zeitalter der Reformation,** von Oberlehrer Dr. H. Schnell. Mk. 6.—, Subskriptionspreis Mk. 5.—.

Bestellungen auf einzelne Hefte, sowie auf sämtliche 9 Lieferungen durch alle Buchhandlungen.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Im Anschluss an die Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen erschienen:

Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg.

Im Auftrage des Ministeriums des Innern herausgegeben von ***Dr. R. Beltz.***

Preis in Rolle Mk. 4.—.

Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg

Von ***Dr. Robert Beltz.***

Preis Mk. 2.—.

Erzählungen aus der neueren Geschichte Mecklenburgs

von ***A. Bredow.*** 2. Auflage. Mk. 1.—.

Bilder aus der volkswirtschaftlichen u. politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708)

von ***Dr. G. von Buchwald.*** Mk 1.25.

Das älteste Mecklenburger Karfreitaglied, zugleich der erste Liederdruck Mecklenburgs.

Ein Beitrag zur Litteratur des niedersächsischen Crux fidelis

von ***Dr. A. Freybe.*** Mk. 1.20.

Kirchliche Verhältnisse in Mecklenburg

von ***Pastor G. Mau.*** Mk. 2.—.

Das Bekenntnis des Herzogtums Mecklenburg

von ***Dr. H. Schnell.*** Mk. 1.25.

Mecklenburgische Ausführungsverordnungen zum Bürgerlichen Gesetzbuch

von Geh. Ministerialrat ***Dr. A. Langfeld.***

Mk. 14.50, in Halbfranzband gebunden Mk. 17.—.

Bei Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschien

Johanna Klemm, das kleine Klosterfräulein.

Erzählung für junge Mädchen und solche, die mit der Jugend fortleben.

Preis gebd. Mk. 4,—.

Der Vorstand des Vereins zur Reform der Jugendlitteratur urteilt: Die Empfehlung, mit der die Verlagsbuchhandlung das Buch begleitet, sagt nicht zu viel, wir freuen uns, derselben Wort für Wort zustimmen zu können, ohne von dem Standpunkt abzuweichen, den wir Backfisch- und Pensionsgeschichten gegenüber im allgemeinen einnehmen. Der Wert dieser Erzählung liegt vor allem in dem Gebiete, in dem sie geschrieben ist, in der mit den einfachsten Mitteln erzielten Wirkung, sodass sie im besten Sinne des Wortes didaktisch genannt werden kann, ohne lebhafte Aufdringlichkeit. — Wir können nur wünschen, dass die reine und edle Absicht der Verfasserin, die in feiner und poesievoller Form sich darstellt, von älteren und jüngeren Leserinnen verstanden und beherzigt werde.

Johanna Klemm, Kloster Ulfingen.

Erzählung für junge Mädchen. Preis gebd. Mk. 4,—.

Vossische Zeitung, Berlin: Dieses Buch ist gewissermassen eine Fortsetzung des „kleinen Klosterfräuleins", das die Verfasserin vor Jahresfrist veröffentlicht hat, bietet aber gleichzeitig eine in sich abgeschlossene Geschichte. Die Verfasserin wandelt als Jugendschriftstellerin ihre eigenen Wege und bemüht sich, in ihren Darstellungen das Schablonenhafte zu vermeiden. Ihre Charaktere sind aus dem Leben gegriffen und mit feinem künstlerischen Gefühl durchgeführt.

M. Schliemann, Klaus Hansen.

Historische Erzählung aus Mecklenburgs Vergangenheit.

Preis Mk. 2,—, gebd. Mk. 2,60.

Rostocker Zeitung von 7. 9. 1900: Schliemann erzählt uns in einem fesselnden Buche den Roman eines Rostocker Helden, des Schiffshauptmanns Klaus Hansen. Mit lebendiger Anteilnahme lesen wir von seinen Fahrten, von seiner grossen Tapferkeit uud seinen Siegen, hören wir von seinem unverschuldeten Unglück und endlich seinem tragischen Tod. Der Charakter des Helden ist vollendet dargestellt, ein harter rauher Kriegsmann, der doch das weichste Herz hat, der in innigster Liebe seinem Weibe und seinem Kinde zugethan ist. Wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung nicht nur in Rostock, sondern in ganz Mecklenburg und Niedersachsen. Der Verfasser entrollt uns ein Bild aus den glanzvollen Tagen der Hansa, das uns unsere engere und weitere Heimat und ihre Geschichte nur lieber und vertrauter machen kann.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 35,
Potsdamerstrasse 42.

Das dekadente Jahrhundert.

Streifzüge durch die moderne Litteratur
von **Rudolf Eger.**

Preis 50 Pfg.

Jeder, der für unsere deutsche Litteratur ein Herz hat, wird das vornehm ausgestattete Büchlein gern lesen. Der Verfasser plaudert in flotter und anregender Weise, er geisselt die Auswüchse unser „Moderne".

Herders nordische Studien

von Dr. Wilhelm Grohmann.

Preis Mk. 1,50.

Daniel Sanders.

Sein Leben und seine Werke.

Festschrift zum 70. Geburtstage.

Mit Portrait.

Zweite Auflage. Preis 90 Pfg

Reform im Schulzeichenunterricht

von **Emanuel Grosser.**

Preis 50 Pfg.

Soeben erschien und ist durch jede bessere Buchhandlung oder die Verlagsbuchhandlung zu beziehen

Swinegel- Geschichten.

Vertellt von Korl Beyer.

C. Beyer, Verfasser von „Anastasia", „Um Pflicht und Recht" etc.

2. Auflage.

Preis Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50.

Der Swinegel nebst Frau und Kindern ist aus Bechsteins Märchensammlung in der ganzen weiten Welt bekannt. Auch John Brinckman hat eine herzerfrischende Swinegelgeschichte geschaffen. Von beiden geht Beyer aus. Er hat ein ganzes Büchlein voller Sagen und Mären aus Swinegels Leben erlauscht und erfunden und mit viel **Witz** und **humorvoller** Behaglichkeit fesselnd erzählt. Ein schalkhaftes frohes Lachen spielt um des Erzählers Lippen, und dieses Lachen steckt an. Für alle, die Reuter kennen und lieben, ist dieses Büchlein das sinnigste und beste Geschenk. Zum Vorlesen im Familienkreise giebt es kein besseres Buch. Dass nach einem Zeitraum von 6 Wochen die 2. Auflage erscheinen musste, das zeugt wohl auch von dem Werte des Werkes.

Hochachtungsvoll

Wilhelm Süsserott.

Berlin W. 35.

Potsdamerstrasse 42.

John Brinckman

Das Leben eines niedersächsischen Dichters
von W. S.

Mit 13 Abbildungen. Mk. 2.— gebd. Mk. 2.60.

Rostocker Anzeiger: als eine höchst willkommene Gabe zu bezeichnen, zumal es dem Verfasser gelungen ist, mit bereitwilliger Unterstützung seitens der noch lebenden nächsten Verwandten ein abgerundetes Lebensbild des Dichters zu entwerfen. Eine Anzahl bisher unbekannter, dem Nachlass entnommener Gedichte und reicher Bilderschmuck sind dem Texte eingefügt.

II 6÷9

Im Verlag von Edmund Stein in Potsdam ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Diaspora

der deutschen evangelischen Kirche

in Rumänien, Serbien und Bulgarien

mit besonderer Berücksichtigung der Schulverhältnisse

von

Pfarrer **H. Meyer,**

früher in Braila und Bukarest.

Mit 65 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte in Farbendruck.

Der Verfasser schreibt in seinem Vorwort: Das Interesse an der Mitarbeit zu wecken und an seinem bescheidenen Teile beizutragen, dass das evangelische Deutschland immer mehr Verständnis für die Wichtigkeit der deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande gewinnt, ist der Zweck dieses Buches. Es führt den Leser in ein grosses Diasporagebiet, an die untere Donau nach Rumänien, Serbien und Bulgarien, wo dank der Hochherzigkeit edler Fürsten unsere Landsleute in Ruhe und Frieden ihrem evangelischen Glauben leben können. -- Da ich ungefähr sieben Jahre an der unteren Donau thätig war und den grössten Teil der in Betracht kommenden Gemeinden aus eigener Anschauung kenne, glaube ich ein ziemlich klares Bild der dortigen Diaspora geben zu können. Die Akten mehrerer Gemeinden habe ich studiert, und wo es nicht möglich war, haben einige der dortigen Amtsbrüder und Lehrer mir das nötige Material zur Verfügung gestellt, wofür ich denselben hiermit öffentlich danke. Sonstige Quellen, die benützt wurden, sind im Text angegeben.

Möge das Buch der Gustav-Adolf-Sache und der Diasporapflege neue Freunde zuführen, und möge es den einstigen Gemeindegliedern an der unteren Donau mit einem Gruss aus der Heimat den Beweis liefern, dass die Diasporapfarrer auch nach ihrer Rückkehr ins Vaterland an das Wohl und Wehe der Glaubensgenossen in der Fremde gedenken!

Der Reichsbote 1901 No. 99 urteilt: Jedem, der sich für die Diaspora unserer **deutsch-evangelischen Kirche interessiert,** kann ein Buch nicht dringend genug empfohlen werden, das soeben im Verlage von Edmund Stein-Potsdam, Jäger-Kommunikation 9, erschienen ist. Es ist freilich nur das **Gebiet der unteren Donauländer,** das es behandelt, aber gerade diese Diaspora ist vielleicht die interessanteste und instruktivste, die wir haben, weshalb auch die höchste Kirchenbehörde derselben stets ein besonders reges Interesse entgegengebracht hat. Will man sich darum einmal über deutsch-evangelische Verhältnisse des Auslandes orientieren, so greife man zu diesem Buch. Der Verfasser ist Pastor Meyer-Alt-Töplitz bei Potsdam, der selbst jahrelang Pfarrer in Braila und Bukarest gewesen ist und demnach alle Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt. Das Werk ist mit grosser Übersichtlichkeit, Klarheit und Objektivität geschrieben . . ., hat schönen, klaren Druck, ist reich illustriert, was besonders angenehm berührt, und empfiehlt sich äusserlich durch einen festen und vornehmen Einband, so dass der Preis von 12 Mk. für das gebundene Exemplar ein durchaus mässiger genannt werden muss.

gr. 8° Format 480 Seiten.

Preis broschiert Mk. 10.—, gebunden Mk. 12,—.

Gegen Einsendung des Betrages erfolgt portofreie Lieferung.

Potsdam. *Edmund Stein.*

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405

DUE AS STAMPED BELOW

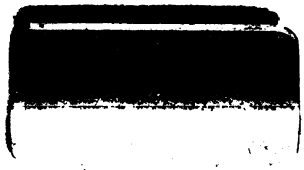
RECEIVED
MAY 29 1996
CIRCULATION DEPT.

JUN 17 1997

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C057121194

665792 DU742 T3

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY